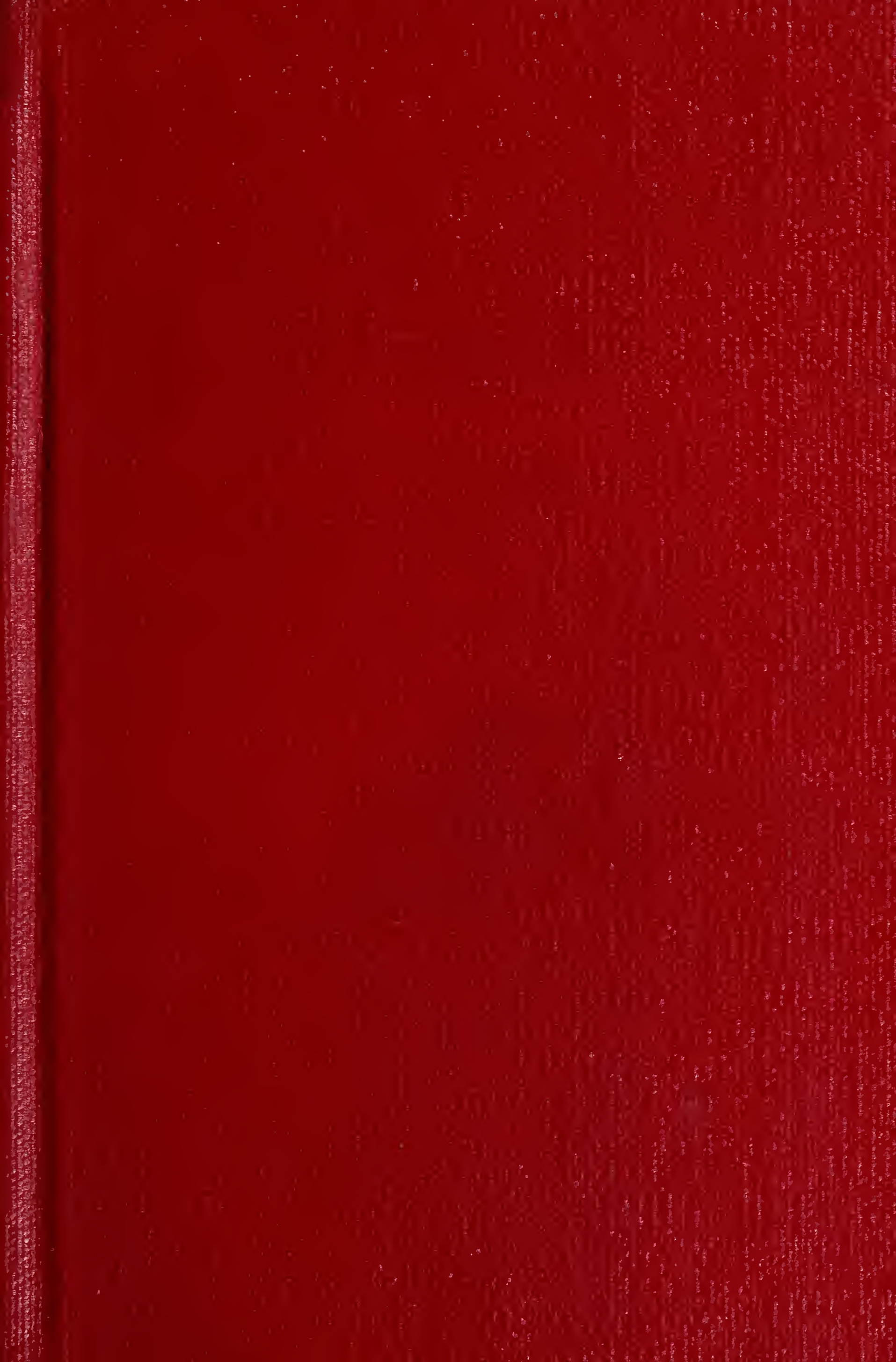



the
university of
connecticut
libraries



Bürgermeister Mönckeberg







Bürgermeister Mönckeberg

Bürgermeister Mönckeberg

Eine Auswahl
seiner Briefe und Aufzeichnungen

Herausgegeben
von

Carl Mönckeberg

Mönckeberg, Johann



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1918

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Einbandzeichnung von Paul Renner

Frau Mathilde Mönckeberg,

der Witwe des Bürgermeisters,

unserer lieben Mutter



Inhalt



Vorwort

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wandert Ernst Friedrich Mönckeberg gleich nach seiner Konfirmation aus der kleinen hannöverschen Stadt Münder am Deister, wo seine Vorfahren schon während des Dreißigjährigen Krieges als Bürger, Bäcker und Brauer gesessen hatten, geradeswegs nach Hamburg, um dort den Handel zu erlernen. Er bringt es als Tuchhändler zu Wohlstand und Ansehen; ein Bildnis aus den besten Mannesjahren zeigt ihn uns in rotsamtnem Staatsrock und weißer Atlasweste, das gepuderte Haar in Schnecken um die Ohren frisiert, ein scharfgeschnittenes Gesicht mit klugen, sprechenden Augen und einer großen Hakennase. Die Sage meldet, daß er in gesunden Tagen der längste Mann an der Börse, später infolge eines wahrscheinlich gichtischen Leidens derartig zusammengeschrumpft sei, daß eine Frau ihn auf ihren Armen hätte die Treppe hinauf- und hinuntertragen können.

Sein Sohn Johann Georg besucht schon als Schüler des Akademischen Gymnasiums jede Bücherauktion und hinterläßt bei seinem Tode die wertvollste hamburgische Bibliothek von Seltenheiten sowie beträchtliche Sammlungen von Münzen und Autogrammen. 1788 promoviert er in Göttingen als Lizentiat der Rechte. Mit Zopf und blauem Frack arbeitet der kleine geistvoll aussehende junge Mann am Reichskammergericht zu Wetzlar. Ihn, der aus dem Hamburg der Büsch, Reimarus, Lessing und Claudius kam, betört keine Wertherstimmung; die vielen Herzensneigungen, von denen sein Tagebuch berichtet, sind galant und sentimental, aber für beide

Teile ungefährlich. Bei seiner Rückkehr in die Vaterstadt findet er die gebildeten Bürgersleute um ihren Barden Klopstock gruppiert. Harmlos begeistert feiern sie die Französische Revolution mit Liedern, Bowle und Papierlaternen. Doch bald wird man des Ernstes der Zeiten inne, da die Stadt sich mit Tausenden von Emigranten füllt. In einigen Jahren bringt Mönckeberg es bis zum Sekretär und Bibliothekar der Kommerzdeputation; daneben betreibt er die Advokatur im großen Stil und ist unter anderem der Anwalt der bedeutenden jüdischen Kaufleute. Schwere, erschütternde Prüfungen: Franzosenzeit, Kontinentalsperre; dann der Rückschlag: mit Hilfe der sich zahlreich in Hamburg niederlassenden englischen Kaufleute gedeiht der heimische Handel so sehr, daß Hamburg in Süddeutschland als englische Faktorei verlästert wird. 1816 liegt das erste englische Dampfschiff im Hafen. Als Mann von vielseitigen Kenntnissen und ausgesprochenem Deutschtum nimmt Mönckeberg den Geist der zeitgenössischen Klassiker und der Befreiungskriege in sich auf, beteiligt sich mit scharfsinnigem Rat an den der Franzosenzeit folgenden Reformbestrebungen und ist, wohlbestallt und allgemein geschätzt, während der letzten sechzehn Jahre seines Lebens ein hervorragendes Mitglied des Senats. Zur Zeit seiner Wahl hat Hamburg etwa 140 000 Einwohner. Die Befestigungswerke werden teilweise abgetragen und weichen schönen Wallpromenaden und Stadtgrabenanlagen. Vor dem Alsterpavillon sitzt Heinrich Heine mit dem Verleger Kampe und mokiert sich über seinen Onkel Salomon Heine. Während der alte Senator beerdigt wird, bricht in Hamburg der große Brand aus, Anfang Mai 1842. In denselben Tagen wird die Strecke Hamburg—Bergedorf der Berlin-Hamburger Eisenbahn eröffnet. Unter Mönckebergs vielen Kindern befindet sich ein Jurist, ein Arzt und ein Theolog.

Carl, der Theolog, ein breiter, fröhlicher Riese, tritt aus dem rationalistischen Dunstkreis seiner Vaterstadt jung und empfänglich in die aufregende Luft der von Lücke in Bonn und Göttingen und von Schleiermacher in Berlin verkündeten neuen Lehre. Die preußische Hauptstadt kommt ihm, mit Hamburg verglichen, recht kleinbürgerlich vor. Nachdem er England und Frankreich bereist und seiner Orthodoxie wegen längere Zeit kein Pfarramt gefunden hat, wird er Pastor an Sankt Nicolai und predigt als solcher 50 Jahre lang bis an sein Ende, ein leidenschaftlich frommer und eifriger Christ, zugleich theologischer und historischer Schriftsteller von großer Gelehrsamkeit. Durch Eltern und Schwiegereltern mit begüterten, einflußreichen Ratsfamilien mannigfach verbunden, pflegt er in seinem Pfarrhause neben der schlichten und innigen Schönheit der Biedermeierzeit stolz und selbstbewußt die patrizischen Überlieferungen. Aus der kaufmännischen Verwandtschaft seiner Frau, die eine Schröder war, erstrecken sich seine Beziehungen bis nach London und Petersburg hinüber und lassen den immer etwas kosmopolitischen Hamburger sich der großen Welt Englands in mancher Hinsicht näher fühlen als den kleineren binnenländischen Verhältnissen. Unter den durchweg sehr gebildeten und tief religiösen Freunden des Hauses finden wir den bedeutenden Syndikus Karl Sieveking, der schon in den vierziger Jahren für den Erwerb von Kolonien und für die Gründung einer hamburgischen Universität eintrat, den berühmten Vater der Inneren Mission und des Rauhen Hauses, Johann Hinrich Wichern, ferner den feinsinnigen Direktor Wolff und seine Frau, die in erster Ehe mit dem Dichter Immermann verheiratet gewesen war und auch späterhin als Freundin von Putlitz und Geibel eine literarische Rolle gespielt hat. Die starke, lebensvolle Natur des Pastors läßt sich auch durch schwere Trübsal, die

das Leben der Seinen lange Zeit verfinstert, nicht niederbeugen. Zwei Töchter sterben nach mehrjährigem Krankenlager als heranwachsende Mädchen. Die zarte Gattin, seelisch und körperlich davon mitgenommen, schwebt viele Monate in Lebensgefahr. Ohne je wieder ganz zu genesen, reift sie immer vollendeter zu der überlegenen, Güte und Weisheit vereinigenden ehrwürdigen Figur, deren Zauber noch heute, zwanzig Jahre nach ihrem Tode, allen Enkeln gegenwärtig ist. Von Natur eher schreckhaft und bang, erstarkt ihre verschüchterte Seele an dem Glauben des viel weltlicher gearteten Mannes zu einer Lauterkeit und freudigen Geduld des Christentums, die allem Irdischen gewachsen ist. Ihr gelebtes Beispiel wird je länger, je mehr für den ältesten Sohn Georg der Beweis einer Weltanschauung und gibt ihm die Grundlage, von der aus er das Leben beurteilt und sich mit den Dingen der Welt auseinandersetzt. Niemand hat so tief und entscheidend auf ihn gewirkt wie seine Mutter. Sie ist die eine der beiden Frauengestalten, denen er, wie keinem Manne, bis in seine letzten Tage nicht müde wird, für alles zu danken, was er Rechtes getan und Glückliches erreicht hat.

Dieser älteste Sohn Georg (unser Vater) war schon in seiner frühen Jugend wegen seines hellen Verstandes und der unbedingten Zuverlässigkeit seines Charakters die große Hoffnung der Seinen; aber zugleich ein Sorgenkind: er leidet an Asthma und Schwerhörigkeit und muß alljährlich in Bäder geschickt werden, um sich gehörig zu kräftigen. Nur langsam verringert sich die Anfälligkeit des hoch aufgeschossenen Knaben. Bei zunehmendem Wohlbefinden wendet er sich, frühreif und wißbegierig, mit Vorliebe von der Altertumskunde den Zuständen der Gegenwart und den modernen Sprachen zu, und zwar in einem mehr politischen als theoretischen Sinne. Eine Zeit-

lang, noch beim Verlassen des Gymnasiums, kämpft in ihm die Sehnsucht nach einer öffentlichen Tätigkeit im Stadtregiment, wie sie der Großvater ausgeübt, mit dem Gefühl einer geistlichen Verpflichtung. Ihm fällt ein Stein vom Herzen, als in der Familie die Formel gefunden wird, der Jüngling tauge seines Asthmas wegen nicht zum Prediger. Aber aus den Tagen der körperlichen Schwäche und der seelischen Bedrängnis bleibt in dem Manne, auch nachdem sich seine Gesundheit (bis auf regelmäßige gichtische Erkrankungen) gebessert hat, noch lange ein eigentümlicher Zwiespalt zurück: bei großer Leichtigkeit des Aufnehmens und Wiedergebens eine nur durch den Willen überwindbare Scheu, als ob er der Praxis nicht ganz gewachsen sein würde; ein leises Mißtrauen gegen die eigenen Mittel und Gaben, sobald es sich darum handelt, die gewohnten Kreise zu verlassen und mit Leuten anderen Schlages in Wettbewerb zu treten.

Als Kind erlebt Mönckeberg den großen Brand und die sich daran anschließende Umgestaltung des alten Hamburg nach den trefflichen Plänen von Semper und Chateauneuf. Die im Revolutionsjahr anhebenden Verfassungskämpfe bilden während der zwölf Jahre, die sie dauern, das tägliche Gespräch in der Familie, anders beurteilt vom Vater, der die bedrohte Autorität der Kirche gegen die liberalen Neuerer verteidigt, anders vom Sohne, der die Reformen als notwendig begreift und in dem endlich geschlossenen Kompromiß einen gesunden Fortschritt begrüßt. Die Handelskrisis von 1857 gibt dem die praktischen Dinge aufmerksam verfolgenden Primaner viel zu denken. Zwei Brüder der Frau Pastor mußten ihr Geschäft schließen, wanderten nach Triest aus und begannen dort von vorn. Das Behagen, das sie in ihrer neuen Heimat fanden, vertieft in der Familie die ohnehin lebhafte Zuneigung

zu Österreich, jene großdeutsche Stimmung, die in Hamburg allgemein verbreitet war und ihm 1866 bald seine Selbständigkeit gekostet hätte.

In den sechziger Jahren finden wir Mönckeberg — als Studenten in der Heidelberger Burschenschaft Franconia und bei der Examensvorbereitung in Göttingen, als jungen Doktor der Rechte auf Reisen in England und Frankreich, daheim als Advokaten und Offizier des Bürgermilitärs — in wachsender Bewunderung Bismarcks, dessen politische Meisterschaft ihn an Preußens Mission in Deutschland nicht länger zweifeln läßt. Man fühlt das Herannahen großer Veränderungen. Die Justiz trennt sich von der Verwaltung; vor Gewerbefreiheit und Freizügigkeit verschwinden Akzise und Torsperre. Hamburg wird Mitglied des Norddeutschen Bundes.

1867 verheiratet sich der erfreulich vorwärts kommende Anwalt mit Mathilde Tesdorpf, der Adoptivtochter des kaufmännischen Senators Adolf Tesdorpf. Dadurch mancherlei neue Beziehungen, auch zum Auslande: zu den Tesdorpfschen Verwandten in Dänemark und zu der leiblichen Verwandtschaft der jungen Frau, die aus der Schweiz stammt und deren Geschwister fast alle nach Nord- oder Südamerika ausgewandert sind. Ein Oheim ist der Schweizer Dichter Reithardt, ein Vetter der Jesuitenpater Baumgartner. Der früh verstorbene Vater, Professor Dr. Vorberg, war Lehrer der alten Sprachen und ein fruchtbarer Literarhistoriker gewesen. Das Mozartsche Temperament der durch und durch musikalisch begabten und geschulten, unerschöpflich sangeslustigen jungen Frau hebt die gesamte Tonart des Mönckebergschen Daseins um einige Noten höher, ihre frische und graziöse Heiterkeit stimmt das Familienleben des neugegründeten Hauses auf einen Klang gesunder, glücklicher Lebenslust und fromm natürlichen Weltgenusses.

Dabei bleibt es in 41jähriger Ehe allem Älter- und Schwächerwerden zum Trotz. In den ersten zwanzig Jahren werden die neun Kinder geboren, in den zweiten verheiraten sich die fünf Töchter, ziehen die vier Söhne einer nach dem andern auf die Universität, und auch von ihnen landen die älteren schon im Hafen des Amts und der Ehe. Sorge und Trauer ziehen wie Wolken über Eltern, Kinder und Enkel dahin, nichts Menschliches bleibt ihnen geschenkt, aber der tieflebendige Frohsinn der kleinen Mutter steckt an und vererbt sich und besiegt noch in ihrem Alter, noch in ihren Nachkommen auch sehr unfreundliche Launen des Schicksals.

Aus den Jahren 1870/71 geht Mönckeberg als vorbehaltloser Reichsdeutscher hervor, vielleicht bisweilen zweifelnd, ob Hamburg, das er, aller staatsrechtlichen Konstruktionen ungeachtet, doch eben im Grunde nur als Stadt zu denken gewohnt war, sich auch in Zeiten des Konflikts neben Königreichen und Großherzogtümern als vollwertiger und selbständiger Bundesstaat würde behaupten können und ob es zum „Staatmachen" auch immer die nötigen Mittel haben werde. Gleich nach dem Kriege wird er Mitglied der Bürgerschaft. Sein unverkennbares Talent für Finanzdinge verschafft ihm alsbald den Vorsitz im Budgetausschuß. Noch nicht 37jährig, wird er 1876 in den Senat gewählt und durch Bürgermeister Petersen feierlich eingeführt. Von kleineren Ämtern abgesehen, wirkt er während des nächsten Jahrzehnts zuerst in der Finanzdeputation, später in der Oberschulbehörde und als zweiter Polizeiherr, bis er 1885 den Platz einnimmt, für den er bestimmt war und auf dem er sich 23 Jahre lang auszeichnen sollte: den Vorsitz in der Kämmerei als Leiter der hamburgischen Finanzen. Die achtziger Jahre bringen mit der Zollanschlußsache den ungleichen Kampf Bismarck kontra Hamburg. Auf

wichtige politische Verhandlungen mit dem Reich folgen die technischen Vorstudien und die vom Oberingenieur Andreas Meyer mit äußerster Energie geförderten Ausführungsarbeiten. Mit den Elbufern und den Hafengegenden wandelt sich das alte Hamburg von Grund aus. 26 000 Einwohner müssen sich neue Unterkunft suchen. Bedenken gegen die Sache selbst und, nachdem sie beschlossen, gegen die finanzielle Tragweite der von den Technikern empfohlenen Projekte treiben Mönckeberg zu der Gruppe um Kirchenpauer, die dem Bürgermeister Versmann als dem führenden Staatsmann scharfe Opposition macht, und sich am Schluß, in der Hauptsache unterlegen, mit dem Bewußtsein tröstet, Hamburg vor übermäßigen Kosten bewahrt zu haben. 1888, im Todesjahre Wilhelms I. und Friedrichs III. sieht der Hafen zum erstenmal, nach Zahl und Raumgehalt, mehr deutsche als englische Schiffe. Im Oktober kommt Wilhelm II. zur Einweihung der Zollanschlußbauten nach Hamburg. In diesem Jahre rückt Mönckeberg durch das Ausscheiden verehrter älterer Kollegen zum drittältesten juristischen Senatsmitglied empor und wird auf das Jahr 1889 zum Bürgermeister gewählt. Die Stetigkeit der großen Politik scheint ihm nicht gefährdet, solange Bismarck lebt; da wird Bismarck (1890) entlassen. Hamburg ergreift offen und leidenschaftlich für seinen Friedrichsruher Nachbar Partei. Mönckeberg nennt es bei weitem sein größtes Erlebnis, daß er in diesem Jahrzehnt des Fürsten nähere Bekanntschaft machte, bei ihm verkehrte und ihn wiederholt bei sich begrüßen konnte. Erst als der Gegensatz zwischen Kaiser und Bismarck verblaßt und das Leben des Großen zur Neige geht, entwickelt sich auch zwischen Hamburg und dem Kaiser die unbefangene gegenseitige Sympathie, die sich alljährlich in häufigen Besuchen, Festen und Regatten ausspricht.

1892, fünfzig Jahre nach dem großen Brande, wird Hamburg von der Cholera heimgesucht. Mönckeberg führt den Vorsitz im Senat an Stelle des hoffnungslos erkrankten alten Petersen. Seine ganze Amtszeit von hier an bis an sein Lebensende ist erfüllt von den Arbeiten, die man als Folgen teils des Zollanschlusses, teils der Cholera bezeichnen kann. Hamburg nimmt als Hafen und als Weltstadt einen unerwartet schnellen und großartigen Aufschwung. Mißstände, die uns bei der Bekämpfung der Seuche klar geworden, zwingen gleichzeitig zu einer Reform der Verwaltung und zur Sanierung großer Stadtteile. Das Wohnungsbedürfnis der rasch zunehmenden Bevölkerung (1890: 570000, 1908: 861000 E.) verlangt Bebauungspläne und neue Häuserviertel, das Wachstum von Handel und Schiffahrt erheischt immer größere Hafenerweiterungen und außer der Untertunnelung der Elbe die völlige Umgestaltung unserer Bahnhofsanlagen. Das Umsichgreifen der Wohnstadt führt mehrmals zu der Eingemeindung entlegener Vororte und Landgemeinden, was wiederum eine Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel zur Folge hat, bis zur Stadtbahn und Hochbahn. Mit der Sanierung und den Ausschachtungen für die Untergrundbahnen gehen Straßendurchbrüche einher, die innere Stadt wird mehr und mehr zu einer aus lauter riesenhaften Kontorhäusern bestehenden City. Macht und Selbstbewußtsein des gemeinen Wesens beginnen sich auch in den Staatsgebäuden architektonisch auszudrücken. An das kaum vollendete neue Rathaus reiht sich eine große Zahl öffentlicher Bauwerke, für die Denkmäler fließen die Gelder nur allzu reichlich. Das geistige Leben bleibt nicht zurück. Künste und Wissenschaften blühen. Unter Brinckmann gelangt das Museum für Kunst und Gewerbe, unter Lichtwark die Kunsthalle zu großer Berühmtheit. Die ham-

burgischen Krankenhäuser wetteifern in Ausstattung und medizinischer Leistung mit den besten im Reich. Die lange Reihe von Wissenschaftlichen Anstalten erhält weiteren Zuwachs. In dem allgemeinen Vorlesungswesen mit seinen Professuren und Seminaren entsteht die erste deutsche Volkshochschule. Wie ihm das Kolonialinstitut mit der Pflege aller Auslands- und Überseeinteressen an die Seite tritt, ergibt sich alsbald die Aufgabe, die beiden Hamburg eigentümlichen Einrichtungen zu einer modernen, hanseständtischen Universität zu verschmelzen.

Den Reichtum dieser gleichzeitigen Entwicklungen andeuten, heißt auch die Vorstellung davon erwecken, welcher Arbeit es bedarf, ihnen die Wege zu bahnen. Alljährlich gilt es, die Einnahmen den steigenden Ausgaben anzupassen, neue Steuerquellen zu erschließen, die Lasten richtig zu verteilen und jedes einzelne Vorhaben so verständig wie möglich zu finanzieren. Hier ist Mönckeberg in seinem Element. Nach außen tritt er als Finanzmann am sichtbarsten hervor, wenn er in der Bürgerschaft zweimal des Jahres an den Haushaltsberatungen teilnimmt oder die unter seinem Vorsitz ausgearbeiteten großen Verkehrsprojekte verteidigt. Als die Reichsfinanzreform aufs Tapet kommt, schicken die Senate der drei Hansestädte ihn gemeinschaftlich als ihren Vertreter nach Berlin, wo im Kanzleipalais die Vorbesprechungen stattfinden.

Neben den eigentlichen Amtsgeschäften die kaum geringere Bürde der neudeutschen Repräsentation. Blicken wir heute aus dem Gesichtswinkel des Krieges auf das bunte Gedränge all jener Aufzüge, Mahlzeiten, Einweihungen, Schiffstaufen, Paraden, Denkmalsenthüllungen, Kongresse, Gedächtnisfeiern und Sportfeste zurück, so beklemmt uns der Gedanke, ob

Reich und Bundesstaaten ihr Wohlergehen der Welt nicht allzu laut und glänzend vor Augen geführt haben. Mönckeberg hatte von Haus aus für diese Seite des Regierens wenig übrig; allmählich findet er Geschmack daran, weil er den rednerischen Teil der damit verbundenen Pflichten spielend bewältigt und weil ihm die Menge der ungewohnten Eindrücke und der neuen Bekanntschaften als eine erfrischende Unterbrechung des immerhin engen hamburgischen Staatslebens willkommen sind. Wie haben die Zeiten sich geändert: aus dem einst als angloman verschrienen Hamburg gehen die stärksten Kundgebungen für die deutsche Flotte in die Welt; hier berufen Kaiser und freier Stadtbürger einhellig den Geist der alten Hansa und leiten von ihm ihre Seefreudigkeit ab — allerdings im „mess dress“.

Arbeit und Repräsentation lassen dem Bürgermeister, in dessen großgewölbtem Schädel sich die Gedanken wie von selber ordnen, noch Zeit zu schöngeistiger und wissenschaftlicher Lektüre in mehreren Sprachen, zu familiengeschichtlichen Studien und zu einer harmlosen Geselligkeit im weiteren Freundes- und Verwandtenkreise. Mit jugendlicher Aufnahmefähigkeit genießt er die schönen Reisen, die ihn Jahrzehnte hindurch regelmäßig ins Gebirge und erst mit vorgerücktem Alter mehrmals nach dem geliebten Italien führen.

Schon in seinem 28. Jahre hatte Mönckeberg einen schweren Gichtanfall gehabt. Das alte Erbleiden hatte ihm aber seitdem nur in langen Zeitabständen und nicht allzu bösartig zugesetzt. Seit den neunziger Jahren meldet es sich immer häufiger und bedrohlicher. Es hält ihn zu seinem Verdruß wieder und immer wieder vom Rathaus fern, stört seine Reisepläne und zwingt zu monatelangen Kuren, wie er sie sonst nicht gekannt hatte. Mit Sorgen sieht er einen Zu-

stand geminderter Leistungsfähigkeit vor sich. Nichts widerstrebt ihm so sehr, wie mit halber Kraft dem Amte vorzustehen, das die ungebrochene Gesundheit eines ganzen Mannes erfordert. In guten Tagen vergißt er es wohl; in schlechten prüft er sich, wie lange er auf seinem Platze noch ausharren darf, und bereitet sich schon, den schweren Schritt zu tun, bevor andere es an der Zeit finden. Auf einmal ist es aus; der Tod macht es gnädig und nimmt ihn schnell und sanft mitten aus der Arbeit hinweg.

* * *

Seit mein Vater am 27. März 1908 gestorben war, beschäftigte mich der Plan, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Sollte die Aufgabe in ihrer Besonderheit erfaßt und im Sinne des Verstorbenen gelöst werden, dann lief sie auf eine Familien- und Stadtgeschichte hinaus, auf eine Schilderung, wie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrunde des schnell wachsenden Hamburg, mit seinen Schicksalen aufs genaueste verwoben, ein bürgerliches Geschlecht ausbreitet und betätigt. Denn Mönckeberg selbst empfand sich durchaus als eingereiht und verstrickt in die Zusammenhänge der Geschichte und der Umwelt, er wollte nichts für sich sein, sondern liebte den Gedanken der Zugehörigkeit zu Vorfahren und Mitlebenden, sah sich bedingt durch Überlieferungen und Institutionen, ein Glied der sich wandelnden staatlichen und kirchlichen Gemeinde. Das bekunden die Schriften, die er über seinen Großvater und seinen Vater geschrieben, ebenso deutlich wie die lange Reihe von Kapiteln, in denen er Abschnitte seines eigenen Lebens dargestellt hat. So war denn das Werk, an das ich mich mit großer Liebe heranwagte, zwar sehr verlockend wegen der Buntheit

und Fülle des zu bearbeitenden Stoffs, aber eben deshalb viel zu weitschichtig, um rasch aus der Stelle zu rücken.

Einen Teil meiner Vorarbeiten benutzte ich im Jahre 1913 zu einem Vortrag im Verein für Hamburgische Geschichte. An Bekanntes und Nahevergangenes anknüpfend, wollte ich den vielen, die ihn geschätzt hatten, Mönckeberg als Privatmann und Familienvater zeigen, wie er auf der Höhe seiner amtlichen Wirksamkeit als Bürgermeister, mitten in dem täglichen Andrang der finanzpolitischen und repräsentativen Geschäfte, Lust und Leid der heranwachsenden Generation miterlebte, auf die Werdenden ohne Zwang, oft mit Humor, niemals von oben herab, einzuwirken und sie allein durch Liebe und Vertrauen und durch die Kraft seines gefestigten Wesens zu stützen suchte. Zu diesem Zweck las ich an seine Kinder gerichtete Briefe vor und hatte die Genugtuung, selbst denen, die ihn lange gekannt hatten, etwas Neues zu bieten. Denn auch in der freundschaftlichsten Unterhaltung war es nicht Mönckebergs Art gewesen, mit seinen Gefühlen und Ansichten so weit aus sich herauszukommen wie hier im schriftlichen Verkehr mit seinen Kindern. Das familiäre Bildnis, das sich aus so zarten und liebenswürdigen Zügen zusammensetzte, wurde zugleich ein lebendiges Gegenstück zu dem Staatsporträt, das Bürgermeister Burchard in seiner Gedächtnisrede von dem Verstorbenen entworfen hatte und das die amtliche und staatsmännische Seite seines Wesens meisterhaft schildert.

Im nächsten Jahre gab es Krieg. Von der West- an die Ostfront und wieder an die Westfront verschlagen, konnte ich lange an eine Fortsetzung der begonnenen Arbeit nicht denken. Endlich wagte ich es im vorigen Winter und nahm von einem Urlaub mehrere hundert Briefe meines Vaters mit ins Feld hinaus. War die Wiederaufnahme der großen Biographie auch

bis auf weiteres unmöglich, so sollte zum zehnjährigen Todestage wenigstens jener Vortrag vom Jahre 1913 in erweitertem Umfang erscheinen. Die wenigen Blätter von damals bildeten den Kern, an den sich nun bei Sichtung der vielen erinnerungsreichen Briefe mehr und immer mehr ansetzte, so daß mir das Konzept bald über die ursprüngliche Absicht anschwoll. Darum legte ich mir eine doppelte Beschränkung auf: ich wählte (von den ersten vier kurzen Auftakten abgesehen) nur Briefe aus der Bürgermeisterzeit und unter diesen nur solche, deren Empfänger etliche Jahre außerhalb Hamburgs gelebt hatten — eine Tochter jung verheiratet in Buenos Aires und zwei Söhne auf etlichen Universitäten. Erst die lange Trennung hatte nämlich zu der rückhaltlos offenherzigen Aussprache geführt, zu einem ganz intimen Austausch der Gedanken und Gefühle, während Mönckeberg sonst entweder selbst auf Reisen oder im Briefwechsel mit reisenden Verwandten mehr der Berichterstatter war, der in seiner schönen geschwinden Handschrift den andern auf dem laufenden hielt und ihm, klar, übersichtlich, interessant, alle Tatsachen meldete, die ihn angingen. Freilich enthalten auch unsere Briefe genug Proben dieses vorzüglichen Erzählertalents. Sie wegzulassen und lauter mehr gedankliche Auseinandersetzungen zu veröffentlichen, würde den Briefschreiber ganz falsch gekennzeichnet haben. Wenn infolgedessen die Schicksale der einzelnen Kinder und der weiteren Familie stellenweise in den Vordergrund treten, so geschieht es gewiß nicht, um für sie die Teilnahme oder Neugier des Lesers zu wecken. Im Gegenteil: sie werden nicht ohne Selbstüberwindung preisgegeben und sind für die Öffentlichkeit nur insoweit von Belang, als sich an ihnen die Ansichten und die Urteile und die Gefühlsweise des väterlichen Briefschreibers offenbaren. Um manche in den Briefen zerstreut und abgerissen

erwähnten Begebenheiten von allgemeinerem Erinnerungswert in ihrem Zusammenhange zu zeigen, sind drei Kapitel von Mönckebergs eigenhändigen Aufzeichnungen beigefügt. Sie werden dem Leser willkommen sein, auch als Beispiele der Knappheit und Klarheit, deren der Verfasser sich bei seinen Berichten befleißigte.

Die mir in Dienstpausen zur Verfügung stehende Zeit war kurz bemessen, auch wollte ich die wertvollen Schriftstücke sobald als möglich wieder zu Hause und in Sicherheit wissen. So mußte ich mich sputen und oft reichlich schnell bestimmen, was aufzunehmen und was wegzulassen war. Mögen die absonderlichen Umstände meines französischen Feldquartiers es entschuldigen, wenn hier und da des Guten zu viel oder zu wenig getan ist. Daß mein schon seit Januar fertiges Manuskript anstatt im Frühling doch erst zum Herbst gedruckt werden konnte, erklärt sich aus den mancherlei Hindernissen und Schwierigkeiten, unter denen der Buchhandel während des Krieges zu leiden hat.

C. M.



Bürgermeister Dr. Burchards Gedächtnisrede auf Mönckeberg

In gemeinschaftlicher Sitzung des Senats und der Bürgerschaft gehalten am 13. April 1908.

Geehrte Herren!

Ich eröffne die gemeinschaftliche Sitzung des Senats und der Bürgerschaft.

Als am 27. März dieses Jahres die schmerzliche Kunde unsere Stadt durcheilte, daß der allverehrte Präsident des Senats, Bürgermeister Dr. Johann Georg Mönckeberg, nach kurzer, schwerer Krankheit aus dem Leben geschieden sei, da war die Trauer allgemein, und bei uns wie jenseits unserer Grenzen herrschte Einmütigkeit der Überzeugung, daß Hamburg einen seiner edelsten Söhne, der Senat ein besonders ausgezeichnetes Mitglied verloren habe. Die in großer Zahl aus allen Teilen unseres Vaterlandes eingegangenen Trauerkundgebungen, die in warmen Worten der hohen Verdienste des Dahingeschiedenen um die Vaterstadt und um das Reich gedachten und die ganze Schwere unseres Verlustes erkennen ließen, haben uns wohlgetan und uns zu aufrichtigem Danke verpflichtet; ich lege Wert darauf, Hamburgs Dank an dieser Stelle wiederholt auszusprechen.

Bürgermeister Mönckeberg hat dem Senate während des langen Zeitraums von beinahe 32 Jahren angehört. Für das

Jahr 1889 zum ersten Male zum Bürgermeister erwählt, hat er dieses Amt bis zu seinem Hinscheiden mit den gesetzlichen Ruhepausen unausgesetzt bekleidet; inhaltreiche Jahrzehnte, köstlich, weil reich an Mühe und Arbeit und, füge ich hinzu, an Erfolgen. Der Entschlafene hat die gewaltige Entwicklung, welche mit dem Reiche auch unserer Vaterstadt im letzten Menschenalter beschieden war, und die damit für Hamburg verbundenen Neugestaltungen miterlebt und an der Lösung aller Fragen, welche das allmähliche Emporwachsen Hamburgs zu einem vollwertigen modernen Staatswesen mit sich brachte, bewußt und verständnisvoll mitgearbeitet. Die Geschichte seines erfolgreichen amtlichen Lebens fällt inhaltlich zusammen mit der Geschichte der letzten drei Jahrzehnte hamburgischer Entwicklung. Als Bürgermeister Mönckeberg in den Senat eintrat, bestand das Deutsche Reich erst wenige Jahre, und klein war der Kreis, in welchem es sich betätigte. Zwar verfassungsmäßig war bereits alles festgelegt, aber das Gewand der Reichszuständigkeit war noch unausgefüllt und weit. Seitdem hat das Reich den Kreis seiner Betätigungsmöglichkeiten unausgesetzt erweitert; sich selbst und den Bundesstaaten hat es immer neue Aufgaben gestellt, immer weitere Gebiete seiner Einwirkung und Regelung erschlossen und in den verschiedensten Beziehungen ein immer festeres Band um die Einzelstaaten geschlungen. Da galt es dem Reiche auch in Hamburg gern und bereitwillig zu gewähren, was des Reiches ist, zugleich aber bei uns unter einsichtiger Wahrung unserer Eigenart auf dem Gebiete von Schiffahrt, Handel und Gewerbe sowie in bezug auf die Rechtspflege, die Wissenschaft und die Kunst, das Unterrichtswesen, die öffentliche Gesundheitspflege und die öffentliche Wohltätigkeit, und nicht zum wenigsten in betreff der Neuorganisation der Verwaltung den Anforderungen der neuen

Zeit zu genügen. Nicht daß es Bürgermeister Mönckeberg, der in den Jahren 1877—1880 Mitglied und vom 1. Januar 1885 bis zu seinem Hinscheiden Präses der Finanzdeputation gewesen ist — der Verwaltungsbehörde, für die er prädestiniert erschien und welche er mit seinem Geiste erfüllt hat —, immer leicht gewesen wäre, sich mit diesen gelegentlich stürmischen, unausgesetzt wachsenden und immer vielseitiger werdenden Forderungen abzufinden. Aber der verewigte Bürgermeister verstand seine Zeit und gewährte finanziellen Bedenken, die sich ihm zunächst aufdrängen mochten, nur insoweit Raum, als es nach seinem Dafürhalten die Staatsraison erforderte. Wenn es sich um wichtige Fragen unserer Entwicklung handelte, hat es unter seiner Leitung die Finanzdeputation nie an sich fehlen lassen.

Dabei wird nicht verkannt werden sollen, wie nützlich es ist, daß es eine Instanz gibt, die wohlgeschulten Blickes neue Pläne, die staatliche Aufwendungen erfordern, auf ihre Vorzüge zu prüfen und sie zugleich vom finanziellen Standpunkte sozusagen als Korreferent zu behandeln weiß. Unzweifelhaft aber kann von einer Behörde, die in erster Linie die finanziellen Interessen des Staates pflichtgemäß zu schützen berufen ist, nicht erwartet werden, daß sie sich unter irgendwelchen Umständen sorgfältiger Prüfung überhoben ansieht; auch dann nicht, wenn etwa alle Welt über die Empfehlbarkeit der in Frage stehenden Aufwendungen einig sein sollte. Insofern stellt sich die Prüfung seitens der Finanzdeputation, wie dies übrigens von allen gutgeleiteten Finanzressorts gilt, als heilsames Korrektiv dar für die Wünsche und Anregungen und Anträge der mit Recht vorwiegend oder ausschließlich den Ressortstandpunkt vertretenden Einzelverwaltungen. Übrigens wird wohl allgemein zugegeben werden, daß auch ein auf durchaus gesunder Grundlage ruhendes Staatswesen lernen muß, sich gelegentlich

etwas zu versagen. Andererseits wird sich staatsmännische Begabung auf dem Gebiete der Finanzverwaltung wesentlich dadurch bewähren, daß für große wirtschaftliche oder kulturelle Aufgaben, deren Ausführung nicht aufgeschoben werden darf, soll anders das Gemeinwohl nicht beeinträchtigt werden, die Mittel im rechten Zeitpunkt zur Verfügung gestellt werden können. Dabei wird im einzelnen Falle die Frage, ob eine bestimmte Aufgabe unaufschiebbar ist, im wesentlichen nach dem Maße der staatsmännischen Einsicht der verantwortlichen Männer beantwortet werden. Aber auch ihr Temperament spricht dabei mit. Es ist für unser Staatswesen von Wichtigkeit, daß bei seiner Leitung die verschiedensten Temperamente zu ihrem Rechte kommen, neben dem zu energischem Fortschreiten drängenden das zur Zurückhaltung geneigte, neben dem tiefgehenden Neuerungen abholden das mit hoffnungsfrohem, kühnem Optimismus begabte Temperament. Es ist gewiß ein Glück, daß es Männer gibt, die geneigt sind, hohen Flug zu wagen, und daneben andere, die für das Schwergewicht ihrer vorsichtigen Überlegungen nicht minder Anerkennung verdienen. Das gilt von allen Gebieten der Staatsverwaltung. Die zu einem guten Teile durch die Verschiedenheit der Temperamente bedingte Verschiedenheit der Anschauungen in betreff der Behandlung wichtiger Probleme, insbesondere solcher, die die Staatsfinanzen belasten werden, findet zunächst ihren Ausgleich in der Beschlußfassung des Senates, und je völliger dieser Ausgleich gelingt, um so erfolgreicher wird unsere Entwicklung sein.

Bürgermeister Mönckeberg war in Sachen der allgemeinen Staatsverwaltung niemals ein Enthusiast, vielmehr ein Mann von kühler, sachlicher Überlegung. Durch 23 Jahre ein ausgezeichneter Leiter der Staatsfinanzen und ausgerüstet mit außerordentlichem Gedächtnis, ungewöhnlicher Schärfe des Ver-

standes und mit einer seltenen Kenntnis der Einzelverwaltungen, übte er einen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der Jahresbudgets der Behörden und damit unseres Staatshaushaltes. Er hat oft die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß ein Stadtstaat wie der unserige in bezug auf die staatliche Inangriffnahme von Kulturaufgaben, die unsere nächstliegenden Interessen nicht berühren, dabei aber eine nicht zu übersehende Kostenhöhe bedingen, Vorsicht zu üben habe. Gewiß mit vollem Recht. Hatte er sich aber davon überzeugt, daß eine Kulturaufgabe Förderung verdiene, und hatte er ihr daraufhin sein tatkräftiges Interesse zugewandt, so machte er sich bereitwillig zu ihrem Träger. Ich erinnere an die gewaltige Arbeit der Bebauungsplankommission, an das weitschichtige Stadt- und Vorortsbahnprojekt, das er von Anbeginn gefördert und schließlich durch alle Fährnisse hindurchgeleitet hat, und an die überaus notwendige Arbeit der Sanierungskommission. Auch er hat sich im Laufe seines langen amtlichen Wirkens von der Überzeugung durchdringen lassen, daß auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, gerade wie auf dem Gebiete der hohen Politik, der Mangel an Initiative sich schwer zu strafen pflegt, daß verpaßte Gelegenheiten so gut wie niemals wiederkehren, und daß auch im staatlichen Leben der Grundsatz gilt, daß wer stillstehen will und stillzustehen glaubt, während er vorwärtsschreiten sollte, tatsächlich zurückgeht und seine Kraft erlahmen läßt. Noch in der Rede, die er vor wenigen Monaten bei der Einführung eines Senatsmitgliedes gehalten, hat er in echt staatsmännischen Worten einige der großen Verkehrsaufgaben hervorgehoben, die im Hinblick auf Hamburgs schnell fortschreitende Entwicklung zu lösen sein werden.

In besonderer Weise hat der Verewigte seine schöpferische Initiative bewährt auf dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung.

Lange Jahre war er Präses des Kirchenrates und der Synode der evangelisch-lutherischen Kirche im hamburgischen Staate und hat als solcher der allzu lange unterlassenen Erbauung zahlreicher Kirchen und der Schaffung neuer Pfarrstellen sein lebhaftes Interesse und seine unermüdliche Arbeitskraft zugewandt. Auch das Gotteshaus, in welchem wir ihm die letzte Ehre erwiesen haben, und in dem er jahrzehntelang seine sonntägliche Erbauung gesucht hat, ist auf ihn, den Freund der hamburgischen Kirche, zurückzuführen.

Bürgermeister Mönckeberg war eine charaktervolle, vorurteilslose, innerlich freie Persönlichkeit von seltener und überaus vielseitiger Begabung und von einer Leichtigkeit und anscheinenden Mühelosigkeit der Produktion, wie sie auch Hochbegabten nur ausnahmsweise beschieden ist. Zugleich ein Redner, der die Hörer zu bezwingen und zu fesseln wußte durch die Anmut und überzeugende Kraft seines Vortrags: mochte er in begeisterten Worten von Kaiser und Reich den nationalen Gedanken feiern oder bei der Einführung eines neugewählten Senatsmitgliedes in geistvollen Ausführungen den ihm eigenen Gedankenreichtum kundgeben, mochte er eine Ausstellung eröffnen oder war es eine wissenschaftliche Vereinigung, der seine Begrüßung galt, oder die Vertretung des Budgets oder einer sonstigen Vorlage in der Bürgerschaft: wo immer er öffentlich auftrat, war, was er bot, ein Kunstwerk, geschaffen von einer die Kunst der Rede in souveräner Weise beherrschenden, in sich geschlossenen und ihrer selbst sicheren Persönlichkeit. In der Tat war unser verewigter Bürgermeister eine durchaus vornehme Natur. Das hat er nicht nur erwiesen, wenn er Hamburg und den Senat bei festlichen Veranlassungen auf das würdigste repräsentierte, sondern auch durch seine große persönliche Anspruchslosigkeit, der jede Überhebung und jede Eitelkeit fremd

war. Ein Feind der Phrase und allen äußeren Schein mißachtend, stand er über der Alltäglichkeit, suchte er alle amtlichen Erlebnisse nach ihrer eigentlichen und bleibenden Bedeutung einzuschätzen. Dabei bewahrte er sich bis zum Ende seine schier unerschöpfliche Arbeitskraft und Arbeitslust, und wo andere hin und wieder über allzugroße Belastung glaubten klagen zu müssen, schien ihm die eigene Bürde nie zu schwer, ja er suchte außerhalb des Amtes weitere Betätigung, wie in der Geographischen Gesellschaft, die sein Hinscheiden auf das tiefste beklagt, wie in so manchen Verwaltungen gemeinnütziger Art, die ihm für seine treue Mitarbeit wärmste Anerkennung schulden.

Und eins zum Schlusse: wie er in tiefgegründeter Liebe seiner Vaterstadt ergeben war, gleich vielen um Hamburg wohlverdienten Vorfahren, war ihm zugleich der Reichsgedanke heilig und dem Kaiser zu begegnen stets seines Herzens Freude. Unvergeßlich bleibt auch seine Arbeit für die Errichtung unseres unvergleichlichen Bismarckdenkmals, das er in Worten hoher Begeisterung vor bald zwei Jahren hat enthüllen können.

Bürgermeister Mönckeberg hat bei seinen Lebzeiten das Vertrauen der hamburgischen Bevölkerung in seltenem Maße besessen. Sein Name wird unvergessen bleiben und in der Geschichte unseres Staates als einer der besten allezeit genannt werden.



An die vierzehnjährige Tochter Mimi.

Teplitz-Schönau, 14. Juli 1884.

... Ich hätte dich sehr gern mit an den Rhein genommen — wenn nur das leidige Geld nicht wäre! Großpapa Mönckeberg pflegte uns Kindern, wenn wir unerfüllbare Wünsche hatten, oder wenn er selbst gern etwas getan hätte, was er vernünftigerweise unterlassen mußte, zu sagen: Wenn einmal ein Schiff mit Gold für uns ankommt, dann tun wir dies oder das! Ganz so unwahrscheinlich wie die Ankunft eines solchen Goldschiffes ist es nun doch nicht, daß unser Mietzchen in den nächsten Jahren auch einmal an den Rhein fährt oder sonst eine Reise tut!

Eben unterbrach mich mein Doktor, der Abschied von mir nahm. Einen interessanten Patienten verliert er nicht an mir; er hat gottlob nichts an mir zu doktorn gehabt, hat mich aber mit der größten Regelmäßigkeit fünfzehnmal besucht, um sich nach den Folgen der Bäder zu erkundigen! Das muß ein langweiliges Geschäft sein.

An den achtjährigen Sohn Georg.

Mentone, 28. April 1886.

Gestern nachmittag machten wir eine reizende Fahrt im offenen Einspänner nach Monte Carlo, etwa eine Stunde zu fahren von hier. Auf einem kleinen Vorgebirge am blauen Meer ist da ein wunderschöner Garten angelegt, voll von Palmen, Gummibäumen, seltenen Immergrünen aller Art; dabei der schönste frische Rasen, blühende Rosen und Orangen — ein wunderbar süßer Duft! Mitten in dem Garten steht ein

feenhaftes Schloß, in welches jedermann freien Eintritt hat. In dem Schlosse ist ein großer, reich ausgestatteter Konzertsaal, in welchem von ausgezeichneten Künstlern schöne Musik gemacht wird. Als wir ankamen, fing das Konzert gerade an. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, aus der blendenden Nachmittagssonne in den von Gas erleuchteten Saal zu treten. Die Musik war sehr gut. Daneben sind Lesesäle, voll von Zeitungen. Alles hat man umsonst, alles ist darauf eingerichtet, daß die Fremden, welche sich an der schönen Natur und an den Kunstgenüssen gefreut haben, in den Spielsälen ihr Geld verlieren sollen. Da sitzen sie, Männer und Frauen, alt und jung, aus allen Gegenden der Welt, und spielen Glücksspiele, hoffen Geld zu gewinnen und verlieren zuletzt fast immer, was sie mitbrachten! Mama und ich sahen uns die Spielsäle nur kurze Zeit an und freuten uns dann wieder an der schönen Natur. Monte Carlo gehört zu dem kleinsten Fürstentum der Welt — dem Fürstentum Monaco. Das habt ihr wohl noch nicht in der Geographie gehabt? Der Fürst lebt von dem Spiel, welches er in Monte Carlo duldet — findest du das schön und anständig von einem regierenden Fürsten?

An Georg.

Heidelberg, 3. August 1886.

Ich habe dir versprochen, dir zu deinem Geburtstage zu schreiben, und setze mich daher schon heute hin, damit der Brief jedenfalls rechtzeitig bei dir eintrifft. Heute ist hier das schönste Wetter, und die schöne Stadt, voll von wehenden Fahnen und Blumengirlanden, und durchwogt von unzähligen Menschen, macht einen prächtigen Eindruck. Ich habe heute morgen mit Onkel Rudolf einen sehr hübschen Spaziergang über die waldigen Berge gemacht. Gestern war es schwül gewesen, nachts

hatte es geregnet; heute morgen war es daher frisch, kühl und schön. Wir gehen sehr viel spazieren und genießen die schöne Natur; zwischendurch sitzen wir dann mit vielen alten und jungen Studenten beim Glase Wein oder Bier und singen alte und neue Burschenlieder. Mehr als ein Vater sitzt da neben seinem Sohne — glaubst du wohl, daß es mir eine Freude sein würde, wenn ich dich und Carl oder unseren kleinen Adolf auch später einmal als Studenten auf der Universität sehen könnte? Viele alte Freunde habe ich in diesen Tagen wieder begrüßt, die ich seit meiner Studentenzeit nicht mehr gesehen; bei einigen war das Wiedererkennen schwer: in den graubärtigen älteren Herren waren die schlanken jugendlichen Gestalten von früher nicht leicht zu erkennen; aber die alte Stimme vergißt sich nicht, und ein Blick in die alten Augen genügt, um das alte Gesicht wieder im Geiste lebendig werden zu sehen.

Ihr würdet gewiß lachen, wenn ihr uns mit roten Mützen durch die Straßen gehen sähet; man sieht hier aber jetzt so viele alte Herren als Studenten verkleidet, daß es gar nicht mehr auffällt. Jeder Eisenbahnzug bringt Hunderte von Festgenossen. Gestern ist der Großherzog von Baden eingetroffen und heute unser Kronprinz ... Heute abend ist ein großes Fest auf dem Schlosse, d. h. in der berühmten alten Schloßruine, die du in meinem Zimmer abgebildet siehst. Morgen abend ist allgemeiner Fackelzug, und am Freitag morgen — wie man erwartet, der Glanzpunkt des Ganzen — der historische Festzug, von welchem ich dir ein Bild zur Erinnerung an deinen diesjährigen Geburtstag mitbringe. Möge der Tag dir, geliebter Junge, in guter Gesundheit und mit viel Freude vergehen. Wir danken dem lieben Gott, daß er dich wieder gesund gemacht hat, und bitten ihn, daß du uns, wie bisher, zu unser aller Freude erhalten bleiben mögest ...

An den dreizehnjährigen Sohn Carl.

Rigi-Scheideck, 14. Juli 1887.

... Daß du bei der geliebten Großmama und Tante Klara gut aufgehoben bist, vielleicht auch ein bißchen verzogen wirst, brauchst du uns nicht zu erzählen; ich weiß aber auch, daß nichts besser geeignet ist, einen tiefen und bleibenden Eindruck auf den jugendlichen Charakter zu machen, als das tägliche Zusammenleben mit einer solchen Frau, wie der liebe Gott sie uns in meiner Mutter, deiner Großmutter, gegeben hat. Laß sie dir in den Stunden des Leichtsinns und der Pflichtvergessenheit ein lebendiges Vorbild sein, das dich zur ernsten Pflichterfüllung und zu tadellosem Betragen in allen Verhältnissen des Lebens mahnt! Glaube mir, die köstliche Ruhe und immer gleichbleibende Heiterkeit, mit welcher Großmama uns jetzt imponiert, ist ihr nicht von selbst zugefallen; in ihrem nicht leichten Leben hat sie sich durch anhaltenden Kampf mit sich selbst und durch beständige Vertiefung in die ewigen Wahrheiten des Christentums zu der jetzigen Höhe emporgearbeitet. Möge uns ein Gleiches gelingen!

An Carl, den Mulus.

14. April 1892.

... Daß du in Berlin eine Menge interessanter Eindrücke mitnimmst, freut mich sehr; unsere Reichshauptstadt ist für unser ganzes politisches und geistiges Leben von so großer Bedeutung, daß heutzutage jeder gebildete Deutsche mit Berlin Fühlung haben muß. Ich würde es daher gern sehen, wenn du in späteren Semestern in Berlin studieren wolltest; vorläufig hast du aber wenigstens einen Blick hineingetan, der dir unvergeßlich sein wird.

An Carl, stud. iur. in Freiburg.

26. April 1892.

Hoffend, daß du nach deinen Irrfahrten am Genfer See jetzt glücklich in Freiburg angelangt bist, sende ich dir meine herzlichsten Grüße und besten Wünsche für den jetzt beginnenden wichtigen und schönen Abschnitt deines Lebens. Möge es dir gelingen, die Studienzeit so zu verleben, daß sie dir immer als eine der schönsten Zeiten des Lebens in der Erinnerung dastehen möge. Daß dazu mehr gehört, als ein bloß äußerliches Studententreiben, brauche ich dir nicht zu sagen. Wer heutzutage nicht in seiner Jugend an dem Geistesleben der Nation und an den wichtigen Aufgaben teilnimmt, welche auf allen Gebieten unserer Zeit gesteckt sind, für den wird auch das fidelste Kneipenleben nur ein Gefühl der Leere und Unbefriedigung zurücklassen. Man kann aber sehr wohl beides vereinigen, und das ist das echte deutsche Studentenleben, welches neben dem frohen Genuß der Freiheit und aller Freuden der Jugend doch zugleich mit Feuereifer an der eigenen geistigen Fortbildung arbeitet und sich für alle höchsten und wichtigsten Fragen der Welt in lebhaftem Verkehr mit Altersgenossen interessiert ... Es ist mir sehr lieb, daß du Heidelberg und die Frankenkneipe besucht hast. Ehrlich gesagt, wäre es mir aber nicht angenehm gewesen, wenn du ohne weiteres dort geblieben wärest, wie hier von verschiedenen Seiten prophezeit wurde. Ob du dich überhaupt einer Verbindung — sei es Korps oder Burschenschaft — anschließen willst, das überlasse ich dir ganz; jedenfalls prüfe aber vorher die Verhältnisse und besonders lerne die Persönlichkeiten kennen. Daß du auf der Durchreise dich hättest einfangen lassen, hätte ich nicht gewünscht. Das Verbindungsleben hat seinen großen Reiz und für viele bleibenden Wert — wenn man in die richtige Gesellschaft kommt. Sonst ist es vom Übel ...

Schreibe uns bald, wie du dich in Freiburg einrichtest, welche Vorlesungen du hören willst, welchen Verkehr du findest usw. Es geht dir ja wie mir, daß du gern Briefe schreibst, und du kannst sicher sein, daß alles, was dich interessiert, von großem Interesse für alle die deinen ist.

An Carl.

11. Mai 1892.

... Vergiß nur auch den Fechtunterricht nicht! Wenn du nicht aktiv wirst, so hat die Sache ja nicht das direkte Interesse für dich; immerhin wirst du doch sehr leicht einmal in die Lage kommen, dich schlagen zu müssen, und unter allen Umständen ist es besser, wenn man den Schläger zu führen versteht, als wenn man in dieser Hinsicht hilflos dasteht.

An Carl.

13. Juni 1892.

(Nach der silbernen Hochzeit.) ... Ich konnte mich in den festlichen Tagen bisweilen des Gedankens an den Ring des Polykrates nicht erwehren. So ungetrübtes Lebensglück, wie wir es genießen, wird nur selten Sterblichen zuteil, und unwillkürlich denkt man: wie lange wird es so bleiben und wann und wie werden Kummer und Leid auch in unser Leben eingreifen, um an der irdischen Erziehung mitzuarbeiten?

An Carl.

3. Juli 1892.

... Daß dich die Jurisprudenz noch nicht besonders anzieht, wie du neulich schriebst, braucht dich nicht zu beunruhigen. Es geht den allermeisten jungen Juristen so. Das Interesse kommt bei allen Wissenschaften erst mit dem zunehmenden

Verständnis. Die Vorkenntnisse müssen fast immer ohne besondere Freude erworben werden. Wenn du mehr römische Geschichte getrieben hättest, so wäre m. E. der nächste und interessanteste Weg in die Rechtswissenschaft durch die römische Rechtsgeschichte. Ein geistvolles Kolleg, durch welches der enge Zusammenhang des römischen Volks- und Staatslebens mit den allmählich sich entwickelnden Rechtsinstituten dargestellt wird, ist sehr geeignet, das praktische Verständnis der letzteren zu erleichtern. Es kommt darauf an, daß man erkennt, daß die Rechtssätze nicht auf abstrakten Theorien, auch nicht auf willkürlichen Bestimmungen des Gesetzgebers beruhen, sondern aus dem praktischen Bedürfnis des vielgestaltigen Lebens herauswachsen und mit dem letzteren deshalb untrennbar verbunden sind. Daraus folgt dann, daß mit veränderten Lebensverhältnissen, Sitten und Ansichten notwendig auch das Recht in vielfacher Beziehung ein anderes werden muß, und es ist eine höchst interessante Arbeit, zu erkennen, wie das römische Recht aus seiner Blütezeit — d. h. aus der Periode des ausgebildetsten und raffiniertesten öffentlichen und privaten Lebens der Kaiserzeit — nach dem noch jungfräulichen Boden Deutschlands übertragen, in vielfacher Hinsicht eine andere Gestalt annehmen mußte, um den ganz anderen Verhältnissen gerecht zu werden, wie aber das fein ausgearbeitete römische Recht auf allen Gebieten, welche den Menschen gemeinsam sind und weniger von den Sitten und Gebräuchen des einzelnen Volkes beherrscht werden, über die unentwickelten Rechtsbegriffe der alten Deutschen den Sieg davontragen mußte. Ungemein klar und interessant ist auch eine solche historische Betrachtung der Prozeßgesetze, nur würde ich damit nicht zu bald anfangen, da das formale Prozeßrecht dem Anfänger natürlich viel ferner liegt und deshalb fremdartiger erscheint als

das materielle Recht. Ich hörte in Heidelberg ein Kolleg über römischen Zivilprozeß, von dem ich wenig Nutzen hatte; viel später ist mir aber manches Licht aufgegangen.

An Carl (Posthalde).

9. Juli 1892.

... Was deine Sommerpläne anlangt, so bin ich über die stille Zurückgezogenheit in der Posthalde etwas überrascht. Willst du dein Institutionenheft durcharbeiten? Oder ist etwa die Wirtin der Anziehungspunkt? Doch ich vermute in Wahrheit etwas ganz anderes und habe auch nichts dagegen, wenn du die Menge des Stoffs, die du in den letzten Monaten in dich aufgenommen hast, geistig verarbeiten und, wie es nun einmal deine Art ist, schwarz auf weiß von dir geben willst. Nur vergiß die alte Regel mit dem neunten Jahr nicht. Denken ist sehr gut, schreiben oft auch gut, aber drucken lassen nur ausnahmsweise!

Deine Bemerkung wegen Bismarck betrifft eine jetzt allgemein interessierende Frage. Die Veröffentlichung der Note an den Prinzen Reuß (der sog. Uriasbrief) stellt m. E. außer Zweifel, daß B. sehr gereizt und gekränkt worden ist. Trotzdem hätte er manches nicht sagen sollen, was er gesagt hat! Aber er ist zwar ein großer, aber kein Mustermensch. Er hat auch früher manches gesagt und getan, was er besser verschwiegen oder unterlassen hätte. Es ist sehr bedauerlich, daß er sich nicht in würdevolles Schweigen zurückziehen und von seiner Vergangenheit zehren kann, aber — er kann es einmal nicht.

An Carl (Posthalde).

4. August 1892.

... Daß du so viel Freude an der „Stromtid" von Reuter gefunden, ist mir sehr lieb. Es ist eine kerngesunde Poesie, und

ich bin schon lange der Überzeugung, daß es einer der besten deutschen Romane, vielleicht der beste von allen, ist. Zu vergleichen mit Reuter ist m. E. vor allen Dickens. Bei aller Verschiedenheit findet man bei beiden dieselbe scharfe Beobachtung und wahre Schilderung von Menschen und Situationen und dabei denselben köstlichen Humor bei ernster und tüchtiger Auffassung des Lebens. Hast du Reuters „Festungstid“ gelesen? Als Roman viel schwächer, eigentlich gar kein Roman, sondern ein Kapitel Wahrheit und Dichtung aus R.s Leben, hat das Buch als Zeitbild etwas ungemein Packendes. Der alte Direktor Wolff sagte, das Buch macht mich schlecht, wenn ich es lese; denn ich ergrimme gegen die damaligen Regierungen usw. Das ist nun freilich nicht Zweck und Aufgabe eines poetischen Werks; aber was W. meinte, war auch eigentlich nur, daß das Buch insofern gerade das Mitgefühl für den Erzähler und das wärmste Interesse an seinen Schicksalen zu erregen versteht.

An Georg.

4. August 1892.

...Für viele junge Leute ist es einer der wichtigsten Abschnitte im Leben, wenn sie die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst erlangen; damit hört das theoretische Arbeiten und Lernen auf und sie gehen zum praktischen Beruf über. So ist es nun freilich bei dir nicht; du wirst hoffentlich noch sehr viel studieren und lernen wollen und dich nicht mit der immerhin nur bescheidenen wissenschaftlichen Befähigung des Einjährigen begnügen. Aber in einer anderen Richtung ist doch auch für dich die Versetzung nach Obersekunda von erheblicher Bedeutung. Du trittst in eine Alters- und Bildungsstufe ein, in welcher der Gedanke an den zu wählenden Beruf von entscheidender Wichtigkeit ist. Nicht als ob ich dich drängen wollte, dich vorschnell zu

entscheiden: aber ernstlich überlegen mußt du im nächsten Jahre, zu welchem Berufe du dich hingezogen fühlst. Wolltest du dich z. B. einem technischen Fache widmen, so würde ich dir zwar dennoch raten, das Gymnasium zu absolvieren; aber der ganze Gang der Studien würde doch erheblich beeinflußt werden können durch Privatunterricht in neueren Sprachen, im Zeichnen oder dergl. Und auch wenn du studieren willst, ist es für die nächsten Jahre nicht gleichgültig, welcher Fakultät du dich zuzuwenden gedenkst. Der künftige Mediziner wird sein Interesse mehr den Naturwissenschaften, der Jurist oder Theologe mehr den historischen Fächern widmen. Die allgemeine Bildung des humanistischen Gymnasiums darf darunter nicht leiden; ich halte es aber doch für wünschenswert, daß der Abiturient einigermaßen weiß, welches Studium er sich zum Lebensberuf erkoren hat. In jetziger Zeit wird ein Wort so viel mißbraucht, daß ich es gar nicht mehr lesen mag. Trotzdem möchte ich es hier anwenden, weil es klar und bestimmt dasjenige sagt, was ich dir vor Augen zu stellen wünschte: es ist das Wort „zielbewußt". Ich halte es für ein großes Glück, wenn ein junger Mann ein Ziel vor Augen hat und es in bewußtem Streben zu erreichen sucht.

An Carl (Posthalde).

19. August 1892.

Soeben beim Frühstück langten deine Karten für Mama, Lulu und Georg an. Da du über Mangel an Nachrichten von hier klagst und ich doch wohl von allen am schnellsten mit der Feder bereit bin, will ich dir schleunigst melden, daß die ganze Familie jetzt wieder wohl und gesund hier vereinigt ist. Der Aufenthalt in Harzburg hat ihnen allen große Freude bereitet, und sie haben auch einige schöne Touren gemacht. Am Sonnabend kamen sie mit dem berühmten Zuge zurück, welcher am

letzten Schulferientage unzählige kinderreiche Familien aus der Sommerfrische in die Heimat bringt. Da es heiß und staubig und der Zug natürlich überfüllt war, konnten sie sich freuen, daß sie nur wenige Stunden zu fahren brauchten. Mama brachte von dem Gelde, das ich ihr geschickt hatte und das, wie ich meinte, sehr reichlich bemessen war, gerade — 1 Pfennig zurück! Fast wie ein Student, nicht wahr? Übrigens muß ich zu ihrer und meiner Entschuldigung bemerken, daß es sehr schwer ist, die Kosten für eine solche Menschenmenge richtig zu veranschlagen.

... Im allgemeinen ist hier saison morte, es passiert nichts und gibt wenig zu tun. Ich habe das Gefühl, daß ich ebensogut wie andere auf einige Zeit verschwinden könnte, ohne daß die Regierung Schaden leiden würde. Ich kann mich aber nicht entschließen, den Posten zu verlassen, den ich doch einmal in Vertretung des alten Herrn Petersen einzunehmen berufen bin. Mit dem alten Herrn geht es sehr langsam besser; er mag noch keinen von uns sehen, und es werden jedenfalls noch Monate vergehen, bis er, wenn überhaupt, wieder die Geschäfte wird übernehmen können ...

... Immerhin wirst du noch einen Monat Zeit haben, bis du dich in München stellen mußt. Wenn dich nicht besondere Sehnsucht in die Alpen zieht — von denen du ja übrigens einige der schönsten und großartigsten Partien schon kennst —, so würde ich dir etwa folgende Tour vorschlagen: zu Fuß durch die dir noch unbekannten Schwarzwaldteile: Triberg, Allerheiligen nach Baden-Baden (oder durchs Schwäbische, Rauhe Alb, Hohenstaufen nach Stuttgart). Dann vom oberen Neckartal, Heilbronn usw. zum Main und über Coburg—Eisenach nach Weimar (oder zu Fuß quer durch Thüringen dahin) — das Goethehaus mit Sammlungen jetzt hochinteressant —, dann

nach Dresden mit seinen in Deutschland unübertroffenen Kunstschätzen, und endlich auf einen kurzen Besuch nach der Vaterstadt. Überleg es dir! Es ist gerade jetzt eine besonders gute Gelegenheit, schöne Partien Deutschlands zu sehen, die du später vielleicht nicht besuchen wirst. Du könntest auch den Rhein hinunterreisen; dahin kommt man aber auch später leicht...

An Carl (auf Reisen).

30. August 1892.

Es weht mir ordentlich Schwarzwaldluft aus deinen Beschreibungen entgegen, und die tut hier jetzt wohl, da wir überall Karbol, Lysol, Kreolin und sonstige Übelgerüche zu genießen haben. Es ist eine ernste und wenig erfreuliche Zeit, die wir hier durchmachen. In den letzten Tagen scheint zwar die Epidemie etwas nachgelassen zu haben; das kann sich aber täglich wieder ändern. Es ist auch noch schlimm genug! Bisher kommen die Erkrankungen nur oder fast nur in den unteren Volksschichten vor, hauptsächlich in den Elb- und Hafengegenden. Wenn aber die Kochsche Theorie begründet ist — mit den hiesigen Erfahrungen scheint sie sich sehr schwer reimen zu lassen! — so liegt ja keine Sicherheit vor, daß wir anderen nicht ebensogut von der Seuche erreicht werden. Wer nun das

„mitten wir im Leben sind
von dem Tod umfangen“

zu jeder Zeit vor Augen hat, den wird auch eine Epidemie nicht besonders aufregen oder erschrecken. Wir sterben doch keinen Tag früher oder später, als der allmächtige und allweise Leiter unserer Geschicke es bestimmt hat. Was nützt es also, sich zu ängstigen. Daß viele schwache Seelen weglaufen oder die unglaublichsten Torheiten begehen, um ihr kleines Leben möglichst zu konservieren, versteht sich von selbst. Zu meiner Freude

sind aber alle, deren Amt und Pflicht es fordert, treu am Platz und z. T. von ferne her aus den Ferien schleunigst zurückgekehrt.

Du merkst schon aus diesem Briefe, daß man hier kaum etwas anderes hört und denkt als Cholera. Wenigstens in der Stadt ist es so — und ich schreibe vom Rathause aus —; bei uns im Hause herrscht Gott sei Dank! ein frischer, heiterer Geist; alle sind wohl, und Mama geht mit gutem Beispiel voran, wie man vorsichtig und verständig sein kann, aber nicht ängstlich zu sein braucht. Tante Olga, die sehr ängstlich war, sagte gestern, Mama sei besser als irgendein Desinfektionsmittel ...

An Carl. 20. September 1892.

... Daß du, deinem Plane getreu, auch Dresden noch besucht hast, finde ich sehr richtig. Es ist eine schöne Stadt, die sehr viel Interessantes bietet. Die Bildergalerie schlägt München und Berlin ohne allen Zweifel an wirklich erstklassigen Bildern, und wenn man nicht selbst Künstler oder Kunstkenner von Beruf ist, so hat man m. E. von einem Meisterwerk mehr als von einer großen Zahl mittelwertiger Kunstwerke ... Bald wirst du dann an München denken müssen. Gehe rechtzeitig hin, damit du für Wohnung, Kleidung usw. mit Ruhe sorgen kannst. Mit dem Nachsenden von hier hat es jetzt auch seine Schwierigkeit; getragene Kleider und Wäsche sind verpönt! Ich denke aber, wenn du in München angekommen sein wirst, wird sich die Angst schon gegeben haben ...

... Was das Geld anbetrifft, so hat es mich sehr amüsiert, daß du neulich so knapp geworden bist. Es war natürlich deine Schuld; warum schriebst du nicht schon von Nürnberg aus, als du die Ebbe in deiner Kasse klar vor Augen sahst! Übrigens

schadet es gar nichts, wenn man sich einmal etwas behelfen muß. Man bekommt dann einen ganz anderen Begriff von dem Wert des Geldes (ich meine nicht den absoluten, sondern den relativen Wert, den man im praktischen Leben kennen muß).

Die Studenten, welche jetzt von hier zur Universität zurückkehren, haben allerhand Schwierigkeiten zu überwinden. Niemand will sie aufnehmen; sie werden polizeilich auf ihre Gesundheit kontrolliert. Sage daher nur immer, daß du nicht von Hbg. kommst. — Die Epidemie will noch immer nicht weichen. Ich habe neulich lange und interessante Sitzungen mit Professor Koch gehabt, der in sehr klarer und geistvoller Weise seine Theorie entwickelte. Dieselbe ist logisch unanfechtbar, wenn man die Vordersätze als richtig zugibt. Das ist aber das große Fragezeichen: ist der Kommabazillus die einzige Ursache der Krankheit und wird derselbe nur in bestimmter Weise übertragen? Koch sagt: ja! Und dann folgt alles andere von selbst ...

An Carl, stud. iur. u. Einjähr.-Freiw. in München.

30. September 1892.

Morgen und in der nächsten Zeit werden wir noch mehr als sonst an dich denken. Es wird eine gewaltige Veränderung sein nach der freien Studenten- und Ferienzeit! Ich hoffe, daß du, wie körperlich gesund und kräftig, so auch mit frischem, gesundem Humor das Ungewohnte und gewiß oft recht Unangenehme tragen wirst. Nur in einer Beziehung bin ich etwas bange für dich: ob du auch vernünftig genug sein wirst, deine Zunge im Zaum zu halten? Eine unvorsichtige Äußerung, ein lebhafter Protest gegen vermeintliches Unrecht kann dir nicht nur das ganze Dienstjahr verleiden, sondern für deine ganze Zukunft mit bedauerlichen Folgen verknüpft sein. Das behalte, bitte, im

Gedächtnis! Du bist lebhaft und rasch mit dem Worte bei der Hand. Bisher hat dir das niemand übel genommen; jetzt aber gilt es Schweigen und Gehorchen! — Ich sollte denken, daß auch diese Schwierigkeit zu überwinden sein muß, wenn man die Sache mit Ernst und Eifer behandelt und sich als Teil des großen Gesamtorganismus fühlt, in welchem jeder einzelne sich unterordnen und lernen muß, um später befehlen zu können.

... Mit herzlichen Grüßen

Dein

J. G. Mönckeberg Dr.

Ich schreibe aus der Sitzung und habe deshalb instinktmäßig die Unterschrift geleistet.

Dein Papa.

An Carl.

9. Oktober 1892.

(Auf der letzten Seite des mütterlichen Glückwunschbriefs.)

... Auch dein alter Papa sendet dir die herzlichsten Glückwünsche zu deinem Geburtstage. Wenn du einmal einen Wunsch hast, den wir dir erfüllen könnten, so erinnere mich daran, daß du dieses Jahr an deinem Geburtstag leer ausgegangen bist. Hier kommt jetzt allmählich alles wieder in das gewöhnliche Gleis; die Cholera ist hoffentlich erloschen und kommt, so Gott will, im Frühjahr nicht wieder. Es geschieht wenigstens alles, was geschehen kann, um die Keime der Seuche gründlich zu beseitigen. Die Not wird in weiten Kreisen diesen Winter groß sein, wegen Arbeitslosigkeit usw.; es geschieht aber auch in dieser Beziehung sehr viel. Heute sprach ich den Dr. Muensterberg, der nach Hamburg berufen ist, um bei der Reorganisation des Armenwesens als Konsulent mitzuwirken; er äußerte sich sehr anerkennend über die hiesigen Verhältnisse ...

An Carl.

19. Oktober 1892.

... Mit der Cholera geht es hier jetzt, wie es scheint, zu Ende. Die einzelnen Fälle, welche noch vorkommen, lassen sich fast immer auf besondere Ursachen — Unvorsichtigkeiten — zurückführen. Wir bearbeiten jetzt alle möglichen Fragen, welche mit der Sanierung der Stadt zusammenhängen. Momentan steht alles unter dem Zeichen der Hygieia: es wird aber schon wieder eine Reaktion eintreten, wenn die Furcht vergessen ist und die kolossalen Kosten in den Vordergrund treten, welche mit den jetzt behandelten Projekten natürlich verbunden sind ...

An Carl.

9. November 1892.

Schon lange wollte ich dir schreiben, aber in letzter Zeit bin ich so mit Arbeiten belastet gewesen, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte. Es kamen hinzu einige sehr nette Brautgesellschaften und meine Reise nach Wittenberg zur Einweihung der hergestellten Schloßkirche. Da die ganze Reise nur zwei Tage dauerte und ich eine Nacht durchfuhr, war es körperlich keine Erholung. Geistig war es aber doch eine Ausspannung, zumal mir die ganze Geschichte viel Vergnügen gemacht hat. Es lag dem Senate daran, bei dieser Gelegenheit zu zeigen, daß wir noch leben und die Seuche uns nicht gänzlich deprimiert hat. Ich war darauf gefaßt, daß der Kaiser sehr kühl sein würde — soweit man das einem Eingeladenen gegenüber überhaupt sein kann! Im Gegenteil war er aber sehr freundlich und voller Teilnahme für unsere Vaterstadt. Das Wetter war herrlich, die kleine Stadt wundervoll geschmückt, die ganze offizielle Welt — die meisten protestantischen Fürsten Deutschlands, viele Prinzen, Reichskanzler und Staatssekretäre, Minister und Oberpräsidenten, Geistliche ohne Zahl, die ganze

Hallenser Universität, Studenten in Wichs usw. Bei Tische saß ich (im Kaiserzimmer natürlich) neben dem ehemaligen Minister von Puttkamer und dem Grafen Waldersee und unterhielt mich sehr gut. Der Haupteffekt war aber natürlich in der Schloßkirche, wo wir Bürgermeister neben den Fürsten, ein jeder in dem mit dem betreffenden Wappen geschmückten reichgeschnitzten Chorstuhl saßen — wie die Domherren in kath. Kirchen! Der Kaiser als Bischof auf einem separaten Thronsessel. Das Ganze konnte leicht etwas seltsam, wenig zeitgemäß erscheinen — uns kam es aber nur darauf an, daß Hamburgs Chorstuhl nicht leer blieb. Für das Ganze waren wir nicht verantwortlich; wurde es aber einmal gemacht, so wollten wir dabei sein. Daß ich während des ganzen Tages einen kaiserlichen Wagen und Lakaien zur Verfügung hatte, bemerke ich nur, um zu zeigen, daß wir gut behandelt wurden. Heinrich, den ich mitgenommen hatte, amüsierte sich herrlich, hatte aber nichts zu tun ...

...Ein tüchtiger Deutscher muß heutzutage auch ein tüchtiger Soldat sein; er mag übrigens vom Heerwesen denken, wie er will. Daß dir das Studentenleben der Korps so wenig zusagt, bedaure ich deinetwegen. Es entgeht dir damit ein Genuß, an den unzählige alte Herren zeitlebens mit großer Freude zurückdenken. Von meinem Philisterstandpunkte aus hat die Sache freilich auch andere Seiten, und kann es mir ganz lieb sein, wenn du auf das Couleurleben verzichtest. Es ist weder das Geld, noch die Zeit, die es kostet, was mich zu dieser Äußerung bestimmt, sondern die Beobachtung, die ich oft gemacht habe, daß die Couleurstudenten (ich brauche absichtlich diesen Ausdruck, da ich keine bestimmte Richtung meine) heute viel mehr als früher „versimpeln", sich einseitig abschließen, in engen Gedanken- und Interessenkreisen bewegen und nicht

voll und ganz teilnehmen an den großen Fragen, die die Gedanken aller ernsten Männer beschäftigen. Kommt es aber darauf hinaus, daß der Student nur ein sehr wohlerzogener, höchst ehrenhafter junger Mann ist, der ein klein wenig von seiner Fachwissenschaft lernt und sich sonst um nichts in der Welt als um seine Kneipe, Mensuren usw. kümmert — dann ist das ja ganz schön für manche, aber ich freue mich, wenn dir das nicht genügt.

An Carl.

9. Dezember 1892.

... Für mich ist dies Jahr reichlich ereignisvoll gewesen; ich komme aus einer Aufregung in die andere; glücklicherweise rege ich mich aber nicht zu sehr dabei auf! Kaum war die Cholera überwunden, so kam der Tod unseres alten Petersen, und jetzt stehen wir schon wieder vor einer Neuwahl für den mir sehr lieben Kollegen de Chapeaurouge, der leider wegen schwerer, unheilbarer Krankheit austreten mußte. Dabei beständige Extrasitzungen mit bürgerschaftlichen Kommissionen, mit obligatem Ärger, mit Extraarbeiten aller Art, und jetzt fangen außerdem auch die Gesellschaften an, von denen wir bisher ziemlich freigeblieben waren.

Deine Bemerkung über Vetter Otto's Wahl in den Senat finde ich sehr begreiflich. Ich glaube auch, daß vielfach hierselbst ähnliche Bemerkungen gemacht sind. Es liegt so nah und scheint so natürlich, daß die „Vetterschaft“ ihren Einfluß ausgeübt und die Wahl geleitet hat. Und doch kann ich dir sagen, daß es so unwahr wie möglich ist. Es ist das ein interessanter Wink für die Beurteilung historischer Ereignisse überhaupt: das Nächstliegende, Wahrscheinliche ist keineswegs immer das Richtige! Ein großer Teil der Weisheit unserer politischen

Tagespresse beruht auf solchen Schlußfolgerungen aus dem Wahrscheinlichen, d. h. aus dem, was mangelhaft und oberflächlich Unterrichteten wahrscheinlich erscheint! Daher schießen sie denn auch regelmäßig vorbei! ...

An Carl.

18. Januar 1893.

... Daß du allerhand gesellschaftliche Freuden mitmachst, finde ich sehr vernünftig. Da das eigentliche Studentenleben dich nicht fesselt, findest du die in der Kaserne entbehrte Anregung und Abwechslung gewiß in guter Gesellschaft am leichtesten und am besten. Daß dich aber auf die Dauer nur gute Gesellschaft anzieht, davon bin ich überzeugt. Hier ist das Gesellschaftsleben wieder im vollsten Gange. Die Erinnerung an die Cholerazeit scheint ganz vergessen zu sein, und doch wollen uns die unheimlichen täglichen Krankheitsfälle nicht verlassen. Wir haben wieder an Professor Gaffky nach Gießen geschrieben und ihn gebeten, herzukommen und uns wieder mit seinem Rate beizustehen. Eventuell werden wir auch wieder Koch aus Berlin einladen, obwohl sich derselbe hier nicht besonderer Gunst erfreut (er hat uns im Herbst nicht gut behandelt!). In den letzten Tagen sind es übrigens hauptsächlich fremde Matrosen, Spanier und Neger, welche hier erkrankt sind. Das scheint doch mit unserer Wasserleitung kaum zusammenhängen zu können ...

Gestern habe ich Mama auf ihren Wunsch das Manuskript vorgelesen, das du hier gelassen hast. Den Grundgedanken, die Schilderung der geistigen und gemütlichen Entwicklung eines Jungen „fin de siècle“ finde ich recht glücklich, wenn ich auch glaube, daß manche Anschauungen, Zweifel und Behauptungen in ein zu frühes Lebensalter verlegt sind und deshalb etwas Unwahrscheinliches (Unnatürliches) haben ... Du verzeihst

mir wohl diese offen ausgesprochenen Bedenken; andererseits darf ich mit Freude anerkennen, daß die sprachliche Behandlung der Sache mir sehr gefallen hat. Du schreibst gewandt, klar und unter Vermeidung der heute so weit verbreiteten trivialen Wendungen und Formen. Es ist das die Folge aufmerksamer guter Lektüre und wird dir zustatten kommen, wo immer du mit der Feder zu arbeiten haben wirst. Ich bemerke es immer sehr unliebsam, wenn die jungen Juristen, deren Berichte, Protokolle usw. ich lesen muß, oft so entsetzliches Deutsch schreiben. Ich geniere mich dann auch gar nicht und streiche ihnen ganze Sätze durch — gewiß nicht zu ihrem Vergnügen! . . .

An Carl.

11. Februar 1893.

. . . Mama hatte neulich bei der Fürstin angefragt, ob wir nicht in nächster Zeit wieder das Vergnügen haben könnten, sie bei uns zu sehen; in sehr freundlicher Weise dankend lautete die Antwort ablehnend, da B. selbst unter strengstem Schweninger-Regime stehe und die Fürstin beständig leidend sei. Es ist mir sehr lieb, daß wir gefragt haben; es darf doch nicht so aussehen, als ob wir unsern berühmten Nachbarn nur der Rarität halber eingeladen haben und jetzt der Sache schon überdrüssig seien . . .

Soeben erzählt Lulu, daß der Referendar Dr. Petersen nächstens nach Westafrika geht, in Angelegenheiten der vielbesprochenen Damaralandgründung. Man braucht dort einen zuverlässigen deutschen Juristen. Zuerst war Fritz Sieveking aufgefordert, hatte aber begreiflicherweise gedankt. Für einen ungebundenen jungen Mann finde ich die Sache sehr interessant und annehmbar. Du siehst, wie bunt die Aussichten eines Hamburger Juristen sind! . . .

An Carl.

16. Mai 1893.

... Morgen soll ich Hofer wieder einmal besuchen, da er mich für das Bismarckbild braucht; er meinte neulich, zum Jahrestag unserer Silberhochzeit werde er das Bild fertig liefern. Auch der Photograph Bieber fühlte sich neulich gedrungen, mich in verschiedenen Formaten zu vervielfältigen; ich bin überzeugt, es ist nur der Ornat, der die Senatoren bei den Photographen so beliebt macht! Was B. sonst mit meinem Bilde will, weiß ich nicht. — In der neuen Berliner Kunstausstellung soll, wie ich in der Zeitung lese, die neue Malerschule unbedingt den Platz behaupten, auch die Münchner Sezessionisten sollen dort eine große Rolle spielen. Ich bin sehr neugierig, wie sich diese Entwicklung vollziehen wird. Wenn wirklich geniale Kraft und nicht nur angelernte Mache in diesen Neuerern ist, so wird aus Sturm und Drang wohl eine neue Kunstepoche sich durcharbeiten, und das wäre sehr schön! Übrigens denkt und spricht man jetzt überall mehr von Politik als von Kunst, und doch ist über die erstere m. E. augenblicklich sehr wenig zu sagen. Ich kann die künstlich angefachte Begeisterung für die Militärvorlage nicht teilen, da ich über die Notwendigkeit derselben keine eigene Meinung haben kann und die Autoritäten heute z. T. das Gegenteil von dem sagen, was sie früher immer erklärt haben! Trotzdem soll es mich freuen, wenn die Regierung über Zentrum und Demokraten siegt. Aber kommt es so?...

An Carl.

1. September 1893.

... Was die Bazillen anbetrifft, so sind wir glücklicherweise von den echten Cholerabazillen bisher verschont geblieben. Man hat jetzt ausgefunden, daß es eine Sorte gibt, welche den

schlimmen zum Verwechseln ähnlich sieht, aber nicht „virulent" ist. Wenn jetzt bei leidlich gesunden oder jedenfalls nicht cholerakranken Menschen „im Darminhalt" solche Bazillen gefunden werden, dann — nimmt man an, daß es welche von der harmlosen Gattung sind. Ich kann nicht leugnen, daß ich immer mehr zu der Überzeugung gelange, daß die Gelehrten bezüglich dieser Krankheitserreger und ihres ursächlichen Zusammenhangs mit der Cholera doch noch sehr im Dunkeln tappen! Vor einigen Wochen — bei der Hitze — war die Elbe voll von den obenerwähnten Bazillen, die genau so aussahen wie die vorjährigen (von den Cholerakranken), aber trotzdem erkrankte niemand! Jetzt, seit wir kühles Wetter haben (heute früh 5 Grad!), sind die „Vibrionen" in der Elbe nicht mehr zu finden, trotz alles Suchens! ...

An Carl.

12. November 1893.

...Es ist die unvermeidliche Schattenseite des Nichteintritts in eine studentische Verbindung, daß es dir, wo du auch studierst, zunächst an einem bestimmten Kreise fehlt, dem du dich anschließen kannst. Dafür hast du freilich die freie Wahl unter vielen, und ich will dir von Herzen wünschen, daß du Leute triffst, die dir geistige Anregung und herzliche Freundschaft gewähren. Man braucht beides im Leben; mit der geistigen Unterhaltung allein ist es nicht getan!

An Carl.

8. Januar 1894.

...In München wirst du dich dann, davon bin ich überzeugt, tüchtig an die Arbeit machen. Es gibt kein besseres Mittel gegen trübe Stimmungen, getäuschte Hoffnungen, Unsicherheit

in den eigenen Entschließungen als festes, fleißiges Arbeiten. Nimm dir als nächstes, vor allen Dingen zu erreichendes Ziel etwas Bestimmtes, z. B. das Bestehen des Referendarexamens, vor und konzentriere Willen und Gedanken auf ein solches Ziel: dann werden sich die Hindernisse und Schwierigkeiten von selbst verlieren, die dir jetzt von allen Seiten entgegenzustehen scheinen. Nur das eine muß ich dir immer wieder raten: gib die Korrespondenz mit Frl. X. auf! Solange du dieselbe fortsetzest, kannst du deine Gedanken nicht auf anderes konzentrieren, kannst du dich nicht geistig freimachen, wenn du auch formell ungebunden bist. Ich halte es auch für ein schweres Unrecht gegen das junge Mädchen, wenn du sie jetzt nicht zur Ruhe kommen lässest, und zur Ruhe kann sie nur kommen, wenn die Korrespondenz aufhört ... Ihr seid schon viel weiter gegangen, als ihr hättet gehen dürfen; aber bis jetzt ist der Schaden noch keineswegs irreparabel. Zeit und Trennung können noch alles wieder gut machen. Aber: jede Fortsetzung von deiner Seite wäre ein schweres Unrecht gegen das junge Mädchen. Wenn man sich klar ist über die ganze Sachlage, wie du es bist, dann darf man ein Verhältnis nicht fortsetzen, durch welches das junge Mädchen — du magst ihr sagen, was du willst — getäuscht wird oder, wenn du lieber willst, veranlaßt wird, sich selbst zu täuschen. Darin liegt die Gefahr. Durch Erklärungen kann man sich selbst schützen, aber nicht den anderen Teil davor bewahren, daß er den Tatsachen mehr Glauben schenkt als den Worten! Also sei jetzt stark: davon hängt vielleicht das Lebensglück des Mädchens, vielleicht auch dein eigenes ab!

An Carl.

24. Januar 1894.

... Als wir gestern abend (von einer Gesellschaft) nach Hause kamen, fand ich in der Abendzeitung die Nachricht, daß

der Kaiser mit Bismarck in Verbindung getreten und letzterer zugesagt habe, nach Berlin zu kommen. Was daraus wird, lehrt uns die nächste Zeit; im Augenblick waren wir aber so überrascht und erfreut von der Nachricht, daß Mama noch hinunterlief, um unserm Brautpaar die Neuigkeit mitzuteilen. Ich kann mir nicht denken, daß Bismarck noch einmal einen direkten Einfluß auf unser öffentliches Leben ausüben wird; ich glaube auch nicht, daß es wünschenswert wäre, wenn er jetzt, nach vierjähriger Ruhe und verbissener Opposition, in seinem Alter und mit geschwächter Kraft wieder aktiv in der Politik werden sollte. Aber eine Aussöhnung, ein äußerlich freundliches Verhältnis zwischen ihm und dem „jungen Herrn" wäre für ganz Deutschland etwas sehr Erfreuliches. Graf Waldersee soll gestern in Friedrichsruh gewesen sein, jedenfalls auch ein bemerkenswertes Zeichen der veränderten Sachlage.

An Carl.

14. März 1894.

... eine Einladung zum Diner bei St. angenommen. Das ist vorläufig das letzte derartige Wintervergnügen, und wir haben völlig genug davon gehabt. Wenn die Leute, die uns um unsere kulinarischen Freuden, die „üppigen Feste" usw. beneiden oder schmähen, wüßten, wieviel Zeit und Geld ausgegeben werden muß, um den Sitten und Anforderungen des Lebens, wie es einmal ist, zu genügen, ohne daß der einzelne etwas für sein Geld bekommt! Je größer das Einkommen, je größer die gesellschaftliche Stellung, desto größer sind auch die notwendigen (d. h. für die Stellung notwendigen) Ausgaben. Insofern kommt tatsächlich das große Einkommen der Wohlhabenden zum sehr erheblichen Teil gar nicht ihnen, sondern anderen zugute.

An Carl.

23. März 1894.

. . . Heute morgen waren wir alle zusammen in der Kirche. Ich weiß nicht, ob du dich einer Unterhaltung erinnerst, die wir vor einigen Jahren hatten, in welcher ich dir riet, dich nicht zu leicht von der kirchlichen Gewohnheit zu trennen, in der du aufgewachsen. Ich habe es schon oft bedauert, daß du diesem Rate nicht hast folgen können. Ich empfinde es in den verschiedensten Lagen des Lebens, wie beruhigend, befestigend und klärend die fortgesetzte Gemeinschaft des Gottesdienstes auf den einzelnen wirkt. Wenn ich sehe und höre, wie du über innere Unruhe und unbefriedigtes Hin- und Herschwanken klagst — lauter Erscheinungen, die gar nichts Unnatürliches oder Bedenkliches bei einem jungen Manne haben — oder wie du geringschätzig über die jetzige Zeit und ihre gesellschaftlichen Institutionen urteilst, so kann ich mich dem Eindruck nicht verschließen, daß du — und mit dir viele, die heute eine ähnliche Stellung einnehmen — den festen Boden unter den Füßen verloren hast, von dem aus wir unsere Stellung im menschlichen Leben und zu den menschlichen Institutionen gewinnen sollen. Wenn wir von dem Gedanken einer göttlichen Weltordnung ausgehen und erkennen, wie der einzelne um des Ganzen willen existiert und nicht umgekehrt, so fühlen wir uns einerseits beruhigt auch bei uns befremdlicher und anscheinend verderblicher Entwicklung der menschlichen Dinge, und andererseits lernen wir uns und unsere Bestrebungen und Wünsche bescheiden unterordnen und uns im Gefühl unserer Kleinheit einordnen an der Stelle und in den Dienst, zu dem wir berufen sind. Du wirst vielleicht sagen, daß diese Auffassung noch keineswegs die traditionell kirchliche ist. Darauf kommt es mir aber auch weniger an; der Gedankeninhalt, den der einzelne mit den kirchlichen

Begriffen und Lehren verbindet, ist selbstverständlich ein unendlich verschiedener. Der Unterschied, den ich augenblicklich nur betonen möchte, ist der zwischen dem Festhalten an einer göttlichen Weltordnung und dem Verneinen derselben. Wer an ihr festhält, der wird dadurch ein das ganze Leben beherrschendes und deshalb den Menschen beruhigendes und kräftigendes Prinzip gewonnen haben. Und in diesem Bewußtsein stärkt, wie ich vorhin schon bemerkte, der von Kindheit her gewohnte Gemeindegottesdienst. — Weshalb ich dir das schreibe? Erstens weil ich in dieser Zeit mich sehr viel mit derartigen Gedanken beschäftige (was gibt es Wichtigeres, was gibt es überhaupt Wichtiges auf Erden neben diesen Fragen nach Zweck und Ziel des Lebens?) und sodann, weil ich hoffe, daß du auf deinem eigenen Wege schließlich doch auch einen festen Boden wiedergewinnen wirst, der dir dann Ruhe, Sicherheit und Befriedigung gewähren wird! ... Durch deine Briefe beunruhigst du Mama bisweilen; das schadet aber nichts: sie freut sich immer, von dir zu hören, und dankt dir für deine Offenheit. Wenn sie deine Mitteilungen zu schwarz sieht, bin ich ja auch zur Beruhigung da, um Licht und Schatten etwas gleichmäßiger zu verteilen.

An Carl.

2. April 1894.

... Eins möchte ich noch bemerken: was ich über die Bedeutung des öffentlichen Gottesdienstes sagte, sollte keineswegs die Gründe erschöpfen, welche m i r die Teilnahme nützlich und wichtig erscheinen lassen; ich wollte vielmehr nur den Gesichtspunkt hervorheben, welcher m. E. das unzähligen Menschen Gemeinsame betont, wodurch ihnen die Teilnahme am Gottesdienste, auch bei großer Verschiedenheit der Ansichten,

ermöglicht und nützlich werden kann. Ich kann, was ich sagen wollte, verallgemeinern: es gilt nicht nur von der Religion, sondern ebensogut von Politik, Wissenschaft und Kunst — die Überzeugung nämlich, daß es ungemein wertvoll für den Menschen ist, sich im engsten Zusammenhange mit dem geistigen Leben der Vergangenheit zu fühlen, sich bewußt zu sein, daß das scheinbar Neue fast in allen Fällen schon vielfach früher gesagt und getan ist, daß der einzelne wohl Bausteine beitragen kann zum Weiterbau des Ganzen, daß ein Neubau, losgerissen von den alten Fundamenten, aber unausführbar ist. Bei solcher historischen oder, wenn du willst, konservativen Lebensanschauung ergibt sich dann von selbst der Respekt vor dem Gewordenen, und ein gewisses Mißtrauen gegen Bestrebungen und Lehren, welche scheinbar ganz Neues bieten wollen, und ferner ein festes Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Sicherheit auf dem Boden des seit Jahrtausenden Gedachten, Gearbeiteten und Gelehrten. — Doch ich komme, ohne es zu wollen, wieder in ausführliche Deduktionen. Ich will lieber auf ein konkretes Beispiel hinweisen: die neueste Malerei, wie sie jetzt hier in der großen Ausstellung vorgeführt wird und den Gegenstand sehr allgemeiner Diskussionen bildet. Es scheint mir eine ganz analoge Entwicklung wie in der neuesten deutschen Dichtkunst zu sein, und der Fehler der beiden liegt m. E. darin, daß der Zusammenhang mit dem historisch gewordenen Urteil und Empfinden des Volkes nicht gehörig gewahrt wird. In subjektiver Überhebung (ich meine das Wort nicht im Sinne eines Vorwurfs!) produziert die moderne Kunst zum großen Teil Werke, welche die Grundlagen negieren, auf denen unsere ganze Kunstanschauung beruht. Ich glaube nicht daran, daß einzelne das Gesamtresultat der Bildung von Jahrhunderten nach ihrem subjektiven Ermessen oder Empfinden wesentlich

und plötzlich ändern können. Gerade weil ich persönlich der neuesten Malerei Gerechtigkeit widerfahren lasse und viel Gutes in ihr sehen und anerkennen kann, bedaure ich, daß so talentvolle Männer nach meiner Überzeugung auf dem Holzwege sind. Ihre Arbeit wird nicht vergeblich sein; andere werden von ihnen lernen, und nach der augenblicklichen „Sturm- und Drangperiode“ wird, das hoffe ich, wieder eine schöne Kunstepoche kommen, die mit modernen Mitteln und Gedanken auf den ewig wahren alten Fundamenten arbeitet. Aber die jetzigen Übergangsbilder und ihre Meister werden keinen Halt im Volke finden und später nur noch den Wert kunsthistorischer Raritäten haben. Sehr amüsant ist es, daß gegenwärtig bei Bock eine Kollektivausstellung von Bildern eines nordischen Malers Munch stattfindet, der in der großen Ausstellung nicht zugelassen ist. Er überbietet alles Moderne durch Modernstes, und der Zorn von Lichtwark u. a. gegen diese „Karikatur“ der neuen Richtung zeigt, wie schwer es ist, eine Grenze festzuhalten, wenn man einmal in das Grenzenlose hinausgeschifft ist. Munch findet, wie ich höre, auch schon viele Anhänger.

An Mimi (Buenos Aires).

Florenz, 8. Mai 1894.

... Schreibe uns möglichst regelmäßig, wenn auch nur kurz —; das ist der beste Trost für die fernen Eltern. Kommen regelmäßig Briefe, so vergißt man, wie lange sie unterwegs waren, und lebt miteinander fort. Soll ich gleich noch ein paar väterliche Ratschläge hinzufügen? Die auf meinen eigenen Erfahrungen beruhen? Bewahre dir den heiteren, immer gleichmäßig frohen Sinn; nimm das Leben zwar in großen und wichtigen Dingen mit dem gebührenden Ernst, aber im allgemeinen nicht zu schwer! Du glaubst nicht, wie sehr du dir selbst und deinem Manne damit das Leben erleichterst. Und glaube

mir, man kann selbst vieles dazu tun, wenn man will; es ist keineswegs nur Sache des Temperaments. Behält man klar im Auge, daß das Leben nur kurz, daß uns unendlich viel Gutes beschieden ist; bedenkst du speziell, daß dir dein großer Lebenswunsch so glücklich erfüllt worden ist; bedenkt man dabei, wie wichtig und bedeutend für unsere ganze Zukunft die klare und freudige Lebensauffassung, die treue Pflichterfüllung und wie überaus nichtig und bedeutungslos demgegenüber die meisten Äußerlichkeiten des täglichen Lebens sind, so kann es doch nicht schwerfallen, diese kleinen Dinge auf ihren wahren Wert herunterzudrücken, sich von kleinen Widerwärtigkeiten nicht ernstlich bekümmern zu lassen, sondern immer das wirklich Wertvolle, Bleibende im Auge zu behalten. — Das darf aber eine junge Hausfrau natürlich nicht so verstehen, als solle und dürfe sie die kleinen Pflichten des täglichen Lebens vernachlässigen! Eine verständig wirtschaftende, sparsame Frau ist für ihren Mann ein großer Schatz; auch wenn er es nicht ausspricht, nicht immer ganz zu würdigen scheint, hat er doch seine bleibende Freude daran, und der Hausstand gedeiht auf solcher Grundlage. Du weißt, an wen ich bei diesen Ausführungen denke. Deine Mama hat es immer verstanden — wenn es ihr auch nicht immer so leicht geworden ist, wie es schien —, den Kopf und das Herz über den kleinen Sorgen des Lebens freizuhalten, und gerade weil sie den kleinen Dingen keinen übergroßen Wert beilegte, mit Umsicht und Sparsamkeit (in kleinen wie in größeren Verhältnissen) zu wirtschaften.

An Carl.

Florenz, 10. Mai 1894.

... Es wird dich interessieren, daß wir (d. h. ohne die Töchter) hier neulich „l'Onore" von Sudermann gesehen haben. Es wurde sehr gut gegeben, und da wir die Geschichte kannten,

konnten wir auch ziemlich gut folgen. In Venedig wurde „La casa paterna“ von demselben Verfasser gegeben; er scheint also in Italien ganz naturalisiert zu sein. In der Tat sind die Stücke dramatisch sehr wirksam. Was ich bei ihnen entbehre — eine Persönlichkeit, die unser Herz und unsere Sympathien warm berührt —, ist vielleicht für die neuere Zeit ganz überflüssig. Es scheint mir in der neuesten Literatur genau so zu liegen wie in der neuesten Malerei: auf die Technik wird — mit Recht — das größte Gewicht gelegt; der Gegenstand muß wahr, d. h. dem Leben entnommen sein und — wenigstens bei den bedeutenderen Künstlern aller Kunstgattungen — muß er die bewegenden Interessen der Gegenwart mehr oder weniger scharf beleuchten — aber ob der Gegenstand des Kunstwerks etwas mit dem Guten und Schönen zu tun hat, ob er zu Herzen spricht, den Geschmack adelt, den Zuschauer (Zuhörer) über das Alltägliche des Lebens erhebt — wie alle großen Kunstwerke vom Altertum bis in die neueste Zeit dies getan haben und noch heute tun —, das gilt nicht mehr als die Aufgabe der neuesten Kunst. Ich habe eine Menge moderner Sachen in dieser Zeit gelesen, die mir bisher noch unbekannt waren. Ibsen („Hedda Gabler“, „Baumeister Solneß“, „Komödie der Liebe“) kann ich gar nicht goutieren; vielleicht liegt es aber auch an der Übersetzung: ich kann manches gar nicht verstehen! Den „Talisman“ habe ich mit Freuden gelesen und vorgelesen; auch „Die wilde Jagd“ von Fulda gefällt mir gut. Darin ist natürliches Gefühl, das ich bei Ibsen gänzlich vermisse. Ganz verfehlt, wenn auch dramatisch wirksam, finde ich die „Jugend“ von Halbe — ohne wirkliche Menschenkenntnis! Natürlich lese ich nur, was wir zufällig mitgenommen haben; ich hüte mich daher wohl, ein Urteil über die Dichter im ganzen zu fällen. Ich kenne nur wenig, und nur über dies wenige spreche ich....

An Mimis Gatten, Richard B.

8. Juni 1894.

... Durch deinen Brief vom 10./14. Mai hast du uns eine große Freude bereitet, wie wir denn überhaupt die Nachrichten von eurer Reise, Ankunft drüben und ersten Erlebnissen mit dem größten Interesse verschlungen haben. Hoffentlich seid ihr jetzt in eigener Wohnung installiert und habt einen glücklichen Griff bei der Wahl des Hauses getan. Die erste Zeit wird ja namentlich für unsere Mimi mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden sein, bis der Hausstand in ordentlich geregelten Zustand gelangt, das Leben in seinen gewöhnlichen dauernden Gang gebracht, unter den vielen neuen Bekanntschaften die sympathischen herausgefunden sind usw. Aber für junge Leute, die mit frischem Mut sich ihr eigenes Heim gründen, sind diese Schwierigkeiten nicht schlimm: es hat doch auch seinen besonderen Reiz, nicht alles fertig, von anderen bedacht und vorbereitet zu finden, sondern sich selbst alles einrichten und selbst die Verhältnisse beeinflussen zu können, unter denen ihr hinfort leben sollt...

... Im allgemeinen habe ich es immer richtig gefunden, den Menschen, mit welchen das Leben uns zusammenführt und zu welchen wir ein näheres Verhältnis zu haben wünschen, entgegenzukommen, ohne ängstlich abzuwägen, wer den ersten Schritt tun, wer zuerst grüßen oder besuchen soll. Viele Leute erschweren sich und uns das Leben dadurch, daß sie zurückhalten, weil sie sich nichts vergeben wollen. Lernt man sie dann kennen, so sind sie anspruchslos und liebenswürdig, ganz erleichtert, daß sie über ihre törichten Bedenken glücklich hinweggekommen sind.

An Mimi.

30. Juni 1894.

Je länger die Trennung währt, desto mehr wird sie sich in ihrer ganzen Bedeutung fühlbar machen. Aber wir werden

alle mehr und mehr zu der Erkenntnis kommen, daß unser Leben doch nur eine kurze Spanne Zeit umfaßt und daß wir uns freuen müssen, wenn es unseren Lieben vergönnt ist, ihr Glück so zu finden, wie ihre Herzen es gesucht und ersehnt haben — ohne selbstsüchtig alles gerade so haben zu wollen, wie es den eigenen Wünschen am meisten entspräche! —

An Carl.

21. Juli 1894.

... Mit Mama und Georg war ich vor acht Tagen in Cuxhaven zum Ritzebütteler Jubelfest. Die größere Hälfte des Senats war unten, sehr feierlich mit Equipagen und Dienerschaft in großer Livree. Das Festspiel, von Pastor Walther erdacht und von tüchtigen Künstlern im einzelnen gestaltet, war ganz überraschend schön. Ich weiß nicht, ob du aus Hamburger Zeitungen Berichte gelesen hast. Denke dir den alten massiven Turm — das Haus Ritzebüttel — und an der Seite desselben einen geräumigen Platz oben auf dem alten Burgwall, dann die Böschung des Walls mit einigen Wegen und am Fuß desselben den sehr breiten Burggraben. Das war die Bühne, und wir Zuschauer (zirka 5000) saßen an der äußeren Seite des Grabens, natürlich im Freien. Die 600 Mitspielenden konnten sich auf der Bühne auf das natürlichste bewegen. Seeräuber kamen in ihren Booten angerudert; Tillysche Reiterscharen sah man in langem Zuge von der Seite her angeritten kommen; König Jérome von Westfalen kam in einer buntgemalten Kutsche angefahren; Kampfszenen und feierliche Bilder (Erntefest zur Zeit des Senator Brockes, des Dichters des „Irdischen Vergnügens in Gott") kamen in schönster Weise zur Geltung; es wurde auf der Bühne getanzt, gezecht usw. In sehr geschickter Weise waren die Bilder den Hauptereignissen in der Geschichte angepaßt. Den verbindenden Text las der

Wiener Hofschauspieler Reimers mit schöner Stimme und vollkommener Deutlichkeit. Die Kostüme waren aus Berlin geliefert. Das Ganze war so gelungen, daß morgen eine Wiederholung stattfindet. — Am Sonnabend abend war dann ein Fackelzug, Sonntag Festgottesdienst, Festzug, Festmahl und Feuerwerk — alles sehr gut, aber nicht anders, als man es schon oft erlebt; das Festspiel aber kann ich nur mit Oberammergau vergleichen. Aber freilich wurde in Ritzebüttel nicht gesprochen! Die Gesinnung unserer Provinz ließ nichts zu wünschen übrig; fortwährend fand die Freude Ausdruck, Hamburger zu sein, und der Wunsch, es auch zu bleiben. Wir haben eine Medaille prägen lassen, auf welcher Bgm. Versmann im Ornat mit Kersten Miles, dem Kollegen von 1394, welcher Ritzebüttel eroberte, abgebildet ist. Ich finde diese Zusammenstellung recht ungeschickt, zumal von Miles ein Phantasiebild geliefert werden mußte. — Mama hat sich, glaube ich, an den Festtagen gut amüsiert; sie war wie immer sehr animiert und heiter. In dem Schauspieler Reimers entdeckte sie einen Bekannten von Bayreuth ...

An Carl.

12. August 1894.

... In diesen Tagen habe ich Mama „Brand" von Ibsen vorgelesen. Es hat uns sehr interessiert, weniger erfreut. Das Stück ist weitaus das Bedeutendste, was ich bisher von J. gelesen habe. Was mir — bei vielem Tiefen, Schönen und Poetischen — immer fehlt, ist völlige Klarheit des Gedachten. Ich denke mir, es wird zum Teil Schuld der Übersetzung sein. Allein kann die Sprache aber nicht der Grund sein. Wenn ich z. B. an Faust denke — im Grundgedanken beider Werke sind ja unverkennbare Ähnlichkeiten —, so tritt es mir besonders deutlich entgegen, wie Goethe jeden Gedanken klar und rein

ausdrückt, während bei Ibsen eine Masse von Versen kaum zu etwas anderem dient, als das Verständnis zu erschweren. Liegt das nur an einer gewissen Schwerfälligkeit des Ausdrucks bei Ibsen oder ist er in der Tat selbst nicht zu völliger Klarheit durchgedrungen? Jedenfalls werde ich auch die mir noch unbekannten Werke J.s lesen. Ich weiß nicht, ob dir in jetziger Sauregurkenzeit in den Blättern eine Anfrage begegnet ist, die kürzlich jemand an eine Anzahl bekannter deutscher Schriftsteller gerichtet hat und die etwa dahin ging, welches der vier erfolgreichsten modernen Dramen („Talisman", „Ehre", „Jugend" und „Hannele") am besten dem deutschen Volksgeiste (oder der nationalen Empfindung oder dergl.) entspreche. Die Antworten waren z. T. recht amüsant; die meisten ausweichend. Ich möchte bezweifeln, ob die Voraussetzung des Fragenden richtig? Was heißt erfolgreich? Die vier Stücke sind m. E. ziemlich inkomparabel. Vor allem erweist man m. E. der „Jugend" zu viel Ehre, wenn man sie mit den anderen auf eine Linie stellt. Jedenfalls haben wir auf allen Gebieten der Kunst eine interessante Zeit gärender Entwicklung; der Irrtum, in den viele verfallen, liegt m. E. darin, daß sie das Gärende und Werdende für das reife Resultat des Prozesses halten . . .

An Carl. 20. August 1894.

. . . In voriger Woche hatte der Senat einen Besuch von dem Präsidenten des Oranjefreistaats in Südafrika, keinem Neger, wie Mama glaubte, sondern einem Boer von holländischer Abkunft, der in England Jura studiert hat und in Afrika erst Anwalt, dann Richter gewesen ist und jetzt an der Spitze seiner Republik steht. Der Mann gefiel uns recht gut; auch seine Damen, die ich nicht gesehen, sollen sehr angenehm gewesen sein. Wir dinierten mit ihm — ohne Damen leider — im

Zoologischen Garten an einem wirklich schönen Abende, wie sie jetzt leider selten sind ...

An Carl.

27. August 1894.

Wahrscheinlich ist dies der letzte Brief, den ich dir nach München schreiben werde. Da wünsche ich dir vor allem Glück zu deiner Übersiedelung. Mögest du in deinem neuen Aufenthaltsorte — sei es nun Leipzig oder Göttingen — das finden, was du suchst, die Befriedigung, welche ernstes und erfolgreiches Arbeiten gewährt, und die heitere Ruhe des Gemüts, die deine letzten Mitteilungen leider vermissen ließen und die du hoffentlich bald wiedergewinnst, wenn du die Stürme der letzten Wochen glücklich überwunden hast! Es liegt doch in der Tat gar kein vernünftiger Grund vor, weshalb du deine schöne Studienzeit nicht mit herzlicher Freude genießen solltest. Was du im letzten Jahre und speziell in den letzten Wochen erlebt hast, wird, wenn du es richtig betrachtest, dir eine ernstere und tiefere Auffassung des Lebens ermöglichen, dich um Erfahrungen reicher machen, die den meisten erst später im Leben zuteil werden; aber zum Unglück darf es für dich nicht werden. Eine gesunde Natur muß und kann mit solchen Episoden des Lebens fertig werden und unversehrt aus dem Kampfe hervorgehen ...

Wenn ich es dir auch niemals verhehlt habe, daß ich es nicht für wünschenswert halten kann, wenn du die Schriftstellerei zum Lebensberuf wählen wolltest, so solltest du doch wissen, daß alles und jedes, was dich ernstlich beschäftigt, und zumal was du mit ernster Arbeit schaffst, mich in hohem Grade interessiert — wenn auch zunächst vielleicht mehr des Schreibers als des Geschriebenen wegen. Was den berufsmäßigen Schriftsteller anlangt, so habe ich kürzlich eine Äußerung eines Journa-

listen gelesen, die dahin ging: haben wir nicht alle in unserer Jugend die höchsten Ziele vor Augen gehabt, alle davon geträumt, als große Dichter einen bestimmenden Einfluß auf unsere Nation zu erringen, und schließlich sind wir alle, weil das Leben uns nötigte, einen bestimmten Beruf zu ergreifen — Zeitungsschreiber geworden. Das ist es, wovor ich dich bewahrt sehen möchte, nicht weil ich nicht wüßte, daß es auch unter den Journalisten sehr bedeutende und allgemein anerkannte Männer gibt, sondern weil das sehr seltene Ausnahmen sind und die große Menge der Standesgenossen einen wenig beneidenswerten Beruf haben. Immer abgesehen von den Ausnahmen, die jede Regel bestätigen, ist der Jurist, Arzt oder Professor, der in seinen Mußestunden dichtet oder schriftstellert, in einer viel glücklicheren Lage als der Schriftsteller von Profession. —

Ich habe neuerdings mit Interesse „Cosmopolis" von Bourget gelesen. Ich glaube, du kennst das Buch und wirst daher verstehen, wenn ich deshalb — trotz mancher Unschönheiten und mir unsympathischen Partien — das Buch bewundere und verteidige, weil der Verfasser mit seiner eigenen Weltanschauung über der von ihm sehr realistisch geschilderten Gesellschaft steht und nicht in derselben aufgeht. Darin liegt das Geheimnis des wahren Künstlers. — Einen vorzüglichen Künstler auf anderem Gebiete lernte ich hier vor einigen Tagen kennen, den Pariser Bildhauer und Medailleur Roty, von welchem wir ausgezeichnete Arbeiten in der Kunsthalle haben. Lichtwark, der die französischen Beziehungen lebhaft kultiviert, hatte R. nach Hamburg gebracht. Es war sehr erfreulich, einen so tüchtigen, liebenswürdigen und bescheidenen Franzosen über seine Eindrücke, die er in Deutschland empfangen, zu hören . . .

An Carl. 8. September 1894.

... Ich lese in diesen Tagen mit großem Interesse die Reisebriefe, welche Dir. Lichtwark seit 1891 von seinen Reisen im Interesse der Kunsthalle an den Vorstand der letzteren geschrieben hat. Sie sind nicht gedruckt, enthalten auch viel zu viel intime Persönlichkeiten, um publiziert zu werden; gerade deswegen sind sie aber sehr amüsant zu lesen. Sie umfassen die ganze Zeit, in welcher L. rastlos bemüht gewesen ist, die Skulpturensammlung der Kunsthalle zunächst auf dem Gebiete der Medaille, Plakette usw. zu begründen. Er schildert, wie er in Paris die einzelnen Künstler besucht und welche Schwierigkeiten er zuerst zu überwinden gehabt hat, bis sie ihm — nachdem sie seine Idee begriffen — mit der größten Liebenswürdigkeit entgegengekommen sind. Man sieht aber auch aus den Briefen, wie vielseitig Lichtwark unterrichtet ist und mit wieviel Verständnis er über Land und Leute, soziale und politische Fragen urteilt. Da er die Briefe fast immer am Abend schreibt, nach einem lebhaft bewegten Tage, so bekommt man die Eindrücke von allem Geschehenen ganz frisch. Wenn man so hinter die Kulissen sieht, so merkt man, wieviel Arbeit, Lesen, Hören und Studieren dazu gehört, eine derartige Stellung, wie Lichtwark sie hat, würdig auszufüllen. Für einen Vortrag, „Eine Reise nach Berlin“, den er hier gehalten hat, hat er bei mehrmaligem Aufenthalt in Berlin — das er von früher ganz genau kennt — eine Masse von Spezialstudien gemacht, die man eben nur machen kann, wenn man schon genau Bescheid weiß. Ich mochte L.s Unterhaltung immer gern; aus den Briefen habe ich einen gewaltigen Respekt vor ihm bekommen. Daß er in der Malerei etwas einseitig vorgeht — merkwürdigerweise verfolgt er in der Plastik keineswegs dieselbe Richtung —, ist vielleicht bedauerlich. Vielleicht ist er aber auch wirklich weiter

als wir Laien und kommen wir später zu ähnlicher Erkenntnis. Insofern liegt die Sache aber mit den französischen Medaillen ähnlich wie mit den Bildern unserer modernen Maler: in beiden Fällen ist es eine neue Entwicklungsphase der Kunst, und L. bewundert nicht so sehr (oder nicht ausschließlich) das, was geschaffen ist, als daß überhaupt frisches, neues Leben eine neue Kunst hervorbringt, von der er Großes erwartet. —

An Carl (Leipzig).

11. September 1894.

... Daß du es zuerst in Leipzig recht einsam findest, ist natürlich. Universitätsstädte sind in den Ferien für die Studenten immer leer, wenn auch noch so viele Menschen sie bevölkern. Hoffentlich findest du im neuen Semester einige nette junge Leute, damit dir die Mußestunden doch auch durch angenehmen Verkehr verschönert werden. Als ich in Göttingen meinen Studien mit Ernst oblag, hatte ich mehrere liebe Freunde aus Heidelberg und Bonn, die fast alle in derselben Lage waren wie ich und kurz vor mir oder bald nach mir auch ins Examen gingen. Da lebten wir sehr gemütlich, arbeiteten viel und hatten doch auch unser Vergnügen dabei. Ich war entschieden der Leichtsinnigste in dem ganzen Kreise — was dir heute wohl sehr unwahrscheinlich vorkommen wird —; mein alter solider Freund Barkhausen hielt mich für tollgeworden, als ich ihm plötzlich verriet, ich habe mich zum Doktorexamen gemeldet. Dann haben mich hauptsächlich die schriftlichen Arbeiten (lateinisch geschrieben!) herausgerissen, denn mein Wissen war Stückwerk im eigentlichen Sinne des Worts. Mit Repetenten zu arbeiten, war damals, wenigstens in unserem Kreise, noch nicht Mode; es fehlte also die hübsche praktische Vorbereitung, die euch jetzt zuteil wird, und die unausbleibliche Folge war, daß jemand, der, wie ich, nur ziemlich

kurze Zeit, aber intensiv gearbeitet hatte, in einigen Fächern ganz gut Bescheid wußte, während auf anderen Gebieten, mit denen ich mich so gut wie gar nicht beschäftigt hatte, eine unverkennbare Unwissenheit vorherrschte. Mein Lieblingsfach war gerade das, mit dem du jetzt beginnst, der Zivilprozeß, aber natürlich nicht der neue deutsche, sondern der alte „gemeine". Den hatte ich bei meinem famosen Lehrer Briegleb kapiert, in seinem Praktikum einige gute Arbeiten gemacht, und so tat der gute alte Herr, was er konnte, um mir im Examen zu helfen und den bedenklichen Eindruck zu verwischen, den einige Lücken in meiner Bildung gemacht haben mußten. Zu meiner Zeit war immer nur ein Kandidat im mündlichen Examen. Ob das die Sache erleichterte oder erschwerte, darüber sind die Ansichten geteilt. Man konnte natürlich gründlicher im einzelnen vorgenommen werden; es kam weniger auf das Verfehlen einzelner Fragen an, da der Fragende nicht von einem Prüfling auf den anderen übergehen konnte. In einer Hinsicht ist es aber heute noch wie damals: sehr viel kommt auf die schriftlichen Arbeiten an! Ich sehe häufig Examensakten von Referendaren und lese recht eingehende und scharfe Kritiken der schriftlichen Arbeiten. Ich habe noch nie gefunden, daß der Verfasser einer günstig beurteilten Arbeit durchgefallen wäre im mündlichen Examen. Vorläufig steht ja aber für dich das Examen noch nicht in Frage; zunächst heißt es lernen, und da wünsche ich dir den besten Erfolg auf dem Wege, den du jetzt betrittst ...

An Carl.

25. September 1894.

... Heute morgen erhielt Mama deinen Brief, in dem du dich über die Schwierigkeiten deiner augenblicklichen Arbeit wenig hoffnungsvoll äußerst. Ich schreibe deine gegenwärtige

Verstimmtheit zum großen Teil auf Rechnung deines einsamen Lebens. Was speziell das juristische Studium anlangt, so mußt du nicht vergessen, daß sehr wenig Anfänger von vornherein Interesse an dem Studium finden. Den meisten geht es gerade so wie dir: Phantasie und Herz finden wenig Nahrung, und es ist harte, wenig erfreuliche Gedanken- und Gedächtnisarbeit. Das muß überwunden werden: später, sobald man dem praktischen Rechtsleben nähertritt, fallen die Schuppen von den Augen, und die abstrakten Gesetzesbestimmungen gewinnen plötzlich Leben und Gestalt. Damit sie das können, muß man sie aber doch kennen! Daher sind Practica auf den Universitäten so nützlich: man lernt das Recht von der praktischen Seite, die Anwendung der gelernten Sätze auf wirkliche Fälle des Lebens kennen. Ich würde an deiner Stelle im Winter ein Pandektenpraktikum besuchen, wenn ein solches zu haben ist. Außerdem rate ich dir, neben der notwendigen trockenen Arbeit etwas geistreiche Jurisprudenz zu lesen, z. B. die Iheringschen Sachen (den Kampf ums Recht u. a.), die du in jeder Bibliothek findest. Savignys „Geist des römischen Rechts" könnte ich dir schicken; so brillant geschrieben wie irgendein Buch, würde es dich vielleicht fesseln. — Du darfst nicht vergessen, daß die Art, wie du dir das Studium eingerichtet hast, vielleicht praktisch, aber gewiß nicht anregend und geistvoll ist. Das Eingepauktwerden in möglichst kurzer Frist schließt jede Vertiefung in Einzelheiten aus, jede wirklich wissenschaftliche Arbeit. Du darfst also das Unbefriedigende einer solchen Form des Studiums nicht der Jurisprudenz ohne weiteres zuschreiben. Ein junger Mediziner, Philologe oder Naturforscher wird auch bei den Anfangsgründen seines Studiums für Phantasie und Herz wenig Freude finden, und gewiß nicht, wenn er in kurzer Frist ein Examen machen will und sich nur darauf einpauken läßt!

Ich bin daher der Meinung, daß du aus der kurzen Zeit, die du jetzt der Sache gewidmet hast, noch gar kein zutreffendes Urteil darüber gewinnen kannst, ob du dich schließlich mit Interesse dem Studium des Rechts wirst hingeben können. Aller Anfang ist schwer, und es ist sehr möglich, daß dir später, nach Überwindung der ersten Hindernisse, die Sache viel besser gefallen wird, als du jetzt glaubst.

Wenn ich es daher für durchaus richtig und zweckmäßig halte, daß du den begonnenen Versuch nicht eher aufgibst, als bis du wirklich genügende Erfahrungen gesammelt hast, so will ich doch andererseits nochmals aussprechen, was ich dir mündlich schon im vorigen Winter (und früher) gesagt habe, daß du meinetwegen nicht Jurist zu werden brauchst. Kommst du zu der Überzeugung, daß das Studium und — was die Hauptsache ist — der Beruf als Beamter, Richter oder Anwalt dir entschieden nicht zusagen; glaubst du in einem anderen Berufe mehr Befriedigung zu finden, so stehe ich dir nicht im Wege. Du bist insofern glücklicher situiert als viele andere, daß ich dich nicht dränge, deine Studien abzuschließen. Willst du noch weiter studieren, dich einem anderen Fache widmen, so habe ich — ernste Überlegung vorausgesetzt — nichts dagegen. Nur mußt du einen Beruf wählen, der dir — einerlei, ob etwas früher oder später — die Möglichkeit einer bürgerlichen Selbständigkeit in Aussicht stellt. Das ist notwendig um deiner selbst willen, denn es würde ein Unglück für dich sein, wenn du dich dauernd von uns abhängig fühlen müßtest. Hättest du die entschiedene Neigung, Philologe, Literarhistoriker oder etwas Derartiges zu werden, so würde ich dir selbst raten, lieber dieser Neigung zu folgen, als ohne eigenes Interesse Juristerei zu treiben. Aber bisher habe ich nicht von dir gehört, daß ein anderes Studium dich wesentlich mehr anzieht als das juristische.

Liegt die Sache aber so, wie ich sie ansehe, daß dich nicht sowohl ein anderes Fachstudium als vielmehr der Trieb nach eigener literarischer Produktion von dem juristischen Studium abzieht, dann scheint es mir immer noch das vernünftigste zu sein, bei diesem Studium zu bleiben und es der Zukunft zu überlassen, ob und in welchem Umfange sich dasselbe mit deinen Wünschen und Neigungen vereinigen läßt. Ich könnte mir denken, daß es auch für deine Produktivität nur vorteilhaft sein könnte, wenn Geist und Verstand zeitweilig auf ganz anderem Gebiete anstrengend tätig sind. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen; ich spreche nicht von deinen speziellen Arbeiten, von denen ich ja sehr wenig kenne, sondern ganz im allgemeinen. Ich glaube nicht, daß in der Regel so junge Männer bereits ausschließlich produktiv auf geistigem Gebiete sein können und sollen. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Es scheint mir natürlicher und gesünder, wenn du in den nächsten Jahren mit tüchtiger Arbeit einem praktischen Ziele zustrebst und dabei die Schaffenslust im Innern reifen und erstarken läßt. Immerhin hat der junge Referendar ja auch Muße genug, um seinen Lieblingsstudien nachzugehen.

Es lag mir daran, dies nochmals zwischen uns klarzustellen. Deine Briefe klingen bisweilen, als ob du gegen deinen Wunsch gezwungen wärest, ein dir unsympathisches Studium zu betreiben. Du sprichst von einem geopferten Jahre, verlorener Zeit usw. Demgegenüber möchte ich betonen, daß du zu den bevorzugten jungen Leuten gehörst, die sich ihren Beruf ohne ängstliche Beschränkung wegen der Zeit des Studiums, der Frist der Vorbereitung usw. wählen können. Es ist mir viel lieber, wenn du ein Fach wählst, dem du dich mit innerer Freudigkeit hingeben kannst, als wenn du wider Willen Jurist wirst. Nur mußt du erst wirklich prüfen, bis du urteilen kannst.

An Carl.

10. Oktober 1894.

... Was ich dir speziell für dein neues Lebensjahr — nach erreichter Volljährigkeit! — wünschen soll, ist nicht ohne weiteres in einem Worte zusammenzufassen. Ein bloß äußerlicher Fortschritt im Leben, wäre es auch ein bestandenes Examen, ist für dich nicht das wichtigste. Was ich dir vor allem wünsche, ist, daß du einen festen Standpunkt den unruhig bewegten Strömungen des geistigen Lebens unserer Zeit gegenüber gewinnen mögest. Ob dieser Wunsch aber schon im nächsten Jahre in Erfüllung gehen kann; ob es auch nur zu wünschen ist, daß er so bald erfüllt werde, ist mir sehr zweifelhaft. Es ist mir sehr lieb, daß du an allem lebhaft teilnimmst, was unsere Zeit bewegt, sei es auf sozialem, sei es auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiete. Nichts ist kläglicher, als wenn die Jugend sich abschließt gegen das neue Leben und — sei es absichtlich, sei es aus Unwissenheit oder Trägheit — in alten Formen und überlieferten Anschauungen beharrt. Aber die Gefahr liegt nahe, daß in der Zeit unreifer, gärender Entwicklung, in der wir uns heute befinden, ein junger Mann, der mit offenen Augen und empfänglichen Sinnen alles Neue in sich aufnimmt, mit der Verarbeitung desselben nicht fertig werden und daher selbst nicht zur Reife des Urteils und zur Ruhe des Geistes kommen kann. Nach meiner Erfahrung helfen sich die meisten durch den Willen. Der eine will das Bestehende erhalten, der andere will zur reformierenden neuen Richtung gehören, und jeder zwingt seine Überzeugung, dem Willen zu entsprechen. Natürlich ist das der verkehrte Weg: der Wille sollte der Erkenntnis der Wahrheit folgen und nicht umgekehrt — aber für unzählige Menschen ist es ein Glück, daß sie anders verfahren: sie würden sonst nie zu einer selbständigen Erkenntnis gelangen.

Du gehörst zu denjenigen, deren Wille zunächst und vor allem nur auf die Erkenntnis der Wahrheit, nicht auf ein praktisches Ziel, das eine bestimmte Auffassung des Lebens zur gegebenen Voraussetzung hat, gerichtet ist. Das ist der viel schwierigere Weg, aber fern sei es von mir, dir von demselben abzuraten. Aber es kostet Zeit und ernste Arbeit, auf diesem Wege selbständig zu einer festen Stellung (im geistigen Leben) zu gelangen. Damit komme ich aber zu meinem ceterum censeo: gerade derjenige, der sich mit den geistigen Kämpfen der Zeit in umfassender und gründlicher Weise beschäftigen will — und es gibt wohl keine größere Aufgabe —, soll m. E. vor allem die verhältnismäßig kleine und leichte Aufgabe lösen, sich selbst eine Stellung im bürgerlichen Leben zu schaffen. Dadurch kommt er wenigstens äußerlich zu der notwendigen Ruhe; dadurch gewinnt er erst das unumgänglich notwendige Verständnis für die Bedeutung und den Wert der bestehenden, historisch gewordenen Verhältnisse (ein Verständnis, das dem Bohème im weitesten Sinne immer fehlt); dadurch wird er — und das ist m. E. das wichtigste — unabhängig von dem Wechsel der eigenen Überzeugung. Wer die Wahrheit suchen, wer über den Kämpfen der Zeit stehen, wer sich selbständig sein Urteil bilden will, der darf nicht darauf angewiesen sein, von seiner Teilnahme an den Kämpfen der Zeit zu leben; denn sonst wird er doch schließlich Lohnschreiber einer Richtung, und die geistige Unabhängigkeit ist dabei ebensowenig vorhanden wie bei den Lohnarbeitern der bestehenden Ordnung. Also — das ist das Resultat meiner etwas lang geratenen Ausführungen — behalte dir jede Freiheit in der Beurteilung geistiger Fragen vor, aber strebe zunächst danach, dir eine Stellung im bürgerlichen Leben zu verschaffen. Daß ich kein entscheidendes Gewicht darauf lege, welcher Art diese Stel-

lung ist, habe ich dir erst kürzlich geschrieben. Daß du in dieser Beziehung zur Klarheit und Entschiedenheit kommen mögest, ist, glaube ich, der nächstliegende Wunsch für dein neues Lebensjahr.

An Carl, der ein Drama geschrieben, über das ein langer Briefwechsel stattgefunden hat.

21. November 1894.

... Bei der näheren Begründung der inneren Vorgänge in Alfreds Gedanken- und Gefühlswelt kommst du auf das Thema der Sittlichkeit (im engsten, physischen Sinne des Worts) und meine früheren Äußerungen über Halbes „Jugend". Ich glaube, es ist ein Irrtum, wenn du meinst, daß in bezug auf geschlechtliche Motive und Exzesse die Sache jetzt wesentlich anders liegt als früher. Gerade in dieser Beziehung sind die Menschen zu allen Zeiten und bei allen Völkern sich ziemlich gleichgeblieben. Du irrst nach meiner Überzeugung, wenn du die Erfahrungen, die du gemacht hast, zu sehr generalisierst. Auch in meiner Jugend gab es weite Kreise, die genau so dachten und handelten, wie du es beschreibst. Aber es gab damals und es gibt, davon bin ich überzeugt, auch heute viele Kreise junger Männer, die gerade in diesem Punkte einer ernsteren Lebensauffassung huldigen und strengere Selbstzucht üben. Mein Urteil über das Halbesche Stück beruht aber nicht auf der mehr oder minder großen Verbreitung leichtfertiger Grundsätze bei den jungen Männern — daß es zahllose junge Leute gibt, die in bezug auf das Geschlechtliche durchaus dem Halbeschen Studenten ähnlich sind, bezweifle ich nicht. Was ich bestreite, ist erstens, daß ein anständiges junges Mädchen so handeln kann wie bei Halbe, und zweitens, daß auch der sinnlichste und durch keine Grundsätze an der Befriedigung

seiner Sinnlichkeit behinderte Jüngling von zirka 18 Jahren so ehrlos handelt, die eigene Cousine im gastfreien Hause des Verwandten zu verführen. Das hat mit der bloßen Liederlichkeit nichts zu tun; es ist die vollständige Mißachtung aller Pietäts- und Ehrenrücksichten. Das mag bei einem alten Roué, der sich sein halbes Leben hindurch in schlechtester Gesellschaft bewegt hat, wahrscheinlich sein; bei einem Jüngling, der eben zur Universität geht, halte ich nach wie vor die Sache für unmöglich und verzeichnet. Daß Halbe seinen Helden so zeichnen konnte und daß du — und gewiß sehr viele mit dir — ihn nicht verzeichnet findest, daß du auch bei deinem Alfred von der Gefahr sprichst, er könnte schließlich wider seinen Willen doch in die Lage kommen, Matti zu verführen, das bestätigt mich alles in der Überzeugung, die ich zum Schlusse unserer längeren, durch dein Stück veranlaßten Unterhaltung aussprechen möchte: das Übel, an dem dein Held, wie die meisten Helden der modernen Stücke, krankt, ist der völlige Mangel eines jeden das Leben beherrschenden Prinzips. Daher die Schwäche, das Hin- und Herschwanken, die sittliche Unsicherheit, die Rücksichtslosigkeit gegen das Wohl und Wehe aller anderen, der Egoismus, der nichts anderes sucht und tut, als was dem eigenen Wunsche entspricht. Alfred hätte, statt davonzureisen (zu welchem Zwecke?), den kategorischen Imperativ des alten Kant studieren oder vielmehr zum Bewußtsein seiner Pflicht kommen sollen! Pflichtgefühl bezüglich aller Lagen des Lebens: das ist es, was ihm und so vielen heute fehlt. Ob dasselbe auf Religion, Philosophie oder lediglich auf praktischen Erziehungsgrundsätzen beruht, ist nicht von entscheidender Bedeutung, aber der Mangel des Pflichtgefühls ist es, der die Leute jedes Halts beraubt und sie schließlich zur Verzweiflung treibt.

An Carl.

12. Januar 1895.

Wenn ich an die schönen Weihnachtstage zurückdenke, so drängt es mich, dir nochmals auszusprechen, wir sehr wir uns an deiner Anwesenheit gefreut haben. Es war gewiß richtig, daß du die entgegenstehenden Bedenken überwunden hast und unserem Wunsche folgend hergekommen bist. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Erlebnisse des letzten Jahres nicht ohne Nutzen für die Entwicklung deines Charakters gewesen sind; es sind eben die Erfahrungen verschiedenster Art, die schließlich den Menschen bilden und den Charakter reifen lassen ...

Aus deinen letzten Briefen ersahen wir, daß du vielerlei gesellige Freuden vor dir hast. Die Leipziger Gesellschaft scheint ja recht liebenswürdig gegen dich zu sein. Laß dir den Trubel nur nicht über den Kopf wachsen; es kommt gar zu leicht, daß Aufführungen usw. die Gedanken so sehr in Anspruch nehmen, daß für ernste Arbeit keine Zeit übrigbleibt.

Zum Lesen komme ich jetzt fast gar nicht; mit Sitzungen, Amtsgeschäften und Gesellschaften (obwohl wir so oft absagen!) geht die Zeit dahin, und es fehlt mir die Muße, um auch nur die neuen Teile des Sybel zu lesen, die mich so sehr interessieren. Vorgestern hatten wir in der Geograph. Gesellschaft einen Vortrag von Hesse-Wartegg über Korea und den japanisch-chinesischen Krieg. Er ist kurz vor Ausbruch des Krieges überall gewesen und gab uns sehr lebendige Schilderungen — etwas Feuilletonstil, etwa wie Otto Ehlers Reisen — und sehr amüsante Details. — Vom Gesandten Krüger hatten wir im Senat einen sehr interessanten Bericht über den „Herrenabend" beim Kaiser, dem Kr. (als einziges Mitglied des Bundesrats) beigewohnt hat. Der Vortrag über unsere Marine soll ausgezeichnet

in Form und Inhalt gewesen sein und die genaueste Kenntnis des ganzen Stoffs gezeigt haben. Der Kaiser fragte Kr., ob er eine bestimmte Bemerkung im Jahresbericht der Hamburger Handelskammer gelesen habe. Dieser Bericht ist am 1. Januar erschienen und ein sehr umfangreiches Machwerk. Es ist doch anerkennenswert, daß der Kaiser es offenbar mit seiner Aufgabe so ernst nimmt! Daß er ein ganz ungewöhnlich begabter Mann ist, unterliegt keinem Zweifel.

An Carl.

8./9. Februar 1895.

... Ich lese jetzt die Biographie von Gustav Putlitz, von seiner Witwe meist aus Briefen zusammengestellt. Das schönste sind eine Reihe von Briefen, die unsere alte Freundin, Frau Marianne Wolff (Witwe Immermann) an Putlitz geschrieben hat — sehr gedankenreich und fein. Weshalb ich aber gerade an dieser Stelle des Buches gedenke, erklärt sich aus einer gewissen Ähnlichkeit nicht sowohl der Person als vielmehr der Situation, in welcher sich dieselbe befindet, zwischen Putlitz und dir. Auch er studierte Jura ohne Neigung zu diesem Studium und fühlte sich von Jugend auf hauptsächlich zur eigenen produktiven Tätigkeit auf dem Gebiete der Poesie, speziell des Theaters, hingezogen. Wenn dir das Buch gelegentlich begegnet, so sieh es dir an. Schon allein die vierzigjährige Freundschaft, welche P. mit Frau Wolff verband und in diesen Briefen ihren Ausdruck fand, ist des Lesens wert. Sie war eine seltene Frau, die bei ihrem großen Hausstande und ziemlich beschränkten Mitteln, bei unendlicher Tätigkeit und großer Geselligkeit noch so lesen und solche Briefe schreiben konnte! —

Was du mir von der sog. Umsturzvorlage schreibst, hat mich überrascht. Ich habe mich allerdings nicht näher mit der Sache beschäftigt, aber nach dem, was ich hier davon gehört,

habe ich geglaubt, daß es sich um recht unbedeutende, wenig an der Sachlage ändernde Gesetzesversuche handelt. Daß man mit solchen Gesetzesparagraphen überhaupt nichts Wesentliches ändern kann, das ist mir unzweifelhaft. Die Gesinnung und der Wille des Volks macht das Strafrecht, und nicht umgekehrt! Aber gerade deshalb verstehe ich nicht, welche Befürchtungen man an diese Gesetzgebung knüpfen kann. Ich glaube nicht, daß es jemals eine Zeit gegeben hat, in welcher die Gedanken sich freier und ungenierter haben äußern können, als heutzutage. Niemand — wenigstens niemand, der etwas zu bestimmen hat, — denkt daran, Wissenschaft, Kunst oder irgendeine geistige Arbeit zu beschränken oder polizeilich zu reglementieren! Die Gefahr liegt m. E. auf der anderen Seite: die urteilslose Menge wird mehr und mehr von jeder Rücksicht auf Tradition, Autorität und Pietät „befreit", und die geistige Freiheit, die man auf dem Gebiete der Wissenschaft usw. unbedingt anerkennen muß, wird bei der Masse zur Knechtschaft unter dem Willen und den Stichworten von Agitatoren. Darüber werden wir alle einig sein, daß es der beste Zustand wäre, wenn das ganze Volk, nach Wahrheit und Erkenntnis dürstend, selbständig beurteilen könnte, was ihm frommt, und aus eigenem freien Willen nur nach dem Guten, Wahren und Schönen trachtete! Da dieser ideale Zustand aber jedenfalls noch sehr fernliegt, so fragt es sich für praktische Männer nur, ob es besser ist, den historisch gewordenen Zustand, unter angemessener Berücksichtigung veränderter Zeitverhältnisse, zu konservieren oder es mit einer anderen, neuen Weltordnung zu versuchen. Und da sage ich: tausendmal lieber die bestehende Ordnung erhalten, auch wenn ihre bureaukratische, militär-polizeiliche Form dann und wann unbequem und steif erscheint, als ein Chaos heraufbeschwören, in dem jedenfalls

zunächst und für Generationen alles verloren geht oder doch gefährdet ist, was die Menschheit seit Jahrhunderten geschaffen und errungen hat. — 9. Februar. Soeben erhalten wir eine Einladung zum Sonntag nach Friedrichsruh. Wir freuen uns sehr, den Fürsten einmal wiederzusehen. Er hält sich bisher begreiflicherweise sehr zurück; seine Gesundheit ist nicht die beste, und er ist ja auch ein alter Herr! Nach dem Besuche werden wir dir erzählen, wie wir ihn gefunden haben.

An Carl.

18. Februar 1895.

... Mit diesem Briefe schicke ich dir eine kleine Arbeit, die ich im Laufe dieses Winters für unsere Finanzdeputation gemacht habe. Ich war Neujahr volle zehn Jahre Präses der Behörde; da lag es mir nahe, einen Rückblick auf diesen Zeitraum zu werfen. Im einzelnen wird die Arbeit dich wohl wenig interessieren; vielleicht tritt dir aber aus derselben entgegen, was im allgemeinen wenig erkannt und begriffen wird, daß in der Verwaltung eine Menge ehrlicher, nützlicher Arbeit geleistet wird, Arbeit, die in vielen Beziehungen für das Wohl der Gesamtheit wertvoller ist als vieles Zeitungschreiben und Redenhalten! Mit deiner etwas geringschätzigen Beurteilung unserer Parlamente kann ich trotzdem nicht ganz übereinstimmen. Die Tätigkeit derselben ist allerdings oft vom Übel, wenn sie — von Fraktionsinteressen geleitet — hemmend und störend in den Gang der Staatsverwaltung eingreifen oder das Zustandekommen notwendiger Gesetze vereiteln. Bei wirklich allgemein als bedeutsam erkannten Fragen pflegt sich aber auch der Reichstag bezw. das Parlament des Einzelstaats auf eine gewisse Höhe zu erheben. Zunächst werden uns die Fragen der Agrar- und Handelspolitik wahrscheinlich

höchst interessante und wichtige Beratungen bringen, deren Wichtigkeit m. E. viel höher zu veranschlagen ist als die „Umsturzvorlage".

Du fragst, ob Bismarck bei unserem Frühstücksbesuche sich über die politische Lage geäußert habe. Er machte auf mich einen sehr gealterten Eindruck. Das ist ja auch kein Wunder bei seinem Alter und allem, was er noch in letzter Zeit erlebt hat! Zuerst war er etwas wehmütig gestimmt bei der Erinnerung an seine Frau. Allmählich wurde er aber munterer und sehr gesprächig. Mit aller Energie sprach er sich gegen die reichsseitige Überwachung des Schiffsbaues aus: „Wenn unsere Bureaukraten vom grünen Tisch nur die Hände von Dingen lassen wollten, die sie nicht verstehen!" Die Kolonialpolitik (keine militärischen Expeditionen ins Innere!), die Marineforderungen (nur Kreuzer, keine Schlachtschiffe, die doch nur den Zweck haben, uns weggenommen oder zerstört zu werden!) wurden gestreift. Bezüglich der sehr verbreiteten Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen machte B. eine Bemerkung, die auch für dich gilt: „Die jungen Leute, die das alte Deutschland nicht mehr gekannt haben, vergessen, was wir in kurzer Zeit alles erreicht und geändert haben und wieviel besser es geworden ist. Sie setzen alles, was wir errungen haben, als selbstverständlich voraus und wundern sich, daß es nicht immer in demselben Tempo vorwärts geht." Übrigens verhehlte B. nicht, daß er selbst mit dem augenblicklichen Gange der Dinge recht unzufrieden sei. Das bezieht sich aber, glaube ich, auf das wirtschaftliche Gebiet, und ich bezweifle sehr, daß er es besser machen könnte, wenn er am Ruder wäre! — Ein Besuch bei B. ist immer hochinteressant. Der erste April steht ihm sehr bevor; er darf nicht viel stehen und nicht viel reden. Was soll er also mit den Tausenden von Gratulanten anfangen?

An Carl.

26. Februar 1895.

... Heute ist Mimis Hochzeitstag und drüben die Taufe ihres Kleinen. Ich habe in der Nacht fortwährend von Buenos Aires geträumt und denke auch bei Tage viel an die Lieben in der Ferne. Ich habe mich entschließen müssen, ein paar Tage ruhig zu Hause zu bleiben, da ich die Erkältung sonst nicht loswerden konnte. Da sitze ich nun ruhig in meinem Zimmer und beschäftige mich bald mit diesem, bald mit jenem ... Unsere Brautgesellschaft für Dr. B. und Fräulein M. ist neulich sehr nett abgelaufen. Ich habe immer meine Freude an Brautpaaren, wenn sie recht herzlich vergnügt miteinander sind und man sieht, daß sie sich durch die Herzen zusammengefunden haben. Es ist doch ein hochinteressantes und, wie ich glaube, sehr gutes Zeichen der Zeit, daß unsere jungen Herren — aller Stände, Juristen, Kaufleute, Ärzte, Beamte und auch Handwerker — namentlich aber der sog. besseren Stände — so früh heiraten, und zwar in zahlreichen Fällen, die mir bekannt werden — über andere fehlt das eigene Urteil —, nicht aus Rücksichten, nicht um Geld, sondern wirklich aus Neigung und in der Überzeugung, daß in der Ehe und eigenen Häuslichkeit das beste Glück zu finden ist. Wenn ein Fremder das lesen würde, begriffe er wahrscheinlich nicht, warum ich es dir schreibe. Oder er käme etwa gar auf den Gedanken, daß ich es für nützlich hielte, dich zum frühen Heiraten zu ermahnen! Du wirst mich aber verstehen! Deine sehr abfällige Beurteilung der Jungen-Männerwelt ist m. E. kaum zu vereinigen mit der eben von mir erwähnten Tatsache, und ich lege Gewicht auf die letztere als Beleg für meine, dir gegenüber vertretene Ansicht, daß du der Masse der deutschen Jugend nicht ganz Gerechtigkeit widerfahren läßt. In einzelnen

Kreisen mag es natürlich anders sein, wie man in Paris auch meist ältliche Bräutigams oder nur Konvenienzehen findet.

Das Putlitz-Leben, von dem ich dir neulich schrieb, hab ich mit Interesse gelesen. Der Mann hat wirklich große dichterische, speziell dramatische Erfolge gehabt; er ist 5 Jahre tot, und wer kennt heute noch die Stücke, die jahrelang alle deutschen Bühnen aufführten? Auch das ist lehrreich. Es ist nur wenigen gegönnt, bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Der alte Geheimrat Neumayer erzählte mir neulich, daß sein Vater in seiner Jugend Schillers Blütezeit erlebt habe und noch im hohen Alter von der unglaublichen Wirkung erzählte, die Schillers Dramen in Deutschland hervorbrachten. Unser fin de siècle kann nichts Derartiges produzieren. Jetzt gibt es nur ungelöste Fragen; die sind enorm interessant und von höchster Wichtigkeit, aber ich glaube nicht, daß sie künstlerisch so gestaltet werden können, daß sie als Kunstwerk bleiben, wenn die hastende Zeit sich wieder anderen Fragen zugewandt hat. Ich las neulich die „Einsamen Menschen“ — auch Frage ohne Lösung!

An Carl.

20. März 1895.

...Bei Versen muß ich an unsere Bismarckmedaille denken. Wir, d. h. Senat, schenken eine große Medaille, zunächst in Bronze gegossen, die später verkleinert geprägt werden soll. Professor Schaper in Berlin macht das Modell und ist mit den Vorschlägen für die Umschrift, die von hier aus gemacht werden, nicht zufrieden. Er wendet sich an Jul. Wolff und schickt uns drei von diesem verfaßte Sprüche. Senatus überlegt die Sache gründlich; die Ansichten sind sehr geteilt; die Sache ist aber eilig, und man entscheidet sich für einen der Wolffschen Verse. Darauf antwortet Schaper, er

finde doch einen der anderen Verse schöner und werde denselben anbringen; zu weiterem Verhandeln sei keine Zeit. Diese Künstler! Wir müssen uns alles gefallen lassen, damit er uns nur nicht im Stiche läßt und wir ohne Geschenk dastehen. Übrigens wird die Medaille hoffentlich sehr schön: Avers: Bismarckkopf, Revers: Bismarck als Ritter St. Georg den Drachen der Zwietracht in Deutschland besiegend. Die später zu prägende kleine Medaille wird ein richtiger Georgstaler, wie sie früher vielfach existierten . . .

Ein sehr interessantes Buch lese ich jetzt: „Die Geschichte der Indo-Europäer“ von Jhering, nach seinem Tode von seinem Schwiegersohne herausgegeben, eine sehr gründliche und geistvolle rechtshistorische Studie, die alle Gebiete des Lebens berührt. Wenn dir das Buch begegnet, so empfehle ich es dir.

An Carl (Göttingen).

28. April 1895.

Schon lange wollte ich dir schreiben, aber der letzten Wochen Beschäftigung aller Art war groß. Heute finde ich eine stille Nachmittagsstunde: die Kinder sind aus, Mama sitzt am Klavier; durch das offene Fenster kommt Frühlingsluft ins Zimmer herein . . .

Was du von Göttingen schreibst, interessiert mich sehr: ich glaube, alles ist ziemlich so, wie ich es vor 30 Jahren gekannt habe. Lies doch gelegentlich in den Tagebüchern meines Großvaters, wie er 1786 ff. in Göttingen gelebt hat; es wird dich interessieren, die Zeiten zu vergleichen. Er war leider sehr kurz in seinen Notizen; über das geistige Leben der Zeit erfährt man nur sehr wenig; trotzdem hat es mir Freude gemacht, aus dem recht spröden Material das herauszusuchen, was uns ein einigermaßen anschauliches Bild des damaligen Lebens bietet. Auf deiner Karte an Großmama sah ich eine Abbildung des

Rohns, wo zu meiner Zeit gewöhnlich gepaukt wurde. Von den Bierdörfern, die es gewiß noch gibt, war mir Geismar am liebsten; in dem Wirtshaus vor dem Dorfe mit dem großen alten Baume (wenn er noch existiert; es waren Sitze in den Zweigen angebracht) habe ich meinen „Doktor" gefeiert, am 12. April 1862! Später verlobte sich mein Freund Bade — nach meiner Abreise von G. — mit der Pfarrerstochter aus Geismar, einem sehr braven Mädchen. Es war ein Trauerspiel! Im ganzen bin ich in Göttingen nie recht heimisch geworden; daher erklärt es sich, daß ich niemals wieder hingegangen bin. Trotzdem tauchen mir jetzt in der Erinnerung viele frohe Tage auf, schöne Sommerfahrten nach der Pleß, Reinhausen mit den falschen Gleichen (wo Bürger Amtmann war), der Ruine Hanstein und Witzenhausen, wo es Weinberge zu sehen gab! Damals gab es noch wenig Eisenbahnverbindungen, und man nahm einen Göttinger Zweispänner für einen ganzen Tag (inkl. Nacht), wenn man eine weitere Tour machen und nicht laufen wollte. Zu Pfingsten sind wir übrigens ordentlich gelaufen: über Münden nach dem Meißner, wo wir oben am Pfingstmontag im Schnee erwachten, und von dort nach Kassel. Doch ich will dir keineswegs Reisegedanken erwecken: du hast vorläufig ganz andere Dinge vor, hast das Reisen ja auch schon recht viel genossen, jedenfalls viel mehr als ich zu meiner Göttinger Zeit!...

An Mimi. 21. Mai 1895.

...Wenn im Herbst Georg und Tilly unser Haus verlassen, wird der Familienkreis ein ganz kleiner. Das ist der natürliche Gang der Dinge: erst erweitert sich der engere Familienkreis, das Haus wird zu klein, man sorgt, wie man Raum schafft, und dann kommt die Zeit, wo das Haus immer

leerer wird und man nicht weiß, was man mit den vielen Zimmern anfangen soll. Ich empfinde es als ein überaus großes Glück, das uns zuteil geworden, daß wir eine so große Schar lieber Kinder haben. Bei uns tritt daher die Leere des Hauses noch lange nicht so hervor wie in anderen Familien, und mit unserem Franz fühlen wir uns immer noch als verhältnismäßig junge Eltern. Vorgestern ist der Schlingel bei Bohlens ins Wasser gefallen: er kam sehr vergnügt und wichtig in Lothars Kleidern nach Hause und erzählte vor allem, daß er Glühwein zu trinken bekommen habe. Da er ganz allein herausgekrabbelt war, wird es wohl nicht tief gewesen sein, wo er — dicht am Stege — aus dem Boot gefallen ist. Immerhin müssen wir dankbar sein, daß es so gut gegangen ist.

An Carl.

13. Juni 1895.

Eine ruhige Stunde auf meinem Zimmer im Rathaus benutze ich, dir meinen Gruß zu senden.

... Hier denkt und spricht jetzt alles nur von den bevorstehenden Festen. Außer dem großen Kaiserfest kommen noch allerhand andere Freuden in Betracht. Morgen ißt eine große Gesellschaft Hamburger im Zoologischen Garten mit dem alten Gladstone, der mit Frau und zahlreichen Freunden als Gast des Sir Donald Currie, eines der größten englischen Reeder, nach Hamburg kommt und nächste Woche — immer zu Schiff — nach Kiel zu fahren gedenkt. Ich freue mich sehr darauf, den alten Herrn zu sehen und hoffentlich auch reden zu hören. Die Engländer halten ihn bekanntlich für einen der größten Redner des Jahrhunderts. Jedenfalls ist er ein hervorragend interessanter Mann.

Sonntag Morgen. Da die „ruhige Stunde" nicht ungestört blieb, habe ich die Beendigung dieses Briefes aus-

gesetzt, bis ich dir über unser Fest berichten konnte, d. h. über die Engländer. Es war alles sehr schön arrangiert; wir saßen drei Stunden bei Tische, Präsident Sieveking hielt eine sehr feine (aber sehr lange) englische Rede — aber Gladstone war unwohl und kam nicht. So war das Fest wenigstens für mich ziemlich zwecklos; denn Sir Donald Currie mag ein noch so großer Reeder sein: mich interessierte der Redner, aber nicht der Reeder. Übrigens waren unter den Engländern sehr interessante Leute, Parlamentsmitglieder usw. Nun kommt aber die beste Hälfte des Festes! Sir Donald hatte die Freundlichkeit, eine große Hamburger Gesellschaft auf sein famoses Schiff „Tantallon Castle“ zum Diner einzuladen. Um 6 Uhr fuhren wir mit einem Flußdampfer nach Brunshausen hinunter und wurden auf das liebenswürdigste empfangen. Das Schiff ist von der Größe unserer größten Schnelldampfer und fährt von England nach Südafrika. Sir Donald hat es für einen pleasure trip engagiert, eine Gesellschaft von 80 bis 90 Personen eingeladen und fährt 14 Tage mit ihnen spazieren — eine großartige Form der Gastfreundschaft, wie sie nur ein reicher Engländer bieten kann. Eine Musikkapelle ist natürlich an Bord, außerdem sechs schottische Jungens, als highlanders kostümiert, die schreckliche Musik machen und dazu tanzen. Wir saßen nur eine Stunde bei Tisch (könnten wir das doch auch fertigbringen!), ganz englische Form natürlich. Ich führte die alte Mrs. Gladstone — sehr ehrenvoll, aber nicht gerade amüsant, da sie 80 Jahre und recht taub ist. Gegen Ende des Diners kam Sir Donald zu mir zu einer kleinen „Verschwörung“. Alle wollten Gladstone gern reden hören, aber er hat es seit Jahr und Tag immer abgelehnt; er ist krank gewesen und soll sich schonen. Sir Donald wollte keine Verantwortung auf sich nehmen; aber wenn ich namens

der Hamburger G.s Gesundheit ausbringe, dann werde er ohne Zweifel antworten. Gesagt, getan. Donald toastete in englischer Kürze auf seine Königin und unseren Kaiser und dann gab er mir das Wort. Ich sprach englisch und faßte mich kurz. Wenn ich auch gewiß Fehler gemacht habe, so konnte ich mich doch leidlich aus der Affäre ziehen, und der Erfolg war, daß „the grand old man", wie sie ihn in England nennen, aufstand und eine ganz reizende Rede hielt. Alles war begeistert, die Engländer vielleicht noch mehr als die Deutschen. Du wirst die Rede natürlich in der Zeitung finden. Nach Tisch hatte ich eine lange, sehr interessante Unterhaltung mit Gladstone über Deutschland, Italien, Irland, Bismarck usw. Er meinte, B. sollte nicht mehr so viel reden und namentlich keine politischen Streitreden halten! Nach der Agrarierrede von neulich konnte ich nur zustimmen. — Nachher war noch Ball und Konzert auf dem Schiffe, um 2 Uhr nachts kamen wir nach Hause. Bis zuletzt war alles großartig; hier am Hafen waren 25 Wagen bereit, die Sir Donald bestellt hatte, um seine Gäste nach Hause zu fahren. Aber das wesentliche war und bleibt in der Erinnerung, daß ich einen der großen Männer dieses Jahrhunderts gesehen und gehört habe.

An Carl.

27. Juni 1895.

... Doch ich will dir keine allgemeinen Betrachtungen vortragen, sondern lieber von der letzten Woche erzählen. Im großen und ganzen werden die Zeitungen dir berichtet haben. Ich beschränke mich auf persönliche Erlebnisse. Das Vorspiel mit dem alten Gladstone habe ich dir schon berichtet. Drolliger-

weise bin ich mit meinem Toast in die englischen Zeitungen gekommen („Daily News“ wurden mir zugeschickt), natürlich nur als Veranlassung zu G.s Rede. Dann ist mir ein Versehen passiert, das den Engländern sehr viel Spaß machte: ich nannte G. statt „Right Honourable“ „the Right Reverend Gentleman“, d. h. ich machte ihn zu einem hohen Geistlichen. Es war natürlich ein bloßes Versprechen, das ich gleich korrigierte. Der Witz war aber unwillkürlich zum Ausdruck gelangt: Gl. hat sehr stark kirchliche Tendenzen und soll ursprünglich zum Geistlichen bestimmt gewesen sein. Offenbar ist das eine Seite bei ihm, die vielfach, auch seine Freunde, komisch berührt. In einer englischen Zeitung wurde dieses Versprechen erwähnt mit dem Zusatz: „Never was blunder more apt.“ —

Am 18. kamen dann die beiden großen Striche durch unsere Rechnung: erstens der sehr bedauerliche Tod der Frau Bürgermeister Versmann, durch den Versmann natürlich verhindert wurde, an den hauptsächlich unter seiner Leitung geordneten Empfangsfeierlichkeiten teilzunehmen; und zweitens die Absage der Kaiserin, durch welche unsere Damen des Vergnügens beraubt wurden, in hervorragender Weise an dem Feste sich zu beteiligen. Mama trug es mit großer Ruhe; mir tat es sehr leid für uns alle; ich hätte sie zu gerne bei Tische zwischen dem Kaiser und dem Prinzregenten von Bayern gesehen — nicht der Ehre halber, sondern weil ich überzeugt bin, daß sie auch diesen ungewohnten Platz vortrefflich ausgefüllt und ihren Nachbarn Freude bereitet hätte. Da ich für Versmann einiges übernehmen mußte, hatte ich am Mittwoch schon 7 Uhr morgens den König von Sachsen am Bahnhof zu empfangen. Es regnete und sah wenig freundlich aus. Der alte Herr schien etwas übernächtig und unruhig, ob auch alles der Ordnung gemäß verlaufen werde. Als aber

Waldersee ihm den Rapport des IX. Armeekorps überreichte, die Ehrenkompagnie in tadelloser Ordnung war und Bosse ihm eine ganze Menge sächsischer Reserve- und Landwehroffiziere vorführte, fühlte er sich sichtlich angenehm beruhigt und fuhr mit mir in das Jenischsche Haus. Er erzählte mir, daß er seit 30 Jahren nicht in Hamburg gewesen sei! Ich saß nachher beim Frühstück neben ihm und fuhr mit ihm durch die Stadt und habe bestätigt gefunden, was ich immer gehört, daß er ein hochgebildeter, vielseitig unterrichteter und dabei sehr freundlicher Herr ist. Freundlich waren die Fürsten natürlich alle, wenigstens mit uns, ihren Gastgebern; aber man sieht es doch manchen an, ob das Lächeln eine äußerlich anerzogene Form ist oder ob ein von Natur wohlwollender, herzlicher Sinn zugrunde liegt. — Mein Morgen verlief unter Besuchen; ich mußte bei allen Fürsten Karten abgeben; wegen des Gedränges auf den Straßen fuhr ich den ganzen Tag mit einem berittenen Konstabler als Vorreiter. Alle Fürsten fuhren dann wieder bei uns vor. Um 11½ Uhr waren wir im Zoologischen Garten (wo zum Gaudium Spottlustiger eine „zwanglose Vereinigung des Senats mit den Fürsten“ stattfand). Der König von Württemberg ließ auf sich warten (sein Zug kam erst 11 Uhr 40 in Hamburg an; er selbst war also unschuldig und hatte die Höflichkeit der Könige nicht verletzt), wodurch wir in eine etwas peinliche Lage versetzt wurden. Die Fürsten sagten kein Wort, aber die Gesandten, Hofmarschälle usw. gerieten in fieberhafte Aufregung, daß ihre Höchsten Herrschaften warten mußten. Endlich ging es wie immer: im Moment, als wir zu Tisch gehen wollten, kam der Württemberger, ein noch ziemlich junger, frischer und heiterer Herr. Da das Frühstück „zwanglos“ sein sollte, waren nur wenige Plätze belegt. Wir wußten auch noch am Morgen des Tages nicht

sicher, wer kommen würde! Bayern, Sachsen und Württemberg präsidierten an den drei Mitteltischen; an unserem Tische saßen, um dir einen Begriff von der Art des Arrangements zu geben, neben dem König von Sachsen Hachmann und ich, dann der Großherzog von Oldenburg, der Herzog von Genua, der Minister v. Bötticher, Graf Waldersee usw. Bei der Fahrt durch die Stadt und den Hafen war es sehr heiß, aber sehr amüsant. An Bord des Dampfboots hatte man Gelegenheit, noch mit manchen Fürsten ein Wort zu reden. Am Morgen hatte ich von einem Bekannten in Konstanz Nachricht erhalten, daß 7000 Männer am Bodensee sich vereinigt hatten, dem Kaiser nach Hamburg Glückwünsche zur Vollendung des Kanals zu senden. Die Depesche sollte an den Senat gelangen, und man wünschte natürlich, daß sie beim Festmahl dem Kaiser vor Augen kommen möge. Ich nahm Gelegenheit, mit dem Großherzog von Baden darüber zu sprechen, und fand, daß er von der Sache wußte und sich für dieselbe interessierte, weil alle Parteien, Klerikale, Liberale und Demokraten, sich zu der Kundgebung vereinigt hatten. (Die Sache ist ganz nach Wunsch abgelaufen: Der Kaiser freute sich über den Glückwunsch, und die guten Seemänner haben sofort ein Antworttelegramm erhalten.) Kaum von der Elbe zurück, mußte ich mich wieder umziehen, um beim Empfang des Kaisers zugegen zu sein. Lehmann hatte natürlich die erste Rolle; da die Kaiserin nicht kam, fuhr ich auch nicht mit zum Hafen. Die vier kleinen Prinzen in Matrosenanzug machten einen guten Eindruck; sie gaben uns freundlich die Hand und liefen wie vier Hunde hinter dem Kaiser her, als dieser mit Lehmann die Ehrenkompagnie abschritt. Der Kaiser war bei allerbester Laune. Nachdem L. ihn begrüßt, gab er mir die Hand mit den Worten: „Wir kennen uns ja schon lange!“ (Während

des ganzen Empfangs auf dem Bahnhof wurden wir fortwährend photographiert.) — Nun wieder nach Hause und Ornat angezogen; ich mußte als einer der ersten im Rathaus sein und die Gäste empfangen. Das war ein buntes Treiben in den provisorisch, aber höchst gelungen dekorierten Räumen. Alles war erfreut über das von den Rathausbaumeistern Geleistete. Die 60 jungen Herren, die uns ihre Hilfe angeboten hatten, waren unermüdlich im Vorstellen, Herumführen, Auskunftgeben. Die Geschichte währte länger als eine Stunde, bis der Kaiser kam. Dann waren nur noch die Gäste des Fürstentisches in den Empfangssälen; alle anderen standen bei ihren Plätzen. (Die französischen Marineoffiziere hatten im letzten Augenblick abgesagt.) Nachdem der Kaiser einige Fürsten geküßt, allen die Hand gegeben und die Senatoren ihm vorgestellt worden, ging es zu Tische. Ich saß zwischen dem Erzherzog Carl Stephan und dem Duke of York, ersterer ein gemütlicher, liebenswürdiger Österreicher, letzterer — der künftige König von England — ziemlich langweilig. Lehmanns Rede war recht gut, des Kaisers unmittelbar folgende improvisierte Antwort klar und kräftig, wie immer. Mein Erzherzog sagte: Vom Frieden sprechen kann jeder, aber wenn er (der Kaiser) sagt, ich will den Frieden — dann haben wir ihn. Der alte häßliche Prinzregent (und sein noch häßlicherer Sohn!) imponierte mir durch sein elegantes Französisch, wodurch er den Russen Alexis erfreute, der kein Wort Deutsch spricht, obwohl er, wie jemand ausgerechnet hat, $^{31}/_{32}$ deutsches Blut in seinen Adern hat. — Nach dem Festmahl: Gewitter mit Regen — das war hart! Die Unterhaltung beim Kaffee war sehr lebhaft, aber der Kaiser wollte rauchen, und alles war darauf eingerichtet, daß auf der Insel geraucht werden sollte. Folglich ging bezw. fuhr Majestät nach der Insel. Es regnete, die

Könige blieben zurück; schadet nichts — Lehmann, ich und — Senior Behrmann waren schließlich mit einigem Gefolge die einzigen, die den Kaiser zur Insel geleiteten. Die andern kamen nach; Zigarren waren da; Reichstag, Bürgerschaft usw. erwarteten uns schon; das Wetter besserte sich, und der Abend machte sich wenigstens leidlich. Illumination und Feuerwerk machen auf der Alster immer einen schönen Effekt. Noch zwei Anekdoten: Der Kaiser trat auf den Mittelbalkon vor dem Rathaus, als es gerade blitzte. Da soll der Großfürst gesagt haben (vielleicht war es aber ein anderer): „C'est le ciel, qui salue votre Majesté!" — ein echtes Höflingswort! — Auf der Insel ist ein etwas angeheiterter Herr an den Großfürsten herangetreten und hat gesagt: „Großfürst, Sie sehen famos aus!" Und der Russe verstand deutsch und sagte — nicht auf deutsch — zu seiner Begleitung, ein solches Kompliment könne man sich gefallen lassen.

Meines Ornats ledig reiste ich um Mitternacht mit einem Extrazuge nach Brunsbüttel ab. Alle andern waren in Galauniform, was für eine Nachtreise wenig erfreulich ist. Ich war mit Präsident Schulz aus Berlin und sehr netten Leuten zusammen. Obwohl ich hätte müde sein dürfen, war ich doch seit 6 Uhr morgens in Bewegung, unterhielten wir uns sehr gut und — in Brunsbüttel setzten wir uns sofort zum Bier und Souper nieder. Es wurde 3½ Uhr, bis wir zu Bette kamen: ich muß also um Entschuldigung bitten, daß ich von der Einfahrt des Kaisers (um 5 Uhr) und von unserer Abfahrt (gegen 7 Uhr) nichts gemerkt habe, sondern erst auf Deck gekommen bin, als wir bei Burg in Dithmarschen mit Musik begrüßt wurden. Die ganze Kanalfahrt war ein Triumphzug; alle Dörfer hatten sich am Ufer versammelt und jubelten, sangen und musizierten auf ohrzerreißende Weise. Da wir

(„Augusta Victoria“ — Ladung: Diplomaten, Minister, Generale usw.) ziemlich weit hinter dem Kaiser herfuhren und ein sehr langsames Tempo einhalten mußten, kamen wir erst um 5 Uhr nachmittags in Holtenau, d. h. auf der Kieler Reede an. Unterwegs war die Unterhaltung sehr animiert; man machte Bekanntschaft mit den verschiedensten Herren; Verpflegung und Getränke waren ausgezeichnet. Man ißt im großen Salon an kleinen Tischen; so bildeten sich engere Kreise, die sich bei jeder Mahlzeit zusammenfanden. Nur Herr v. Marschall mit seinen Botschaftern hatte einen speziell reservierten Tisch: es soll da aber recht langweilig gewesen sein, da der Amerikaner, der Spanier und der Türke wenig zur Unterhaltung beitrugen. Herbette war überaus liebenswürdig. Im ganzen waren 120 Gäste des Kaisers an Bord; jeder hatte eine Kabine für sich. Die meisten hatten Diener mitgebracht, die — wie unser Heinrich — herrliche Tage hatten, da sie von den Stewards bedient wurden. Ich fand mich an einem Tische mit zwei bayerischen Ministern, v. Riedel und v. Feilitzsch, dem Exschatzsekretär v. Maltzahn-Gültz, dem Grafen Ziethen-Schwerin und einigen Hanseaten (Pauli und Marcus aus Bremen, O'Swald und Nissen aus Hamburg) zusammen, und ich darf sagen, daß wir uns sehr gut amüsierten. Ich fühlte mich wie ein Schüler bei Beginn der Ferien; hatte nichts zu tun, fühlte keinerlei Verpflichtungen und wollte mich ein paar Tage lang für Reichsrechnung amüsieren. Der Minister v. Riedel ist ein Prachtkerl, ein echter, derber Bayer, der sich von Klein heraufgearbeitet hat und jetzt im Reiche eine imposante Stellung einnimmt. Maltzahn sagte, wenn R. nach Berlin kommt, so nimmt er jedesmal einige Millionen für Bayern mit; so klug ist er. Er trug mir Grüße für dich auf von seinem Sohne, der mit dir gedient hat und jetzt als Leutnant — ich weiß nicht, weshalb — in Kiel war. Er

hätte dich in Hamburg besucht, wenn ich nicht gesagt hätte, daß du nicht hier seiest. — Als der dicke kleine Minister seine große Galauniform anziehen mußte, klagte er: „Das ist eine teiflische Erfindung, daß ein vernünftiger Mensch sich so anziehen muß wie ein Aff'!"" — Diese vertrauliche Mitteilung zeigt dir, wie ungeniert und gemütlich der Ton auf dem Schiffe war. Nachdem der Marineball mit einem enormen Regen geendet, war es Freitag — beim Festakt und Festmahl — und Sonnabend — beim Manöver — ganz herrliches Wetter. Beim Festmahl hatte ich einen sehr bevorzugten Platz neben dem Oberhofmarschall, gegenüber Rudolf v. Bennigsen u. a. Lehmann saß natürlich an der Fürstentafel; er fuhr auch auf dem Fürstenschiff: ich habe ihn aber wahrlich nicht darum beneidet — es war bei uns viel fideler! — Ich könnte noch viel erzählen, aber meine Zeit ist aus, und ich glaube auch kaum, daß ich schon je einen so langen Brief geschrieben habe. Es war eine ereignisvolle Woche, und ich kann als Ergebnis nur sagen: Der Kaiser hat allgemein einen großen Eindruck gemacht durch seine jugendlich-kräftige, willensstarke und geistig scharfe Persönlichkeit; die großen Feste in Kiel wie der Anfang in Hamburg sind ein großer Erfolg gewesen, soweit Feste überhaupt Erfolg haben können. In Hamburg ist viel Geld ausgegeben und folglich viel verdient; augenblicklich ist alles zufrieden...

An Mimi.

28. Juni 1895.

Zum zweiten Male müssen wir dir unsere Glückwünsche zu deinem Geburtstage in die Ferne senden. Mögest du den Tag mit deinem Manne und eurem Kleinen glücklich und sorgenfrei verleben und in ein schönes neues Lebensjahr eintreten. Du wirst es mir glauben, daß die Elternherzen sich

oft sehr nach ihrem geliebten Kinde sehnen, und so sehr wir uns an deinen regelmäßigen und eingehenden Briefen freuen und dein ganzes Leben mit dir zu durchleben trachten, so fehlt uns doch viel, da wir dich und die deinen nicht persönlich begrüßen können. Doch damit will ich dir das Herz nicht schwer machen: im Gegenteil wünschen und hoffen wir nur, daß du alles Glück in deinem neuen Heim finden mögest, das der liebe Gott den Menschen beschert. —

... Ich will mich daher auf einige persönliche Erlebnisse aus der letzten hochinteressanten Festwoche beschränken. Als Vorfeier durfte ich ein großes Diner im Zoologischen Garten mitmachen, das eine Anzahl Hamburger dem Sir Donald Currie, einem englischen Reeder, gab. Präsident Sieveking hielt eine vorzügliche englische Rede — aber Gladstone kam nicht! Am folgenden Tage hatte C. uns auf sein Schiff geladen; es war ein sehr amüsanter Abend; ich führte die alte Frau Gladstone zu Tisch, brachte ein Hoch auf ihren Mann aus, und wir hatten die Freude, den berühmten Redner eine allerliebste Nachtischrede halten zu hören. Er ist 84 Jahre alt und ziemlich taub, aber noch von großer geistiger Frische. Nach Tische unterhielt er sich lange mit mir; großen Eindruck machte die Bemerkung, er habe noch so viel Arbeit vor sich und seine Zeit laufe ab; er könne das Werk nicht mehr vollenden — das sei sehr hart! ...

... Der 19. Juni war hier ein unruhiger Tag. Mama schickt dir die Festnummer der Zeitung, aus der du alles sehen kannst. Ich will dir nur einen Begriff von meinem Leben geben: um 7 Uhr früh empfing ich (im Frack natürlich) den König von Sachsen und geleitete ihn in sein Quartier; von 9 bis 11 Uhr fuhr ich Visiten bei allen Fürsten, Prinzen usw. (natürlich nur Kartenabgabe!); um 12 Uhr frühstückten wir — im

Gehrock — im Zoologischen Garten mit den Fürsten usw.; dann Ausfahrt durch Stadt und Hafen; um 4 Uhr — im Frack — Empfang des Kaisers; um 5½ Uhr, im Ornat, Empfang der Gäste im Rathaus; um 6½ Uhr Diner; dann Wasserfahrt nach der Alsterinsel bei Regen; um 10½ Uhr gleich nach dem Kaiser fort, umgezogen und um 11½ Uhr in einem Extrazug voll Minister, Diplomaten usw. nach Brunsbüttel; um 2½ Uhr Souper an Bord der „Augusta Victoria“. Als ich um 3½ Uhr zu Bette kam, wirst du mir glauben, daß ich einschlief und erst wieder aufwachte, als wir schon ein ziemliches Stück Kanal hinter uns hatten... Großartig war am Sonnabend die Seeschlacht: 12 große Kriegsschiffe und eine Torpedodivision manövrierten gegeneinander und paradierten schließlich alle bei uns vorbei. Das Ganze ist herrlich gelungen; der Kaiser hat einen vorzüglichen Eindruck gemacht; die Franzosen haben sich durch ihr wunderliches Verhalten (sie kamen nach Kiel, machten aber nichts mit) nur blamiert. Halb Hamburg war in jenen Tagen in Kiel. Unser neues Rathaus macht sich aber auch glänzend, wenngleich die Dekoration nur provisorisch hergestellt war — es sind vornehme, große Räume von schönen Verhältnissen. Jetzt besuchen täglich Tausende die Alsterinsel, aber in wenigen Tagen wird sie beseitigt...

An Carl.

22. August 1895.

Herzlichen Dank für deine Glückwünsche. Ich habe alle meine Briefe schon gestern erhalten, glücklicherweise nur gute Nachrichten. Heute morgen gratulierten erst Baby Sieveking und dann die vier kleinen Semlers, natürlich außerdem auch die hier anwesenden Kinder. Franz deklamierte das „Glück von Edenhall“, hoffentlich ohne damit eine spezielle Nutzanwendung auf seinen Papa zu beabsichtigen!...

An Carl.

11. September 1895.

...Wenn Georg zur Universität abreist und Tilli dann auch in Pension geschickt wird, ist es bei uns so leer im Hause, wie es noch zu keiner Zeit gewesen ist. Das ist das Los der Eltern: erst wird die Familie immer größer, das Haus faßt die Bewohner kaum, und dann fliegen sie allmählich hinaus, und die Stuben stehen leer! Wenn man dann aber nur frohe und zufriedene Gesichter in der Ferne sieht und in herzlichem, lebendigem Verkehr mit ihnen bleibt, so ist es doch schön!

An Georg, stud. med. und Einjährig-Freiwilligen in Straßburg.

1. Oktober 1895.

Soeben erhalte ich deine Depesche von heute mittag. Besten Glückwunsch zum Ulanen! ... Bezüglich des Militärdienstes habe ich nur eins zu sagen: was der Mensch ist, das soll er ganz und tüchtig sein. Solange du Soldat bist, zeichne dich aus als Soldat! Nichts ist törichter, als aus irgendwelchen Motiven — Abneigung gegen das Soldatenwesen, Bequemlichkeit usw. — ein schlechter Soldat zu sein. Die Strafe folgt dieser Torheit auf dem Fuße ... Denken und innerlich räsonnieren kann man, so viel man will; die Offiziere tun es auch! — aber im Dienst immer seine Pflicht tun und gut tun — dann wird man auch seine Befriedigung dabei finden. Die kleineren äußeren Unannehmlichkeiten des Dienstes dürfen mit einem gewissen Humor ertragen werden. Für gesunde junge Leute ist es nicht zu schlimm ...

Ich bitte dich, uns — mir oder Mama, das ist einerlei — recht oft und ganz ungeniert zu schreiben über alles, was dich interessiert. Wir Alten sind viel toleranter, als man in der

Jugend oft anzunehmen geneigt ist. Mögen unsere Ansichten über einzelne Fragen noch so weit auseinandergehen: das stört das gegenseitige Aussprechen gar nicht. Ich habe den Segen einer offenen Aussprache so recht im Verkehr mit Carl gesehen: wir würden wahrscheinlich uns ganz fremd geworden sein, wenn er nicht immer offen seine Ansichten mitgeteilt und schriftlich wie mündlich sich mit uns ausgesprochen hätte. Man muß auch nicht glauben, daß Briefe immer interessant sein müssen: schon ein Lebenszeichen, ein freundliches Wort der Begrüßung, Mitteilungen aus dem täglichen Leben sind für den Fernen vom größten Wert. Man will doch gerne miteinander fortleben; dazu gehört aber, daß man sich in die Verhältnisse, in denen der andere lebt, hineindenken kann, daß man das Milieu — um mich eines modernen Wortes zu bedienen — kennt, in dem der andere steht und seine geistige Nahrung empfängt.

An Carl.

17. Oktober 1895.

Jetzt sind schon wieder acht Tage vergangen, seit wir bei dir in G. eintrafen. Es ist mir eine sehr liebe Erinnerung, daß wir dich noch einmal auf deiner Göttinger Bude besucht und mitten in deiner Examenvorbereitung frisch und heiter vorgefunden haben. Ich habe mich in Gedanken noch mehrfach mit deinem „Falle“ beschäftigt. Da ich seit 20 Jahren nicht mehr Jurist im eigentlichen Sinne des Worts bin, kann ich mich nicht versucht fühlen, eine Meinung über die dir gestellte Aufgabe zu äußern. Ich weiß auch nicht, ob das überhaupt erlaubt wäre! Das darf ich aber wohl sagen, daß du m. E. über allerhand Nebensächliches — das natürlich auch besprochen und beurteilt werden muß — die eigentliche Hauptfrage nicht

in den Hintergrund treten lassen darfst, und diese Hauptfrage ist, wenn ich mich nicht sehr irre, eine rein zivilistische, die Lehre vom Kauf und vom Irrtum betreffende ...

... Von Mama hast du gehört, daß wir „die Mütter“ (von G. Hirschfeld) gelesen haben und daß wir gestern die Aufführung im Stadttheater sehen wollten. Wenn ich dir jetzt berichten soll über den Eindruck, den die recht gute Aufführung des Stücks gemacht hat, so kommt in erster Linie natürlich der Eindruck auf das Publikum in Betracht. Es war nicht voll im Theater, aber durch die große Zahl der Abonnenten war doch eine zahlreiche und gebildete Zuhörerschaft zugegen. Soweit ich es beurteilen kann, erzielte die Aufführung, was man einen Achtungserfolg nennt. Es schlug nicht durch und wird wahrscheinlich nicht oft wiederholt werden. Der erste Akt ist langweilig; es wird überhaupt zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt. Der zweite Akt gefiel am besten: die Schilderung ist aus dem Leben gegriffen. Die große Szene zwischen der Schwester und der Braut im letzten Akt machte nicht den Eindruck, den sie hätte machen sollen, und der Schluß befriedigte niemand. Das auffallendste war, daß an mehreren der durchaus ernsten Stellen sich Heiterkeit im Publikum geltend machte (z. B. bei der Liebeserklärung zwischen Munk und Hedwig), ohne daß die Schauspieler es verschuldet hätten. Die Sprache (das mehrfach vorkommende „Quatsch!“ usw.) verletzte und reizte zum Lachen und Widerspruch. Was den Eindruck auf Mama und mich anbetrifft, so faßt Mama die Sache nur vom menschlichen Standpunkt auf, während ich das Stück als Kunstwerk zu beurteilen suche. Mama war ergriffen von Mitleid für die sog. Braut und von Widerwillen gegen den durchaus unsympathischen „Helden“. Das Ganze machte ihr einen unerfreulichen Eindruck, von dem sie sich erst

allmählich durch längeres Besprechen der einzelnen Vorgänge und Personen befreien konnte. Das spricht nun nicht gegen das Stück; es beweist vielmehr, daß wirkliches Leben in demselben ist, und das kann man m. E. nicht leugnen: es ist ein Stück soziale Frage auf die Bühne gebracht. Daher hat das Stück mich interessiert. Ich gebe bereitwillig zu, daß derartige Fragen auf die Bühne gebracht werden dürfen, und fühle mich weder durch die Härten und Schärfen eines solchen Stoffs, noch durch die dem Stoff entsprechende Sprache verletzt, wenn der Dichter ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen und einen künstlerischen Erfolg zu erzielen vermag. Das ist z. B. bei den „Webern" der Fall — ich weiß, daß ich darin im Widerspruch mit vielen stehe, aber der künstlerische Gedanke tritt mir klar entgegen —, bei den „Müttern" aber kann ich es nicht zugeben. Der Schluß ist verfehlt; die Mehrheit der Zuschauer verläßt das Theater mit dem Gefühl, daß der Held entweder am nächsten Tage zu seiner Braut zurückkehrt und versumpft oder daß er demnächst ins Irrenhaus gebracht werden wird. Daß er mit eigener Kraft sich durcharbeitet, glaubt niemand; daß er jemals etwas hat leisten können oder jetzt noch etwas leisten kann, davon überzeugt der Dichter uns nicht. Dann liegt die Sache aber so, daß ein ganz unbedeutender, haltloser Mensch sich mit seiner Familie überworfen hat, ein jämmerliches Dasein führt, physisch und geistig krank sich von einem alten Freunde zu seiner Mutter zurückführen läßt und in elender Schwäche selbst nicht weiß, ob er bleiben oder seiner Braut in das frühere Elend folgen soll. Das kann sehr naturgetreu dem Leben abgelauscht sein: ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes ist es nicht, weil die Handlung des Stücks keinen künstlerisch gestalteten Gedanken verkörpert. Das könnte, trotz des jämmerlichen Sohnes und Bräutigams, der

Fall sein, wenn in der Person der Mutter oder der Braut ein das Ganze beherrschender Gedanke Ausdruck fände. Die Mutter ist aber viel zu unbedeutend: die bloße Reue wegen früherer Härte bedeutet gar nichts, und Kaffeekochen und Kuchenbacken erregt kein tieferes Interesse für diese Frau. Viel besser ist die Braut charakterisiert; ihr Verhalten verfehlt aber die Wirkung, weil sie wirklich zu wenig an dem Jammerprinzen verliert und man überdies bis zum Schluß nicht weiß, ob er nicht doch zu ihr zurückkehrt. — Trotz alledem ist viel Talent in der Dichtung; einzelne Personen und Szenen sind sehr gut. Die Hedwig wurde nicht gut gegeben; sie war von Anfang bis zu Ende weinerlich; ich halte es für möglich, daß eine bedeutende Schauspielerin durch diese sympathische Rolle sehr zum Erfolg des Stückes beitragen kann. —

Da habe ich dir viel mehr über die gestrige Aufführung geschrieben, als dir vielleicht lieb ist. Es sind flüchtige Eindrücke und Bemerkungen, die sich vielleicht bei wiederholtem Lesen des Stückes erheblich modifizieren würden . . .

An Carl.

3. November 1895.

. . . Auf Empfehlung von Anita v. D. hat Mama kürzlich „die größte Sünde", ein Drama von Otto Ernst, gelesen. Mama war sehr erregt über das Buch, nicht freudig — und ich habe es deshalb auch gelesen und ein m. E. ungewöhnliches Talent darin gefunden. Ich weiß nicht, ob du das Buch oder den Verfasser kennst. Der dargestellte Vorgang ist nicht besonders originell: ein moderner Freidenker, der sich von der Autorität der Kirche losgesagt hat, seine Braut bewegt, auf die kirchliche Trauung und später auf die Taufe ihres Kindes zu verzichten, kommt durch seine radikale Gesinnung ins Elend

und unterwirft sich, um die Gesundheit seiner Frau zu retten, geht dann aber an der Verleugnung der erkannten „Wahrheit“ (der Sünde gegen den Geist) zugrunde. Daß die radikale Seite nur Sonne, die Vertreter der kirchlichen Anschauung nur Schatten bekommen, ist zwar m. E. der Wirklichkeit wenig entsprechend, durch die Entwicklung des Stücks aber geboten. Sehr gelungen aber ist m. E. der dramatische Aufbau: das Ganze drängt mit einer gewissen inneren Notwendigkeit zum Konflikt, und die Lösung ist zwar wenig erfreulich, aber die einzig mögliche. Ob das größere Publikum einen solchen Konflikt verstehen wird, ob deshalb eine Aufführung möglich oder doch erfolgreich sein würde — das ist eine andere Frage ...

An Carl.

12. November 1895.

Du weißt, daß ich mich freue, wenn du mir in voller Offenheit deine Ansichten mitteilst, und daß ich mich redlich bemühe, mich in deine Anschauung hinein zu versetzen — wenn es auch in den Verhältnissen begründet ist, daß es mir nicht immer gelingt. Deine Klagen über den nüchternen, geist- und phantasielosen Realismus, der Deutschland beherrscht, sind in vielen Beziehungen durchaus begründet. Du mußt nur nicht vergessen, daß es der ganz natürliche, unvermeidliche Rückschlag ist, der eintreten mußte, nachdem das „idealistische, träumerische, romantische, unpraktische“ deutsche Volk — oder welche derartigen Beiwörter man früher zu brauchen liebte — nach Jahrhunderten endlich zu Macht, äußerem Ansehen, relativem Reichtum gelangt war. Wir, die wir den früheren Zustand der politischen Ohnmacht, der kümmerlichen Kleinstaaterei, des eitlen, törichten, eifersüchtigen Streits um das Kleinste und Wertloseste erlebt haben, wir wissen, was errungen ist und

wieviel besser es in vielen Beziehungen geworden ist! Freilich haben wir uns andererseits früher getröstet und durften wir uns trösten mit der Vielseitigkeit und Selbständigkeit des geistigen Lebens in zahlreichen kleineren Mittelpunkten, mit der unabhängigen Entwicklung mancher Eigenart im Volks- und im persönlichen Charakter. Daß diese Vorteile verloren gehen, wenn ein großes Volk sich zu einem mächtigen einheitlichen Organismus zusammenschließt, daß dann einheitlich, d. h. einseitig, zusammengearbeitet, reglementiert und gesetzgebert wird, daß alles nach dem Mittelpunkte des Ganzen gravitiert und alle schwachen Naturen ihren Halt und ihre Leitung von der Zentralstelle suchen und finden, ist sehr natürlich. Gewiß ist vieles heute nicht schön; aber es war früher auch nicht schöner — nur anders. Du wirst auch noch die Erfahrung machen, daß jede Zeit ihre hellen und ihre dunklen Seiten hat und daß es schließlich doch nur an uns selbst liegt, wenn wir das Gute nicht zu finden wissen. —

Was du speziell von dem Wert der Examina und von der geistigen Bedeutung des Durchschnittprofessors schreibst, ist auch keine besondere Eigentümlichkeit unserer Zeit. Es wird niemals wesentlich anders gewesen sein, der Mensch ist eben nicht nur ein Einzelindividuum, sondern Glied einer Gemeinschaft; innerhalb der letzteren muß es gewisse Maßstäbe geben, mit denen die Leistungen des einzelnen gemessen und nach denen seine Qualifikation beurteilt wird. Daß diese Art der Beurteilung eine ziemlich oberflächliche, äußerliche ist, weiß jeder Vernünftige. Einen relativen Wert hat aber immerhin eine solche Beurteilung, in Ermangelung einer Herz und Nieren prüfenden, gründlichen Erforschung des Einzelwesens, die durch die Natur der Sache ausgeschlossen ist. Ich glaube, daß du dich noch zu sehr isoliert, zu wenig als Glied der Gemeinschaft, in welche du

durch Geburt usw. gesetzt bist, empfindest; sonst würde es dir leichter werden, den Wert der Institutionen zu würdigen, die nicht sowohl um des einzelnen, als um der Gesamtheit willen geschaffen und notwendig sind ...

... Wieviel besser wäre die „Größte Sünde", wenn E. den Pastor als einen durchaus würdigen, überzeugungstreuen und sittlich reinen Mann und auch den Schwiegervater als einen ehrenwerten Anhänger des Hergebrachten, von fester, treuer Überzeugung geschildert hätte. Dann erst wäre der innere Konflikt des Helden wirklich motiviert, während man im Stücke sich der Ansicht nicht verschließen kann, daß seine, d. h. des Helden, Verleugnung seiner Überzeugung diesen frivolen und unwahren Menschen gegenüber auch für ihn selbst nicht mehr als eine Frivolität, ein Vorwand war, nicht aber eine Schuld, die ihm das Leben kostet!

An Carl.

7. Dezember 1895.

... Euren Musenalmanach habe ich mir heute kommen lassen; bis jetzt habe ich aber nur das geschmackvolle Äußere bewundern können. Lili hat Großmama daraus vorgelesen, der besonders die Übersetzung des Prisoner of Chillon gefallen hat. Für Byron schwärmt sie seit ihrer Jugendzeit; für Jugendwerke der Gegenwart ist sie weniger empfänglich.

Mit dem, was du über die Kriegsgedenkfeiern sagst, bin ich nicht einverstanden. Man kann auch darin zuviel tun, und ich habe den Eindruck gehabt, daß hier in Hamburg von gewissen Seiten im Interesse der Eitelkeit und Wichtigmacherei manches betrieben ist, was hätte unterbleiben können. Aber daß wir die Erinnerung an 1870/71 feiern und in den Erfolgen jenes Krieges das größte Glück sehen, das unserm Vaterlande

zuteil geworden ist, daß wir deshalb den Männern danken, die uns zu jenen Erfolgen geführt und die Gesundheit und Leben dafür eingesetzt haben — das finde ich so natürlich, daß ich mit vollem Herzen allem zugestimmt habe. Ich schrieb dir kürzlich, daß ihr Jungen gar nicht wißt, welchen Segen das geeinte, mächtige Deutschland für uns und für euch gebracht hat. Weil ihr das Elend der früheren Zeit nicht gefühlt habt, könnt ihr die Gegenwart nicht gebührend würdigen! Übrigens ist von den 70 000 Mark, die wir bewilligt haben, der größere Betrag (40 000 Mark) für die Unterstützungskasse notleidender Kämpfer und nicht für Ehrengeschenke und Feste bestimmt. Der Parademarsch von 3000 früheren 76ern, die Kämpfer von 1870 nach Kompagnien geordnet, mit ihren alten Offizieren (darunter drei jetzige Generale) an der Spitze, machte auf alle, die zugegen waren, einen erhebenden Eindruck. Und das schönste Geschenk, das dem Regiment überreicht wurde, war ein alter Degen, den zwei im Felde gefallene Offiziere des Regiments im Augenblick ihres Todes in der Hand gehalten, den dann ein dritter Offizierals Andenken bewahrt hatte. — Die Pflege des „militärischen Patriotismus", wie du ihn nennst, hat aber allerdings auch eine andere Seite: Die Krieger- und Kampfgenossenvereine sind ein nicht unbedeutendes Gegengewicht gegen die Sozialdemokratie. Und zwar nicht nur äußerlich; es ist vielmehr ganz folgerichtig, daß Leute, die für ihr Vaterland gekämpft oder wenigstens ihm jahrelang treu gedient haben, auch im Frieden für die Erhaltung des Erstrittenen oder Verteidigten und als wertvoll Erkannten eintreten und den Führern nicht folgen, welche alles Bestehende verwerfen.

Damit bin ich bei deinen Bemerkungen über J.s Rede und die „Umstürzler" angelangt. Ich habe J. im voraus meine

Bedenken mitgeteilt. Ich halte die Agitation für aussichtslos und glaube, daß sie nur den Gegnern ein wertvolles Kampfmittel in die Hand gibt; wenn aber ernstlich der Versuch gemacht werden sollte, das (Reichstags-)Wahlrecht umzugestalten, so provoziert man damit, fürchte ich, einen Kampf, der früher oder später vielleicht kommen muß, den ich aber unter keinen Umständen provozieren möchte. Ich halte deshalb das Vorgehen des Vereins für nicht politisch richtig. Aber mit der Tendenz bin ich ganz einverstanden. Du irrst dich, wenn du in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie, wie sie heute ist, einen Kampf mit der „Masse arbeitender Menschen“ siehst. Den Arbeitern wollen wir alles geben, was nach den Verhältnissen möglich ist; lassen sich ihre Lebensbedingungen erheblich verbessern, so sind wir — d. h. die Menge der vernünftigen Männer, die sich ernstlich und uneigennützig mit diesen Fragen beschäftigen — gerne bereit, dafür große Opfer zu bringen. Die Sozialgesetzgebung Deutschlands ist in dieser Hinsicht ein großartiges Werk und überall im Lande geschieht außerdem sehr vieles, um für den Unterricht, die Gesundheit und Ernährung der großen Arbeitermasse Verbesserungen durchzuführen. Wenn aber nicht größere Erfolge erzielt werden, so ist das hauptsächlich die Schuld der sozialdemokratischen Führer und der von ihnen irregeleiteten Massen. Sowenig die Arbeiter die besten Wohnungen beziehen oder von irgendwelchen in ihrem Interesse getroffenen Maßnahmen Gebrauch machen dürfen, sobald dies der Führung in i h r e m Interesse nicht richtig erscheint, so wenig würden sie Lesehallen besuchen oder Vorträge hören dürfen, wenn diese nicht ausschließlich unter der Leitung ihrer Partei stehen. Es ist lediglich eine Machtfrage, um die es sich handelt. Das alte „ôte-toi que je m'y mette“. Die jetzige sozialdemokratische Partei ist in Wahrheit nicht die

Arbeiterpartei, sondern eine politische Partei, die mit Hilfe der Arbeitermassen die Macht erringen will. Und weil wir in der Herrschaft einer Partei, die weder Religion, noch Familie noch Vaterland, also keine der wesentlichsten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, respektiert, das größte Unglück für die Zukunft unseres Volkes sehen — daher halten wir den Kampf gegen die „Umsturzpartei“ für eine heilige Pflicht. Handelte es sich um veränderte Organisationen der Arbeit, des Erwerbslebens u. dergl., so würden wir gern mit ihnen zusammenarbeiten; aber für solche Arbeit sind sie nicht zu haben! Verbesserungen in der Lage der Arbeiter passen ihnen gar nicht! . . .

An Carl.

30. Dezember 1895.

Durch deinen gestrigen Brief hast du mir eine große Freude gemacht. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß es mir gelingen möge, mit meinen Kindern, und vor allem mit den Söhnen, ein Verhältnis zu bewahren, wie du es in deinem Briefe näher bezeichnest — gegenseitige Offenheit, ehrliches Versuchen, dem andern gerecht zu werden und abweichende Ansichten und Lebensanschauungen zu verstehen. Ich bin überzeugt, daß es auf dieser Basis, und nur auf dieser, möglich ist, daß auch ganz verschiedene Charaktere mit ganz voneinander abweichenden Ansichten doch in herzlicher Liebe nicht nur, sondern auch in vollem Vertrauen zueinander fortleben können. Wenn du mir nur immer offenherzig deine Ideen und Wünsche mitteilst, kann ich ja überlegen, wie ich mich zu ihnen stellen und wie weit ich zu ihrer Erfüllung beitragen kann. — Vorläufig ist es gewiß das beste, von Zukunftsplänen noch nicht zu reden. Es ist auch gegen meine Natur,

mich um Eventualitäten zu sorgen, deren Eintritt noch ganz ungewiß ist. Ich glaube, es ist die Folge des Umstandes, daß ich mit laufenden Geschäften aller Art so überhäuft bin, daß ich mich ungern mit unsicheren zukünftigen Dingen befasse. Das kann ich dir aber schon jetzt zusagen, daß du, wenn alles gut geht, nicht gedrängt werden sollst in deinen Entscheidungen für die Zukunft. Ich werde dir gerne Zeit lassen, dich zu erholen, zu sammeln, dich mit deinen Lieblingsgedanken und Arbeiten zu beschäftigen. Das ist ja der große, nicht hoch genug zu schätzende Vorteil einer günstigen Vermögenslage, daß man über ängstliche Berechnung auch der Zeit erhaben ist. Wie ich dir schon oft gesagt habe, halte ich es auch in deinem eigenen Interesse für durchaus notwendig, daß du dir eine selbständige — auch in finanzieller Beziehung selbständige — Stellung im Leben schaffst. Aber ob du ein Jahr früher oder später dahin gelangst, ob du die Lehrjahre noch etwas länger ausdehnen willst — das werde ich dir gerne überlassen. Zunächst wollen wir aber wünschen, daß im nächsten Monat deine Hoffnung in Erfüllung gehen möge. Das neue Jahr steht vor der Tür; möge es einen großen und glücklichen Abschnitt in deinem Leben bedeuten ...

An Georg.

9. Januar 1896.

... Hier ist in den letzten Wochen nicht viel passiert. Desto mehr hat die große Politik uns, wie die ganze Welt, aufgeregt. Eben beruhigte man sich etwas über den völlig unmotivierten törichten Konflikt zwischen England und den Vereinigten Staaten, da bricht wegen der Transvaalrepublik ein Streit zwischen England und Deutschland aus, der noch viel unmotivierter erscheint! So sehr man sich allgemein und mit Recht

über das Telegramm des Kaisers an Krüger freute, muß man doch sagen, daß, wenn man dies Resultat hätte ahnen können, die Gratulation besser unterblieben wäre! Es ist zwar hart, wenn man nicht einer so legalen Freude soll Ausdruck geben dürfen; aber die Gefahr eines großen Krieges fällt doch so schwer ins Gewicht, daß man schon ein Opfer bringen kann, um sie abzuwenden. Nun, vorläufig glaube ich noch nicht, daß es zum Kriege mit England kommt. Es wäre ein zu großer Unsinn! Im Hintergrunde liegt bei den Engländern Neid und Eifersucht auf deutsche Erfolge im Handel und in der Industrie; daher die plötzliche Wut wegen des Glückwunschtelegramms; darin liegt auch in Wahrheit die Gefahr, daß es doch früher oder später einmal zu einem ernsten Konflikt kommen kann. Sehr ernst sieht man in unterrichteten Kreisen die Sachlage auf Kuba an; man glaubt, daß die Aufständischen sehr bald gesiegt haben und daß die Spanier Kuba endgültig verlieren werden. Das ist aber für Spanien ein unersetzlicher Verlust, denn Spanien lebt zum großen Teil von den Einnahmen aus Kuba. Das ist andererseits auch der sehr verständliche Grund, weshalb die Kubaner unabhängig sein wollen. Die spanischen Kriegsnachrichten scheinen von der Qualität der französischen Siegesdepeschen von 1870 zu sein! —

An Carl.

19. Januar 1896.

Es kommt mir so vor, als ob ich dir lange nicht geschrieben; vielleicht erklärt sich das aber dadurch, daß ich in dieser Zeit sehr viel an dich denke. Deine letzten Briefe haben uns ein sehr deutliches Bild von deinem Leben in diesen Wochen gegeben. Daß es nicht gerade lieblich ist, versteht sich von selbst; wenn ein junger Mann von dem Vergnügen des Examens

redet (wie neulich X.), so glaubt ihm das so leicht niemand. Auch was du über dein Verhältnis zur Jurisprudenz schreibst, ist sehr begreiflich ... Die spezifisch juristisch angelegten Geister, die schon auf der Universität in Rechtsbegriffen und Definitionen schwelgen, sind, glaube ich, immer eine kleine Minorität. Von mir selbst weiß ich, daß mir vieles in der Theorie völlig tot und interesselos erschien, bis mir nach Jahren in der Praxis plötzlich ein Licht aufging über die innere Begründung und den Zusammenhang der betreffenden Rechtssätze. — Daß du es so ungemütlich in deiner Wohnung hast, bedaure ich sehr; hoffentlich ist es nicht mehr für lange Zeit. Wenn du bestimmte Nachricht über den Tag deines Examens erhältst, so teile mir denselben mit, aber lieber nicht Mama, damit sie sich nicht zu sehr beunruhigt. Ich bin nicht so nervös, daß ich nicht sollte schlafen können! ... Daß du vom Resultat mich in jedem Falle sofort benachrichtigst, versteht sich wohl von selbst. Du kannst sicher sein, daß ich auch in dem hoffentlich nicht zu erwartenden ungünstigsten Falle das Weitere ruhig mit dir beraten werde.

Gestern haben wir hier das Jubiläum des Deutschen Reichs in origineller Weise gefeiert, indem — zum ersten Male — der Senat mit der ganzen Bürgerschaft, ohne sonstige Gäste, diniert hat. Die Stimmung war vortrefflich, und man hörte von allen Seiten, daß die Bürgerschaft es sehr gut aufgenommen, daß sie einmal alle, nicht nur der Vorstand, eingeladen worden. Es waren z. T. wunderbare Gestalten, echte Gevatter Schneider und Handschuhmacher, und die Manieren ließen etwas zu wünschen — das störte aber gar nicht. Die Tischordnung war mit großem Geschick so gemacht, daß nach dem Vorstand zunächst der Bürgerausschuß — die Mitglieder nach dem Wahlalter — und sodann die übrigen Mitglieder der Bürgerschaft ebenfalls

nach dem Wahlalter rangiert waren, die zuletzt gewählten also untenan saßen. Dabei waren die Senatoren, Syndici usw. durch den ganzen Saal verteilt. So konnte sich keiner über seinen Platz beschweren ...

Einen großen Verlust haben wir durch Krügers Tod erlitten. Er hat noch letzten Sonntag eine Gesellschaft in seinem Hause gegeben und ist dann an seinem alten Magenleiden erkrankt. Er war ein sehr talentvoller Mann — musikalisch und als Zeichner hochbegabt — dabei sehr liebenswürdig, ein vielseitig gebildeter Gesellschafter und ein feiner, kluger Kopf. So war er persona gratissima in Berlin und ein ausgezeichneter Vertreter unserer Interessen. Die bedeutendsten Gelehrten und Künstler verkehrten in seinem Hause mit Ministern und Diplomaten, und alle kamen gern zu ihm. Er wird schwer zu ersetzen sein. Wir haben natürlich keinen Nachwuchs von eigentlichen Diplomaten; es hängt vom Zufall ab, ob sich in einer der Hansestädte gerade eine geeignete Kraft findet, die willens ist, nach Berlin zu gehen. Es kommt hinzu, daß die Bremer ihre Vertretung schwerlich einem Hamburger (und umgekehrt?) übertragen werden, während es doch gewiß richtiger ist, die drei Städte durch einen ständigen Gesandten vertreten zu lassen ...

An Carl.

27. Januar 1896.

Telegraphisch habe ich dir sofort nach Eingang deiner Freudenbotschaft gratuliert; jetzt muß ich dir aber doch auch schriftlich meine herzliche Freude ausdrücken, daß alles glücklich abgelaufen ist ... Mag deine spätere Laufbahn sich gestalten, wie sie will: ich bin überzeugt, daß es dir von großem Nutzen sein wird, nicht nur, daß du dein juristisches Studium mit der bestandenen Prüfung ehrenvoll abgeschlossen hast, sondern auch,

daß du dich selbst gezwungen hast, ein bestimmtes Arbeitsziel zu erreichen und dich längere Zeit, nicht deiner eigenen Neigung folgend, sondern einer freiwillig übernommenen Pflicht entsprechend, mit einer ernsten Aufgabe zu beschäftigen ...

... Heute habe ich einen unruhigen Tag: Früh $7^1/_2$ Uhr kam die Reveille mit „Freut euch des Lebens!“, um 12 wird der neue preußische Gesandte eingeführt, ein feierlicher Akt mit weißer Krawatte und Redensarten (er kommt von Teheran, wird mich also mit dem Schah von Persien vergleichen können!), und nach der Senatssitzung folgt das übliche Festmahl mit dem druckfähigen und also vorher aufzuschreibenden Kaisertoast. An diese Form der schriftlichen Reden gewöhne ich mich jetzt; sie war mir zuerst ebenso zuwider wie dir manches Auswendiglernen. — Gestern waren wir auf einer musikalischen Soiree bei Kusserow, der seine prachtvollen Räume sehr hübsch ausgestattet hat und seine schöne Frau in vollem Glanze — auch durch ihr prächtiges Klavierspiel — präsentierte.

An Georg.

10. Februar 1896.

Du hast dich gewundert, daß ich dir so lange nicht geschrieben. Es lag wirklich nicht an meinem guten Willen, aber in dieser Zeit bin ich sehr in Anspruch genommen. Nicht nur bringt der Vorsitz im Senat doch mancherlei Extraarbeit mit sich und muß ich außerdem als Budgetreferent jeden Mittwochabend in der Bürgerschaft fungieren, sondern es kommen auch die vielen gesellschaftlichen Pflichten hinzu, die sich auf diese Monate konzentrieren ...

... Gestern hatten Mama und ich die Freude, bei Bismarck zu frühstücken. Ich hatte angefragt, ob wir einen Besuch machen dürften — wie wir es alljährlich getan —, und sofort erhielten wir die sehr freundliche Einladung. Der Fürst war sehr freund-

lich, zuerst stiller als sonst, nachher aber so gesprächig und interessant wie je. Er sprach über unsere Kolonien, über England im Transvaal, über Hamburger Eisenbahnen, machte sehr hübsche Bemerkungen über das Alter (das schlimmste sei, daß er nicht mehr reiten könne; nur im Traume sitze er noch oft zu Pferde), über die preußischen Bureaukraten, über verschiedene Persönlichkeiten: kurz, man hatte wieder in einer Stunde mehr zu hören und zu denken als bei anderen Menschen in einem ganzen Tage ...

An Georg.

29. Februar 1896.

... Heute bin ich auf einem Herrendiner und Mama geht allein zu Bohlens, wo eine große Gesellschaft durch Professor Voller über die Röntgenschen Strahlen unterrichtet wird. Das ist durchaus Modesache; jeder Verein usw. läßt von mehr oder weniger Berufenen über die X-Strahlen reden. Morgen mittag soll Voller im Physikalischen Staatslaboratorium den Senat nebst Damen belehren; ob Mama dann noch einmal die Geschichte hören mag, weiß ich nicht. ...

An Richard B.

23. April 1896.

... Jetzt ist das Gesellschaftsleben zu Ende und damit erheblich Zeit gewonnen; amtlich sind es aber hilde Wochen, bis Senat und Bürgerschaft sich Anfang Juli zu den Sommerferien entschließen. Alles, was im Winter vorbereitet und allmählich reif geworden, soll jetzt noch an die Bürgerschaft gebracht und, wenn irgend möglich, vor den Ferien beschlossen werden. Im nächsten Jahre hoffen wir im Frühling reisen zu können, da wir keine Konfirmation abzuwarten haben und vom Mai an die große Gartenbauausstellung, deren Präsident

ich bin (wahrscheinlich, weil ich so wenig von Botanik usw. verstehe!), mich hier fesseln wird. In diesem Jahre hoffe ich aber noch auf einige sehr schöne Ferienwochen im Gebirge mit Mama und einigen Kindern.

Carl muß im Juli eine achtwöchentliche Übung bei seinem Regiment antreten. Bis dahin arbeitet er hier beim Gericht, und wenn es ihm auch nicht gerade die größte Freude macht, so interessiert es ihn doch einigermaßen. Ich bin sehr gespannt darauf, was wohl schließlich aus ihm werden wird. Ich glaube, er ist klug genug, sich selbst zu sagen, daß es doch recht zweifelhaft ist, ob er als Schriftsteller wirklich Großes leisten wird. Wenn er das aber nicht kann, dann wird er gewiß lieber praktischer Jurist als ein mittelmäßiger Schriftsteller. So denke ich mir, wird er noch einige Versuche in der Dichtkunst machen, auch noch manche Stunde auf literarische Studien verwenden, dabei aber sich die Chance offenhalten, nach Ablauf der gesetzlichen drei Jahre das Assessorexamen zu machen ... Trotz aller Allotria, die er getrieben, ist er doch noch sehr jung ... Georg schreibt vergnügt aus Straßburg; nachdem er am 1. April als „Lazarettgehilfe der Reserve“ vom Militär entlassen, hat er eine schöne Reise nach der Schweiz gemacht, und jetzt fühlt er sich wirklich als Student, ohne den Zwang der Uniform. Junge Ärzte gibt es hier jetzt auch wie Sand am Meer; aber bis Georg soweit ist, kann sich ja vieles ändern. Franz erklärt jetzt, er wolle Kaufmann werden. Ich habe natürlich nichts dagegen, halte aber (bei seinen zehn Jahren) seinen Entschluß noch nicht für unwiderruflich ...

An Georg.

22. Mai 1896.

Soeben mit Tilli von Eisenach zurückgekehrt, finde ich deine Karte und höre auch von John über deine Mensur.

Nimm dich jetzt in acht, daß die Schmisse bald und gut heilen; durch Erkältung, unvorsichtiges Trinken usw. haben schon oft an und für sich unbedeutende Verletzungen nachträglich üble Folgen gehabt. Schreibe, bitte, ob die Schmisse wirklich „auf dem Schädel" sitzen oder ob das nur uneigentlich so bezeichnet war und das Gesicht mehr oder weniger abbekommen hat. Ich möchte doch wissen, wie mein alter Schorsch aussieht, wenn ich auch keinen übergroßen Wert auf die Unverletztheit des männlichen Angesichts lege. Ein andermal brauchst du uns übrigens nicht vorher zu schreiben, wann du fechten wirst: es hat mich doch etwas beunruhigt. Nachher bitte ich aber baldigst um Nachricht . . .

An Mimi. 29. Juni 1896.

. . . Durch eure Briefe und die prächtigen Bilder habt ihr uns große Freude gemacht. Wie gerne würde ich euch Lieben einmal mit dem Kleinen auf der Veranda sitzen sehen. Es ist jetzt schon der dritte Winter, den du drüben erlebst; — die Zeit vergeht immer schneller, je älter man wird, und der Gedanke tritt näher, wie kurz das Leben des Menschen ist und wie wenig man weiß, ob das Ende nicht nahe bevorsteht. Doch du mußt nicht glauben, daß ich mich etwa vorzugsweise mit derartigen Gedanken beschäftige; nur der Rückblick auf die Zeit, seit wir uns nicht mehr gesehen haben, führte naturgemäß auf den Gedanken, wie lange man überhaupt und mit wie geringer Sicherheit man darauf rechnen kann, noch weiter zu leben. Und schließlich ist der Gedanke an das Ende dieses irdischen Lebens für uns ja auch nichts Furchtbares . . .

An Georg. 30. Juni 1896.

Du meinst, die letzten Wochen hätten viel Abwechslung und Erfrischung für mich gebracht. Das ist ganz wahr; es war

aber zugleich eine recht anstrengende Zeit, da die Feste mit beständigem Reden verbunden waren. Auf dem Kyffhäuser durfte ich freilich zuhören, ohne selbst irgendwie tätig zu sein, aber beim Lehrertage, bei der Begrüßung der naval architects, bei der Einführung von Senator Holthusen, bei Professor Neumayers siebzigstem Geburtstage, beim Empfange von Lihungtschang usw. mußte ich immer den Redner machen. Wenn es mir nun auch leichter wird als manchen andern, da das mehr Technische beim Reden mir keine Mühe macht, so muß der Inhalt doch immer wohlüberlegt und der Gedankengang so weit fixiert sein, daß das Gesagte sofort gedruckt werden kann. Die Kyffhäuserfeier war sehr schön; die vielen Tausende alter Krieger machten einen vortrefflichen Eindruck. Auch das Frühstück beim Fürsten von Schwarzburg mit dem Kaiser und vielen Fürsten war sehr interessant. Von dem Besuch des großen Chinesen hat dir Mama wohl schon erzählt. Der alte Herr machte auf mich einen sehr unsympathischen Eindruck. Hoffentlich ist der Zweck aller Veranstaltungen zu seinen Ehren erreicht, daß er nämlich einen guten Eindruck von Deutschland und speziell von Hamburg mit nach China zurücknimmt. Letzten Sonnabend bin ich nun mit der Finanzdeputation nach Cuxhaven gefahren, um die vielen neuen Bauten und Anlagen — Seehafen, Sahlenburger Aufforstung, Wasserleitung, Siele, Bahnhof, Forts usw. — zu besehen. Wir hatten schönes Wetter und konnten die ganze Tour sehr genießen. Sonntag morgen fuhren wir zu Wagen nach Neuwerk und kamen erst abends zu Schiff wieder hier in Hamburg an. Sehr interessant waren die Forts mit ihren Riesenkanonen, die der Kommandant von Cuxhaven uns zeigte. Sie beherrschen die Elbemündung vollständig . . .

Daß du nicht bei den Pfingstexzessen auf dem Feldberg gewesen bist, freut mich sehr. Wenn auch den einzelnen Beteiligten kein schwerer Vorwurf gemacht werden kann, da sie wahrscheinlich kaum recht gewußt haben, was sie taten, so ist die ganze Sache doch sehr bedauerlich. Das deutsche Studentenleben, das sich in solchen Streichen zeigt, ist nicht mehr so populär wie in früherer Zeit, und solche Erlebnisse können nur zu leicht dahin führen, daß man in der Opposition gegen das althergebrachte Studententum zu weit geht und mit den Mißbräuchen auch das Gute beseitigt. Herr N. erzählte mir von dem Leben seines Sohnes in Cambridge: das ist so ziemlich das gerade Gegenteil von dem Leben deutscher Studenten. Es hat aber gewiß auch manches Gute, und man hört oft das Verlangen, daß unsere Universitäten in manchen Beziehungen ähnlich gestaltet werden mögen . . .

An Carl, der seine zweite militärische Übung ableistet.

Arosa, 7. August 1896.

. . . Die Gesellschaft hier im Hause ist nicht übel: Mehrzahl Schweizer, einige Wiener, einige Franzosen und Engländer; wir die einzigen Deutschen (Reichsdeutschen, wie die Österreicher sagen). Ein Wiener Journalist Basch (Redakteur des Wiener „Extrablattes“, wie er sagt, des gelesensten Volksblattes) ist ganz interessant; er erzählt mir viel über die schwer zu verstehenden politischen Verhältnisse Österreichs, den vielgenannten Wiener Lueger, der trotz aller Zeitungsanfeindungen ein sehr liebenswürdiger, sehr begabter Mann und ein Redner allerersten Ranges sein soll, übrigens schon allen Parteien angehört hat usw. Das „Extrablatt“, das B. natürlich nachgeschickt erhält und mir geliehen hat, ist gar nicht übel: sehr

volkstümlich (mit Holzschnitten wie früher die „Reform“ in Hamburg), aber inhaltreich und vor allem, was unsere großen Hamburger Zeitungen nicht sind, es ist wirklich redigiert, so daß man das Material zusammenhängend und vollständig zu lesen bekommt, und nicht, wie bei uns in Hamburg, unzusammenhängende Bruchstücke, Fortsetzungen ohne Anfang usw.

... Meine Bemerkung bei der Anweisung auf Onkel Rudolf war nur scherzhaft gemeint: eine Anweisung in blanco mit dem (selbstverständlichen) Zusatz „innerhalb vernünftiger Grenzen“, damit du nicht etwa Pferde oder Gemälde oder sonst etwas kaufst und auf Grund meiner Anweisung den Betrag bei Onkel R. erhebst. Was du brauchst in deiner Dienstzeit, kannst du ruhig erheben; ich weiß, daß du in Geldsachen immer vernünftig gewesen bist ...

An Carl.

19. September 1896.

Die eigentliche Veranlassung meines heutigen Briefs sind deine Bemerkungen über das Offizierwerden. Ich lasse die Fragen, welche tiefer gehen und deshalb schwieriger zu beantworten sind (— ob man nicht als Reserveoffizier idealen Zwecken dienen kann; ob man berechtigt ist, eine solche Gelegenheit von der Hand zu weisen; ob man nicht auf jedem Gebiete jede möglichst hohe Stufe zu erreichen suchen soll; ob es nicht eine Konsequenz der allgemeinen Wehrpflicht ist, daß jeder, der Offizier werden kann, auch als solcher dient usw.), auf sich beruhen und halte mich an die einfach nüchterne Frage: ist es verständig, wenn man Offizier werden kann und in deiner Lage ist, darauf zu verzichten? Der Kampf ums Dasein, die Konkurrenz ist heutzutage so schwer — einerlei, welchem Berufe du dich widmest —, daß man verständigerweise keinen

Vorteil zurückweisen darf, der ehrlicher- und anständigerweise sich bietet. Es unterliegt aber m. E. gar keinem Zweifel, daß der Reserveoffizier heute auf den verschiedensten Gebieten und bei den verschiedensten Gelegenheiten Vorteile hat, die andere nicht haben. Ob es gerechtfertigt ist, daß der R.-O. diese Vorteile genießt, kommt nicht in Betracht; wir müssen mit der Welt und dem Leben rechnen, wie es zur Zeit ist, und da steht es fest, daß dir das Fehlen der Offiziersqualität oft schaden, der Besitz dieser Qualität oft nützen kann. Da du nun, wie ich annehme, Offizier werden kannst, und zwar ohne besondere Opfer dafür zu bringen (die Zeit der Übungen betrachte ich nicht als verloren — die Übungen selbst sind keine große Beschwerde für dich — der Kostenpunkt entscheidet nicht), so scheint es mir in der Tat nicht verständig, die Chance, deren Wert für deine Zukunft du augenblicklich nicht übersehen kannst, wegzuwerfen. Ich erinnere dich an unsere Korrespondenz am Ende deines Dienstjahres, als du das Examen nicht machen wolltest. War mein Rat nicht richtig, daß du alles tun mögest, um dir das spätere Avancement offen zu halten? Ich glaube, die Sache liegt heute noch ebenso. Du darfst dich darüber nicht täuschen, daß das „Nicht-Offizierwerden" von der Welt ganz anders aufgefaßt wird als von dir und einem kleinen Kreise. Ein sehr verständiger Mann (kein Offizier) sagte mir neulich: Wenn junge Leute, deren äußere Verhältnisse sie nicht nötigen, erklären, nicht Offizier werden zu wollen, so ist das in der Regel ein leerer Vorwand — die Trauben sind sauer! Das ist die herrschende Auffassung, und diese Auffassung darfst du am wenigsten mißachten. Wer auf den falschen Militarismus schelten will, muß sich nicht der Antwort aussetzen: er schilt, weil er nicht Offizier geworden ist ... Ich kann dir daher nur raten (unbedingter als anderen), Offizier zu werden, und bitte dich

jedenfalls, keine übereilte Erklärung abzugeben, sondern die Sache gründlich zu überlegen.

An Georg. 15. Oktober 1896.

... Ich hoffe, daß du in diesem Winter nun auch ordentlich zum Arbeiten kommst; bei den Medizinern ist es immer Sitte gewesen, auch schon die ersten Semester ordentlich zu benutzen, und nicht wie die Juristen leider! nur in den letzten Semestern notdürftig für das Examen zu arbeiten ... Gestern war mein alter Freund Professor Oncken zu Tische bei uns mit Rudolfs, Semlers und Sievekings. Es gab, wie gewöhnlich, Austern und viel Gemüse, für uns Fleischfresser aber auch Braten. Abends hielt O. einen sehr hübschen Vortrag über Metternichs Politik im Jahre 1813 und nachher mußte ich noch mit ihm und einigen Herren des Vorstands des Kaufmännischen Vereins bei Ehmke soupieren. Dieser Verein ist großartig; im ganzen hat er jetzt 52 000 Mitglieder, von denen etwa 17 000 hier in Hamburg sind. Die andern sind hier beigetreten, später aber über die ganze Erde zerstreut und bilden überall Zweigvereine. Pensions- Unterstützungs-, Kranken- und Witwenkassen, eine Stellenvermittlung, die jährlich 5000 Stellen vermittelt, werden von 84 Beamten in einem großen Vereinshause verwaltet. Leider ist innerhalb des Vereins jetzt eine Opposition mit antisemitischer Tendenz aufgetreten, die eine Spaltung herbeizuführen droht. —

Morgen wird die alte Tante Albers beerdigt. Sie war so schwach und geistig so verwirrt, daß man ihr das Ende gönnen kann. Für uns, die wir sie als stattliche Frau gekannt haben, im Kreise ihrer Geschwister und Schwäger, ist es das Scheiden einer der letzten Personen aus der älteren Generation; jetzt sind wir die Alten, und wie wir früher zu den Onkeln und Tanten gestanden haben, so treten jetzt Neffen und Nichten an uns

heran. Das ist der Lauf der Welt, aber wenn man über die Mitte des Lebens weit hinaus ist, hat dies beständige Kommen und Gehen der Geschlechter eine ganz andere Bedeutung für uns wie in der Jugend. —

Carl ist jetzt begreiflicherweise sehr durch die bevorstehende Aufführung in Anspruch genommen. Er hat viel gestrichen, ganze Personen beseitigt und von dem Direktor manche praktischen Vorschläge angenommen. Gerade diese letzte Tätigkeit — mit Hilfe eines erfahrenen Praktikers das Stück bühnengerecht zu machen — denke ich mir recht lehrreich und nützlich. Leider ist die Bühne, die aufführende Truppe und vor allem das Publikum, für welches gespielt wird, sehr wenig wünschenswert. Die ganze „Freie Bühne" hat wenigstens hier in Hamburg einen sehr sozialdemokratischen Charakter, und ich sehe es nicht gern, daß Carl durch diese Aufführung mit allerhand Leuten in nähere Berührung kommt, bei denen das künstlerisch-literarische Interesse hinter dem Parteistandpunkt zurücktritt. Es ist mir daher jetzt ganz lieb, daß Carl nach der Aufführung fortgeht. Ein gründliches nationalökonomisches Studium ist nebenbei das beste Gegengift gegen sozialistische Theorien ...

An Carl, der in Straßburg wieder studiert.

30. Oktober 1896.

Heute morgen erhielten wir deinen gestrigen Brief, aus dem ich mit einiger Verwunderung ersehe, daß du eine Menge Vorlesungen hören willst. Ich würde mich nicht zu sehr zersplittern in deiner Stelle. Wenn du Nationalökonomie ernstlich treiben willst, solltest du m. E. in diesem Semester nichts anderes hören. Namentlich begreife ich nicht, was du mit der psychiatrischen Klinik machen willst. Das ist doch nur für ältere Mediziner verständlich und nützlich. ...

Am Mittwoch hat unsere Bürgerschaft das Verwaltungsgesetz definitiv angenommen. Damit ist ein großes Stück Arbeit zum Abschluß gelangt, das mich seit Winter 92/93 fortwährend beschäftigt hat, da ich in den verschiedenen Kommissionen den Vorsitz geführt und zugleich das Referat im Senat gehabt und alle Berichte usw. geschrieben habe. Wenngleich die Veränderungen nach außen nicht sehr ins Gewicht fallen, ist für die Entwicklung der Verwaltung doch viel gewonnen ...

An Carl.

12. November 1896.

... Ich leide jetzt unter der Bearbeitung durch einen jungen Bildhauer, der ein Medaillon von mir für eine Staatspreismedaille anfertigen soll. Diese Medaillen, die sehr oft gebraucht werden, sollen hinfort immer mit dem Bildnis des präsidierenden Bürgermeisters versehen werden (der Revers ist immer derselbe: Hammonia mit ihren Löwen von Prof. Vogel) — ein ganz hübscher Gedanke. Der Künstler (Kumm, der die Statue des Heloten in der Kunsthalle gemacht hat) ist ein sehr netter Mann, mit dem ich mich gut unterhalte; es ist mir nur so unheimlich, daß er nichts tut, als mich aufmerksam betrachten. Er zeichnet gar nicht: zu Hause modelliert er aus dem Gedächtnis. Alles Photographieren, Messen, Zeichnen usw. verwirft er als unkünstlerisch. Nun, ich bin neugierig, ob ich ähnlich werde! ...

An Carl.

25. November 1896.

Was du mir über deine nationalökonomischen Studien schreibst, interessiert mich sehr ... Wenn du dich mit Interesse und Eifer dem Studium hingibst, so wird dir das nicht nur für jeden praktischen Beruf von großem Nutzen sein, sondern es ist auch der einzig richtige Weg, um bei Beurteilung der großen

wirtschaftlichen Fragen über die Phrase hinaus zu wirklich festen Grundlagen zu gelangen. Nur genügt dafür nicht die Arbeit von einigen Wochen, sondern es muß ein gut Teil Zeit und Arbeit daran gewandt werden. Wenn du erst einen ordentlichen Anfang gemacht und dich im allgemeinen orientiert hast, wirst du übrigens leicht weiterarbeiten können, auch ohne die Hilfe eines Professors. Ich weiß sehr wenig über das spezielle Thema, das du bearbeitest, müßte mich aber sehr irren, wenn du bei näherem Eingehen auf dasselbe nicht Gelegenheit haben solltest zu bemerken, wie sehr sich die Verhältnisse auch auf diesem speziellen Gebiete im Laufe der letzten Jahrzehnte verändert und wie sehr sich insbesondere die Lage der Arbeiter verbessert hat. Das ist die große Sache, welche von den Agitatoren der Arbeiterpartei natürlich absichtlich verschwiegen oder geleugnet wird, welche zahllosen Arbeitern unbekannt ist und daher bei Beurteilung ihrer Klagen und Forderungen so oft ignoriert wird — daß tatsächlich in den letzten 50 Jahren ein ganz kolossaler Umschwung im wirtschaftlichen Leben sich vollzogen hat, der — von Ausnahmen abgesehen — gerade den unbemittelten (sog. Arbeiter-) Klassen in hohem Grade zugute gekommen ist... Ich will keineswegs behaupten, daß die Arbeiter schon ihren vollen Anteil an den Vorteilen erhalten haben, welche durch die Veränderungen auf den verschiedensten Gebieten für die Gesamtheit erzielt worden sind; ich habe auch nichts dagegen, wenn die Arbeiter auf jede vernünftige Weise ihre Lage zu verbessern und ihren Anteil an der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes zu vergrößern suchen — nur darauf möchte ich hinweisen, daß es verkehrt ist zu glauben, es sei alles beim Alten geblieben. Es handelt sich nicht um den Anfang einer Besserung, sondern um die Fortführung einer Reform, die schon sehr Großes geleistet hat. Daß ich dabei speziell

auch die deutsche Arbeiterversicherung im Auge habe, ist dir bekannt. Ich sehe in der Weiterentwicklung dieses großartigen Gesetzgebungswerks — nach meiner Ansicht viel wichtiger als das Bürgerliche Gesetzbuch — einen der praktisch gangbaren Wege, um vielen Klagen abzuhelfen und allmählich die großen Massen der Arbeiterbevölkerung zu einem gesicherten „menschenwürdigen" Dasein zu führen. Die gegenwärtige Gesellschaftsordnung wird allerdings sich nicht selbst aufheben und am wenigsten zugunsten von Parteien, die nur sich selbst auf die leeren Sessel setzen würden. Daß aber die bestehende, nicht willkürlich gebildete, sondern historisch entwickelte und deshalb sehr komplizierte, beständig sich verändernde und immer in einzelnen Teilen veraltete Gesellschaftsordnung außerstande sein sollte, die notwendigen, vielleicht sehr tief einschneidenden Änderungen zu überstehen und selbst durchzuführen, die sich in Zukunft als notwendig herausstellen werden — dafür fehlt es an jedem Beweise und m. E. an jedem stichhaltigen Grunde. Der Verlauf der ganzen Entwicklung seit 100 Jahren spricht m. E. für das Gegenteil.

Soeben habe ich den Zeitungsbericht über die neue Naumannsche Sozialpartei gelesen. Ich kann nicht behaupten, daß mir klar geworden ist, was sie eigentlich wollen. Die „geschichtliche Umgestaltung der vorhandenen Verhältnisse" (d. h. doch die in der Geschichte durch Mitwirkung aller Faktoren sich vollziehende Umgestaltung des Bestehenden) wollen sie „zugunsten der Arbeit beeinflussen". Ich bin neugierig, wie das geschehen wird! Verständlich ist das Ziel: „Vergrößerung des Anteils, den die Arbeit an dem Gesamtertrage der deutschen Volkswirtschaft hat." Damit werden im Prinzip viele einverstanden sein; es kommt aber darauf an, wie das Ziel erreicht werden kann. Und auf diese wesentliche Frage gibt die Redens-

art vom „politischen Kampf der deutschen Arbeit gegen die Übermacht vorhandener Besitzrechte“ doch wirklich keine Antwort. — Du schreibst, du wissest so wenig wie irgendeiner, wie zu helfen ist. Ich glaube, wir werden uns darein finden müssen, daß es ein Radikalmittel für diese Krankheit in Zukunft sowenig geben wird, wie es ein solches jemals gegeben hat, und daß es der ehrlichen und wohlmeinenden Arbeit aller dazu Berufenen überlassen bleiben muß, im Kampf der Interessen den zurzeit möglichen besten Ausgleich zu finden.

Hier in Hamburg ist momentan der Kampf der Interessen lebhaft entbrannt: der mit langer Hand vorbereitete Streik der Schauerleute, denen sich die Ewerführer, viele Seeleute usw. anzuschließen scheinen, ist ausgebrochen. Ich habe kein Urteil darüber, ob die Streikenden in diesem Falle ein Recht auf ihrer Seite haben. Hoffentlich erledigt sich die Sache in einer oder der anderen Weise schnell, denn bei längerer Fortsetzung des Kampfes ist der Schaden für die Gesamtheit sehr groß, und der fällt schließlich doch hauptsächlich den schwächsten Gliedern zur Last. Übrigens hat Tom Mann sofort telegraphiert und Hilfe aus England den Streikenden zugesagt. Wir hatten doch nicht unrecht, als wir annahmen, daß er nur um dieses Streiks willen herkam, und deshalb den unschuldigen Vertreter der englischen Gewerkschaften ersuchten, Hamburg wieder zu verlassen! . . .

An Mimi.

5. Dezember 1896.

Du wirst durch die letzten Briefe von meiner Krankheit und der aufgeschobenen Hochzeit gehört haben. Da möchte ich dir doch durch ein eigenhändiges Briefchen beweisen, daß es nicht schlimm um mich bestellt ist. Freilich schreibe ich noch

im Bett und muß deshalb wegen etwas mangelhafter Schrift um Entschuldigung bitten. Auch wird dieser Brief wohl leider nicht rechtzeitig zum Weihnachtsfeste kommen: immerhin soll er dir, deinem lieben Manne und eurem Kleinen die herzlichsten Grüße und Glückwünsche überbringen... Mir hat es sehr leid getan, daß Resis Hochzeit aufgeschoben ist; ich wollte es durchaus nicht, aber Mama und Dr. Simmonds haben es hinter meinem Rücken durchgesetzt. Daß die Hochzeit nun in der Weihnachtswoche stattfinden soll, hat man dir wohl geschrieben. Hoffentlich kommt dann nichts dazwischen. Otto war zuerst sehr betrübt; man mußte sich in seine Lage hineindenken: seit Wochen wohnt er allein mit seinem Burschen in der neuen Wohnung, hat alle Sachen in Empfang genommen, alles, soweit er kann, eingepackt, Rundreisebilletts für die kleine Hochzeitsreise besorgt (die kann er glücklicherweise noch benutzen, wenn Weihnachten Hochzeit ist); der Koffer ist gepackt, Urlaub genommen: da kommt die Absage. Es ist leicht sagen, es sei doch kein Unglück, ob man vier Wochen früher oder später heiratet — ich möchte den Bräutigam sehen, den solche Enttäuschung nicht sehr schmerzlich berührt hätte! Zum Trost kam er auf zwei Tage her, und da war bald alles wieder Freude!

Ganz Hamburg steht unter dem Eindruck des großen Streiks der Hafenarbeiter, der nun schon über acht Tage dauert und dem hiesigen Geschäft jedenfalls große Verluste verursacht. Ich bin durch mein Unwohlsein gänzlich verhindert, irgendwie an den Beratungen der Behörden teilzunehmen und bin daher ein sehr unbeeinflußter Zuschauer. Als solcher bedaure ich sehr, daß die Arbeitgeber den Vorschlag wegen einer schiedsgerichtlichen Entscheidung pure abgelehnt haben. Der Vorschlag war unrichtig gefaßt; man hätte sagen können, wir wollen

auf den Schiedsspruch nur eingehen, wenn das Gericht anders komponiert wird, aber nur nicht einfach ablehnen! Der Erfolg war vorauszusehen; die ganze Arbeiterwelt schreit: wir haben uns einem billigen Schiedsspruch ohne weiteres unterwerfen wollen, aber die Herren wollen uns nur knechten usw., und — viele ruhige Bürger fühlen jetzt Sympathie mit den Streikenden. Wie die Sache verläuft, kann niemand sagen: seit einigen Tagen friert es, und die Arbeit im Hafen ist ohnehin durch Eisgang behindert. Ich glaube nicht, daß die divergierenden Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf die Dauer lediglich vom Standpunkt der „Machtfrage" behandelt werden können: es würde ein ewiger Krieg, der viel Unheil anrichten müßte. Von einem weiteren, allgemeineren Gesichtspunkte aus feststellen, was nach Recht und Billigkeit den Arbeitern zukommt, kann aber nur eine über den Parteien stehende unparteiische Autorität; eine solche zu finden, ist die große Schwierigkeit.

Von Carl und Georg hatte ich vergnügte Briefe aus Straßburg, wo Carl sich jetzt gerade mit solchen sozialpolitischen Fragen ernstlich beschäftigt, wie ich sie eben berührt habe. Georg ist mit Eifer bei seiner Medizin und wünscht sich zu Weihnachten ein — Skelett, das aber nicht auf dem Weihnachtstisch aufgebaut werden soll . . .

An Georg.

5. Dezember 1896.

. . . Jetzt liege ich zwar noch im Bette — das siehst du wohl meiner Handschrift an —, aber ich habe doch das Gefühl, daß ich „übern Berg" bin und daß es nun hoffentlich bald besser gehen wird. Es war nur mein altes Gichtleiden, das mich erst beim rechten Fuß packte, aber sehr gelinde auftrat, so daß ich

schon wieder ausfuhr (mit Konsens des Doktors), als plötzlich allerhand Störungen in meinem Innern sich zeigten, die bedenklich erschienen, bis der linke Fuß attackiert wurde, und zwar in viel heftigerer Weise als sein Kollege. Seitdem sind Herz usw. völlig wohl, und es ist ein ganz ordinärer Gichtfall, der mit Geduld abgewartet werden muß. Mama pflegt mich rührend....

Hier denkt und spricht jetzt alles von dem Streik der Hafenarbeiter. Da ich während der ganzen Zeit bettlägerig gewesen bin und außer Onkel Rudolf und John niemand gesprochen habe, kann ich die Sache sehr objektiv, gewissermaßen aus der Ferne betrachten. Das ist zuzeiten ganz nützlich; wenn man mitten im Leben steht und mit eingreifen muß, wird man durch die Menschen, mit denen man ratet und tatet, und nicht zum wenigsten durch die Konsequenzen der eigenen Worte und Taten beeinflußt. Vom Bette aus überlegt man sich dagegen die Sache, als ob sie vor 100 Jahren passiert wäre. Das Interessanteste war bisher der Vorschlag von Hachmann und Genossen, betr. das Schiedsamt. Auf den ersten Blick war es mir klar, daß dieser Vorschlag sehr gefährlich für die Arbeitgeber war: nahmen sie ihn an, so kamen sie in eine üble Lage; sie hatten nur einen Vertreter zu wählen (an und für sich sehr schwierig bei der Mannigfaltigkeit der Interessen) und dieser konnte überstimmt werden, wenn zwei der Nichtbeteiligten in einer Frage mit den Arbeiterdelegierten stimmten. Lehnten dagegen die Arbeitgeber den Vorschlag ab, so setzten sie sich dem Publikum gegenüber ins Unrecht, als Leute, die einen billigen Ausgleich nicht versuchen wollen. Ich hoffte, die Arbeitgeber würden sich im Prinzip einverstanden erklären, aber eine andere Zusammensetzung des Schiedsgerichts verlangen. Statt dessen erfolgte die pure Ablehnung mit den

vorherzusehenden Folgen. Wie ich von John höre, der in der betr. Versammlung war und ganz elektrisiert war von der Entschlossenheit und Einigkeit der Arbeitgeber, rechneten letztere mit Sicherheit darauf, daß der Streik heute beendet sein werde, da es den Arbeitern an Mitteln fehlte. Deshalb sah man in dem Hachmannschen Vorschlage den Versuch, dem Sieger in den Arm zu fallen im Augenblick des Sieges. Deshalb die Ablehnung hier, deshalb die Annahme abseiten der Arbeiter, die durch den Vorschlag aus einer unhaltbaren Lage gerettet wurden. Jetzt ist die Sache sehr verschlimmert, die Arbeiter haben in weiteren Kreisen Sympathie und Unterstützung gefunden; der Streik ist ausgedehnt und die Parteien sind verbittert. Lehre: man nehme sich mit wohlgemeinten Vorschlägen in acht, die oft viel mehr schaden als nützen! Eine unparteiische schiedsgerichtliche Instanz, die nicht für den Einzelfall, sondern generell fungierte, ist ein leicht ausgesprochener, aber schwer auszuführender Gedanke — im kleinen übrigens schon oft versucht ...

An Carl.

10. Dezember 1896.

... Die 14 Tage, die ich im Bette gelegen, sind mir sehr rasch vergangen. Ich habe allerhand gelesen, wozu ich sonst nicht gekommen wäre, und habe mit Ruhe über manches nachgedacht. In den letzten Tagen besuchen mich täglich einzelne Kollegen, um die schwebenden Fragen mit mir zu besprechen. Insbesondere ist es natürlich der Streik, der alle lebhaft beschäftigt. Es scheint, daß für diesmal die Arbeitgeber ihren Willen durchsetzen, d. h. die Fortsetzung der Arbeit ohne jede Konzession von ihrer Seite erzwingen. Ob das ein Glück sein wird, ist mir sehr zweifelhaft. Ich hätte ein Kompromiß für

viel wünschenswerter gehalten mit Rücksicht auf die Zukunft. Es ist aber schwer, die Verhältnisse richtig zu beurteilen, wenn man die Lage nicht selbst übersieht und die maßgebenden Personen und Interessen nicht kennt. Was nach außen hervortritt, in der Presse, in Versammlungen, selbst in Parlamenten, ist ja großenteils unwahr und nur geeignet, das Urteil irrezuführen. Absichtliche und unabsichtliche Täuschung und Selbsttäuschung! Die Wahrheit bleibt meist hinter den Kulissen und das Publikum bekommt nur so viel davon zu sehen, wie die Dirigenten zeigen wollen. — Unter den Büchern, die ich jetzt gelesen, war „Marcella“ von Frau Humphrey Ward, ein berühmter englischer Roman, der speziell die soziale Frage der Agrarreform in England behandelt. Es hat mich sehr interessiert aus der Schilderung zu sehen, wie weit diese sehr radikalen Fragen offenbar auch die verschiedensten Kreise in England bewegen. Es ist nur überall die alte Geschichte: viel theoretische Forderungen und wenig praktische Lösungen ...

... Mein alter Onkel Anton ist sehr krank und wird wahrscheinlich in diesen Tagen sterben; das wird die Hochzeit aber natürlich nicht aufhalten, wenn auch einige ihm nahe Verwandte nicht kommen werden. Der alte Herr hat sich lange gehalten; er ist 83 Jahre alt und war im Sommer noch so wohl, daß er täglich im Garten an der Elbe spazieren ging und vortrefflichen Appetit hatte. Die Schrödersche Familie ist eine gesunde, langlebige Rasse: möge sich uns und euch davon etwas vererben! —

... Was du über die „freisinnigen“ Sympathien der Zuhörer in den Kollegien schreibst, finde ich sehr natürlich. Die Jugend, und zumal die studierende Jugend, ist naturgemäß immer radikal; nur mit Bedenken habe ich zeitweise stark konservative Tendenzen in der Studentenschaft beobachtet als

etwas Ungesundes. Ebenso natürlich und gesund ist es aber, daß die meisten radikalen Jünglinge später in den Erfahrungen des Lebens ihre Anschauungen in vielen Beziehungen ändern. Es ist zum großen Teil die Änderung, die sich an ihnen selbst vollzieht!

An Carl.

17. Januar 1897.

... Wir leben sehr ruhig, da ich vorläufig alle Gesellschaften absage und wir deshalb auch keine Gesellschaften geben. Mein Sehen ist noch immer nicht ganz normal, und da ich doch keinen Wein (oder nur sehr wenig) trinken und mich nicht durch Zigarren vergiften lassen soll, so ist es besser, vorläufig ganz auf Diners zu verzichten. Das wird uns auch nicht schwer; im Gegenteil freuen wir uns auf ruhige Abende, die wir sonst in diesen Monaten kaum kannten ...

... Daß du dich hauptsächlich mit Philosophie beschäftigst, hat hoffentlich nicht die Bedeutung, daß du die Volkswirtschaft schon wieder an den Nagel gehängt hast. Philosophie ist für den Geist gewiß sehr bildend; viel praktischen Nutzen habe ich noch nie von diesem Studium gesehen. Dagegen sind die Fragen der Nationalökonomie von eminenter praktischer Bedeutung. Neulich hörte ich, daß der Professor Schultze-Gaevernitz jetzt hier bei der Norddeutschen Bank arbeitet, um das Bankwesen u. w. d. a. in der Nähe kennen zu lernen. Das ist gewiß sehr nützlich: ein großer Teil der schiefen und törichten Ansichten über die Börse, die Goldwährung, das Termingeschäft, die Preisbildung für Getreide usw. erklärt sich nur daraus, daß die betreffenden Kreise die Sache, über welche sie urteilen, gar nicht aus der Praxis, sondern nur aus theoretischer Ferne kennen. Andererseits ist es gewiß auch

sehr gut, wenn die hiesigen Praktiker durch wissenschaftliche Vorträge über ihren immerhin beschränkten Gesichtskreis hinaus zu einer allgemeinen Beurteilung der verschiedensten Fragen veranlaßt werden. Die zahlreichen Vorträge — z. B. neuerdings über „die Börse“ — werden sehr stark besucht.

Der Streik der Hafenarbeiter scheint nun zu Ende zu gehen. Gestern haben endlich direkte Besprechungen zwischen Delegierten der Arbeitgeber und Arbeiter begonnen. Zu welchen Resultaten sie führen werden, ist für jetzt noch nicht zu sagen. Der Frost und niedrige Wasserstand hat in letzter Zeit die Arbeiten im Hafen stark eingeschränkt; andererseits hat der Schneefall vielen Beschäftigung gegeben. Die Volkszählung vom Dezember (keine allgemeine deutsche, sondern die alljährlich hier stattfindende, weniger gründliche) hat eine Zunahme von 15 000 Seelen im letzten Jahre für das Stadtgebiet ergeben; die Zahl der leerstehenden Wohnungen ist entsprechend verringert. Mit der wichtigen und schwierigen Frage der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse für die arbeitende Klasse beschäftigen wir uns im Senate eifrig; ich habe den Eindruck, daß das Ei des Kolumbus noch nicht gefunden ist. Man will die schlechten Wohnungen der innern Stadt beseitigen, aber die daselbst wohnenden Arbeiter nicht aus der Stadt (Nähe der Elbe, ihrer Arbeitsstätten) verdrängen — das ist das Dilemma, in dem wir uns befinden. Die neu eingesetzte Verkehrskommission macht uns auch viel Mühe; wir besprechen in endlosen Sitzungen die Pläne für die Eisenbahnumgestaltung. Jedes der bürgerschaftlichen Mitglieder hat eine private Meinung. Keiner kümmert sich darum, daß wir doch nur mit der Preußischen Staatsbahn paktieren können und daß letztere ganz andere Ideen hat als unsere Bürgerschaft. So werden wir auch hier mit Geduld die Entwicklung der Dinge abwarten

müssen. Das lernt man überhaupt im Leben: wenn man nicht ausnahmsweise in der Lage ist, mit hoher Hand etwas durchzusetzen, muß man sehr viel Geduld haben. Dann schreien die auswärts Stehenden, es geschehe nichts, es werde nicht gearbeitet, und in Wahrheit besteht die große Arbeit darin, daß die Menschen ihre widersprechenden Ansichten, Wünsche und Pläne gegeneinander zur Geltung zu bringen suchen. Wie viel eifrige solide Arbeiten wandern in den Papierkorb oder, was nicht viel besser ist, in die Akten! —

An Carl.

27. Januar 1897.

Dein langer Brief vom 20. d. M. hat mich sehr gefreut. Eine solche „Aussprache" wünschte ich schon lange; in den vielbesetzten Weihnachtstagen waren wir nicht recht dazugekommen. Du hast ganz recht: ob ich mit allem übereinstimme, was du sagst, darauf kommt es mir gar nicht an; ich wünsche nur zu verstehen, was du beabsichtigst und tust. Da können wir nun in der Hauptsache, wie ich glaube, leicht zur Klarheit kommen. Du nennst mich wiederholt den Praktiker und meinst, ich lege den größten Wert auf eine praktische Tätigkeit. Ich möchte mich daher ganz praktisch ausdrücken. Es ist ein großer Unterschied, ob ich mit einem jungen Studenten von 18, 19 Jahren oder mit einem Menschen von 23 Jahren zu tun habe, dessen Studienjahre, Referendarexamen und letztes Lebensjahr mir manche Garantien bieten, die ich früher nicht haben konnte. Ich lasse dir jetzt bezüglich der praktischen Berufstätigkeit volle Freiheit. Jetzt mußt du es selbst beurteilen können, ob du ohne den festen Rückhalt eines bürgerlichen Berufs im Leben wirst stehen und auf die Dauer eine befriedigende Wirksamkeit wirst ausüben können. Jetzt bist du auch alt genug, um dir die „praktischen" Konsequenzen ganz klar zu machen.

... Das ist genug, um dich als Gelehrten, Schriftsteller usw. unabhängig zu machen von der Not des Lebens und von der Sklaverei des Schreibens um täglichen Lohn. Aber es ist nicht genug, um dir die Begründung einer Familie und ein Leben in behaglichem — wenn auch nicht anspruchsvollem — Wohlstande zu sichern. Ihr seid nicht verwöhnt, davon bin ich überzeugt; aber ihr seid gewohnt, so zu leben, wie es die Verhältnisse, in denen ihr groß geworden, gestatten, und ein solches Leben kostet heutzutage viel Geld. Wenn du daher einen eigenen Hausstand gründen, eine Frau aus ähnlichen Verhältnissen dereinst heiraten, wenn du Reisen machen, Bücher und Kunstwerke (Radierungen) kaufen, wenn du mit einem Worte dich nicht auf das zum Leben Notwendige willst beschränken müssen, so wirst du Geld verdienen müssen, und zwar regelmäßig und nicht ganz wenig. Die juristische Laufbahn bietet dir folgendes: ... Was bietet dir dagegen die Laufbahn des Schriftstellers? Das mußt du dir überlegen. Wie gesagt: die Entscheidung liegt bei dir. Soll ich dir noch einmal raten, so würde ich wenigstens jetzt die Brücke hinter dir noch nicht verbrennen. Bleibe bei deinen Studien, mache deinen Doktor — das finde ich sehr richtig — und entscheide dich dann erst, ob du deinen hiesigen Referendardienst definitiv aufgeben willst. Das hat keine Eile: du kannst so lange Urlaub bekommen, wie du willst. — Das ist, glaube ich, klar und „praktisch".

... Aus deinen Ausführungen frappiert mich sehr die wiederholte Bemerkung, daß du „unparteiisch" den Streitfragen der Zeit und des Lebens gegenüberstehen möchtest und dich deshalb nicht binden, nicht an ein Amt fesseln kannst. Ich finde nun gerade, daß du außerordentlich schnell und scharf Partei ergreifst und leicht etwas einseitig für das für richtig Gehaltene plädierst, statt wissenschaftlich das Für und Wider abzuwägen.

Daraus mache ich dir keinen Vorwurf; es ist natürlich und entspricht dem lebhaften Sinne der Jugend; es scheint mir nur, daß du selbst dich darüber täuschest. Du nimmst tatsächlich in jeder gerade zur Diskussion stehenden Frage — sei es Nietzsche, sei es der Hamburger Streik — den Standpunkt ein, der der bestehenden Ordnung (im weitesten Sinne gemeint) entgegentritt, und glaubst dann „unparteiisch“ zu sein gegenüber den Vertretern des Bestehenden bezw. Hergebrachten. — Was Nietzsche anlangt, so kann ich über die Sache gar nicht urteilen, da ich nichts von ihm gelesen habe. Das mag sehr ungebildet sein, aber als Praktiker habe ich leider sehr vieles nicht gelesen, was zur Gesamtbildung unserer Zeit gehört, und ich werde das auch schwerlich noch nachholen können. Ich kann daher nur sagen, daß dein schneidiger Artikel mir als solcher gut gefallen hat, daß ich aber auch die Antwort des P. Neidhardt und vor allem den Artikel von Achelis mit großem Interesse gelesen habe. Letzterer geht jedenfalls der ganzen Sache mehr auf den Grund als N. — Neulich schrieb mir ein junger Mann Namens H., er fühle sich zum Schriftsteller berufen, habe schon manches geschrieben, aber keinen Verleger gefunden, sei an einen ihm unsympathischen Beruf (Kommis bei einer Versicherungsgesellschaft) gefesselt und bedürfe der Zeit, um die Gedanken auszugestalten, die in seinem Geiste schlummern. Einige Dramen, Romane usw. habe er schon in embryonalem Zustande bei sich (du nimmst es mir nicht übel, daß mich diese Mitteilung an deinen Brief erinnerte, in dem du ganz ähnliches sagst) und wünsche nur 1½ Jahre freie Zeit, um unbehindert schaffen zu können. Dazu sollte ich ihm helfen, da ich ja dein Vater sei! Ich habe ihn freundlich, aber kurz ablaufen lassen, da ich nicht die Verpflichtung fühle, die literarische Produktion (auch außerhalb meiner Familie) mit künstlichen Mitteln zu

befördern. Ich dachte aber, es würde dich amüsieren. Er schrieb ziemlich exaltiert. Vielleicht habe ich einem Goethe des nächsten Jahrhunderts die Unterstützung versagt — ich glaube aber, wenn er die nötige Kraft besitzt, kommt er auch ohne mich zum Ziel... Der junge E. ist trotz meiner Empfehlung nicht ins Seminar aufgenommen, weil seine schriftlichen Arbeiten so ungenügend waren, daß er nicht zur mündlichen Prüfung zugelassen wurde. Es würde mich nicht wundern, wenn der Vater diesen Mißerfolg der theologischen Richtung des Seminardirektors oder der aristokratischen Gesinnung des Schulrats oder Gott weiß welcher! fernliegenden Ursache zuschreibt . . .

An Georg.

7. Februar 1897.

Morgen hält Professor Riehl aus Kiel einen Vortrag über Nietzsche, den ich, wenn irgend möglich, hören will. Ich bin noch nicht dazu gekommen, etwas von N. zu lesen, außer einzelnen kurzen Stücken im Pan, die ich schwer verständlich fand. Es wird mir überhaupt sehr schwer, philosophische oder sonstige abstrakte Deduktionen zu verfolgen. Es liegt das wohl an der langjährigen Gewohnheit der Arbeit, die mich auf ganz andere Wege geführt und durch die Masse des täglichen Stoffs auf diesen Wegen festgehalten hat. In meiner Jugend war die Philosophie sehr vernachlässigt; außer etwas Hegel habe ich mich nie ernsthaft mit ihr beschäftigt. Freilich empfand ich auch nicht das Bedürfnis, eine Grundlage für meine Welt- und Lebensauffassung selbst zu schaffen, da ich von einer festen Weltanschauung ausging, die mir in Fleisch und Blut übergegangen war und in der ich — mit allerdings sehr vielfachen Veränderungen im einzelnen — im großen und ganzen noch heute lebe und bis an mein Ende zu leben gedenke. Heutzutage

schwankt euch Jungen der Boden unter den Füßen, fast in jeder Beziehung, und da müßt ihr freilich sorgen, daß ihr die Grundlage gewinnt, ohne welche der Mensch haltlos hin und her schwankt. Ich finde es daher sehr begreiflich, daß eine Erscheinung wie Nietzsche so großen Einfluß gewonnen hat.

...Der große Streik ist nun gestern offiziell beendet und hat leider gestern abend ein wenig erfreuliches Nachspiel gehabt, indem es zu Straßenkrawallen in der Hafengegend — zwischen Streikern und von der Arbeit Heimkehrenden — gekommen ist. Das wird mit einigen Verhaftungen erledigt sein; ich hoffe aber, daß der ganze Streik nicht ohne weiteres vergessen wird, sondern daß beide Teile eine für sie heilsame Lehre aus demselben ziehen...

An Georg.

21. Februar 1897.

...Auf eins möchte ich deine Aufmerksamkeit lenken. Es geht in der Medizin jetzt wie in allen höheren (wissenschaftlichen oder technischen) Fächern so, daß die praktische Karriere überfüllt ist. Es studieren eine Menge junger Leute, die sobald wie möglich in die Praxis hineinkommen müssen, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Dagegen wird die Zahl derer eine relativ beschränkte sein, bei denen Neigung, Begabung und günstige äußere Verhältnisse zusammentreffen, um ihnen eine tiefere (oder höhere!) wissenschaftliche Ausbildung und selbständige Leistungen auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft zu ermöglichen. Wenn du daher den Beruf in dir fühlst, dich auf einem Spezialgebiet auszubilden, so würde ich dir dazu gerne die Hand bieten. Du brauchst dich natürlich noch nicht zu entschließen, ob du später praktischer Arzt oder Dozent oder was sonst werden willst; ich rate dir nur, die Möglichkeit im Auge

zu behalten und deine Studien demgemäß einzurichten. Es wird doch auch in der Medizin so liegen, daß derjenige, dem alles darauf ankommt, nach 4 bis 5 Jahren praktischer Arzt zu werden, seine Studien von vornherein etwas anders einteilt als derjenige, der die verschiedenen wissenschaftlichen Fächer kennen lernen möchte, um sich eventuell mit Hingabe von Zeit und Kraft einem Spezialfache zu widmen. Wenn derartige Erwägungen dich dahin führen, den bevorstehenden Sommer weniger der Vorbereitung zum Examen als der gründlichen Erforschung einzelner Gebiete der Wissenschaft zu bestimmen, so bin ich damit ganz einverstanden. Daß du das Semester nicht unnütz vertrödelst, davon bin ich überzeugt. —

Ich weiß nicht, ob Mama dir von dem Unternehmen erzählt hat, das Dr. Albers-Schönberg jetzt begonnen hat. Er hat mit einem jungen Kollegen (Dr. Deicke) zusammen ein Laboratorium für chemische, bakteriologische Untersuchungen und für praktische Anwendung der X-Strahlen begründet, welches, mit allen Instrumenten usw. aufs beste eingerichtet und mit erprobten Kräften (D. soll ein vorzüglicher Bakteriologe sein) ausgerüstet, den praktischen Ärzten behilflich sein soll. Sie haben schon eine Menge Aufträge von Ärzten erhalten und sind mit großem Eifer bei der Sache. Es hat sich auch sofort ein Konkurrenzunternehmen eines Dr. Enoch gebildet — der beste Beweis, daß die Sache einem Bedürfnis entspricht. So gibt es einerseits immer neue Aufgaben, andrerseits immer neue Gelegenheit für tüchtige junge Leute, trotz aller Überfüllung, sich nützlich zu machen ...

... Gestern besuchte ich Tante Amalie, die neulich 91 Jahre alt geworden, und fand sie sehr gesprächig und wohl. Ich höre sie sehr gern von alten Zeiten erzählen. Sobald es Frühling geworden, will sie Großmama besuchen ...

An Georg.

13. März 1897.

... Das Befinden der lieben alten Großmama gibt uns noch immer zu ernster Besorgnis Veranlassung. Allerdings genießt sie etwas mehr (immerhin nur sehr wenig!) und ist ihre Stimmung im allgemeinen, wenigstens wenn wir sie besuchen, sehr nett; aber solange das Gefühl der Übelkeit immer wiederkehrt und der Magen bei äußerlicher Untersuchung schmerzhafte Stellen zeigt, ist von einer wirklichen Besserung nicht die Rede. Geistig ist sie immer voll von Teilnahme. Heute morgen mußte ich ihr von der gestern eröffneten Großen Kunstausstellung erzählen, die sie lebhaft interessierte, obwohl sie nun schon so lange keine solche Ausstellung hat besuchen können.

Am Donnerstag war ich zum erstenmal wieder in größerer Gesellschaft ... Es war sehr amüsant und mir ganz ungewohnt nach der langen Ruhezeit. Da ich mir das Weintrinken fast ganz abgewöhnt habe, wird es mir jetzt nicht schwer, auch in Gesellschaft nur etwas Wein und Wasser zu trinken. Das habe ich früher kaum für möglich gehalten ...

Von Carl haben wir noch keine Nachrichten erhalten; ich hoffe, daß er Florenz bei schönem Frühlingswetter genießt. Wir hatten vor drei Jahren ja zuerst recht unfreundliches Wetter, und wie schön war es doch! Ich sehne mich oft nach dem Süden; aber in diesem Jahre hält mich die Gartenbauausstellung hier fest. Nicht, daß ich persönlich jetzt viel dafür tun könnte; aber in der letzten Zeit vor der Eröffnung wird es doch manches zu tun geben, und auch jetzt muß ich allerhand arrangieren (keine Blumen!), beilegen und leiten. Es wird sehr großartig und hoffentlich sehr schön. Augenblicklich fürchtet man, daß die Tulpen zu früh in Blüte kommen. Es sind viele Tausende davon im Herbst gepflanzt, und die Gärtner hofften,

daß sie gerade zur Eröffnung in voller Blüte stehen würden. Dazu kann ich nun freilich nichts tun. Die große Halle wird dreimal so groß wie der Sagebielsche Saal — dadurch kannst du dir einen Begriff machen, was gebaut wird. Alles von Holz und Eisen. Wenn wir nur einen schönen Sommer bekommen, wird hoffentlich die ganze Bevölkerung und zahlreicher Fremdenbesuch viel Freude von der Ausstellung haben, und dann werden auch die kolossalen Kosten gedeckt werden, bei denen mir bisweilen angst werden könnte...

An Georg.

26. März 1897.

...Es ist übrigens keine ausschließlich militärische Eigenheit, daß auf die genaue Beobachtung der vorgeschriebenen Formen so viel Gewicht gelegt wird: dasselbe wird dir im Leben bei den verschiedensten Gelegenheiten begegnen. Es hat auch einen guten Grund: man spart sich und anderen (z. B. seinem Vater) Zeit und Mühe, wenn man die nötige Aufmerksamkeit daran wendet, die Formalien korrekt zu beobachten. Dein Schreiben ist z. B. auch nicht datiert! Nun, ich hoffe, daß es dieses Mal noch glücklich abläuft...

An Carl (nach Neapel).

2. April 1897.

...Daß du jetzt die Notwendigkeit der Kenntnis moderner Sprachen sehr empfindest, ist natürlich. Mir ist es, als ich zuerst nach Paris kam, ebenso ergangen; erst als ich durch einen Aufenthalt in der französischen Schweiz und energische Sprachstudien besser vorbereitet war, habe ich den Aufenthalt in Paris wirklich genossen. Du gehst aber m. E. viel zu weit, wenn du deshalb die ganze Schulbildung umgestalten und sie wesentlich auf das Lernen lebender Sprachen begründen willst.

Das letztere ist doch immer nur ein — freilich sehr nützliches — Mittel, die eigenen Gedanken anderen mitteilen und die Gedanken anderer verstehen zu können. Das wesentlichere ist und bleibt aber die Bildung der eigenen Gedanken durch die Zuführung des geeigneten Materials. Wir werden uns gewiß darin einig sein, daß ein Mensch, der alle lebenden Sprachen spricht, aber nichts von Geschichte, Literatur und sonstigen Wissenschaften weiß, immer ein ungebildeter Mensch sein wird (solche Leute sind im kaufmännischen Leben gar nicht selten!), während ein Mann auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehen kann, ohne eine einzige fremde Sprache zu sprechen. Damit will ich nicht gesagt haben, daß es nicht sehr richtig wäre, in unseren höheren Schulen statt der griechischen die französische Sprache gründlich zu betreiben. In der Praxis stellt sich die Sache aber so, daß das jetzt so lebhaft von dir empfundene Manko an modernen Sprachkenntnissen sich später im regelmäßigen Laufe des Lebens viel weniger fühlbar macht. Übrigens sehe ich nicht ein, weshalb du nicht jetzt mit Energie Englisch und Französisch treiben wolltest. Täglich eine Konversationsstunde und Lektüre, auch vielleicht etwas schriftliche Übung wird dich sehr schnell fördern, da gewisse Grundlagen der Sprachkenntnis doch vorhanden sind . . .

An Georg.

18. April 1897.

Wenn ich mich in diesem Winter ernstlich mit der Frage beschäftigte, ob mir noch ein längeres Leben beschieden sein werde und welche Wünsche mich noch an das Leben fesseln, so trat mir vor allem der Gedanke entgegen: ich möchte noch sehen, was aus meinen Söhnen wird, ob sie als Männer das leisten, was sie nach ihren Anlagen und nach ihrem Streben

versprechen. Und da Carl der älteste ist und gerade seine Zukunftspläne viel unbestimmter sind und seine Entwicklung viel schwerer vorauszusehen ist als z. B. bei dir, so ist es natürlich, daß meine Gedanken sich viel mit ihm und seiner Zukunft beschäftigen. Deshalb mußt du nicht glauben, daß ich mich etwa für dich und deine Studien weniger interessiere: aber ich hoffe, daß du auf dem erwählten und beschrittenen Wege ruhig fortschreiten und einem festen Ziele zustreben wirst . . .

. . . Am 1. Mai wird die Gartenbauausstellung eröffnet. Ich bin in letzter Zeit mehrmals hingegangen, um mich von den Fortschritten der Bauten zu überzeugen. Es fehlt noch manches, aber ich glaube doch, daß wir fertig werden. Die Gebäude sind z. T. überraschend großartig und originell in ihrer Wirkung. Das Terrain ist so schön, wie man es sich bei oder richtiger mitten in einer Großstadt nur wünschen kann. Hoffentlich haben wir gutes Wetter, damit durch sehr starken Besuch die sehr großen Kosten gedeckt werden. Zum 29. Mai laden wir Bundesrat und Reichstag mit Damen ein — du mußt es nicht weitersagen, aber die Kosten dieser Einladung werden auf Reklamekonto gebucht! Wenn der Kaiser Ende Juni zur Segelregatta nach Helgoland kommt, hoffen wir auch ihn zum Besuch in der Ausstellung zu sehen. Ungefähr zur gleichen Zeit ist dann auch die landwirtschaftliche Ausstellung auf dem Heiligengeistfelde. Wenn die überstanden ist, hoffe ich etwas reisen zu können — wohin, das wissen wir noch nicht. —

An Georg (Freiburg i. B.).

6. Mai 1897.

Gestern erhielten wir deinen Gruß aus Waldkirch, das mir in lebhafter Erinnerung steht, da ich einmal mit Mama —

in unserer jugendlichen Reisezeit — eine Fußtour von Triberg durch das Simonswälder Tal nach W. gemacht habe. Als wir abends in Freiburg ankamen, war unser Gepäck nicht angelangt und wir mußten uns im Hotel „Zum Pfauen“ mit Hilfe der Wirtin notdürftig behelfen. Solche Touren würde Mama jetzt nicht mehr mögen. Ihr Kinder habt kaum einen Begriff davon, wie unternehmend, leistungsfähig und anspruchslos Mama war, ehe ihr Husten und die damit verbundenen mancherlei Leiden (auch wohl Folgen des höheren Alters) sie körperlich etwas angegriffen haben. Daß sie geistig ihre ganze Frische bewahrt hat, brauche ich nicht zu sagen....

Die Rechnung für dein Mikroskop habe ich von Bethe erhalten und direkt bezahlt. Hoffentlich hast du viel Nutzen davon. Was du von deinen Arbeiten an den Regenwürmern schriebst, hat mich sehr interessiert. Ich bin überzeugt, daß du auf dem richtigen Wege bist, deinem Studium lebhaftes Interesse abzugewinnen. Das kann man nur durch eigenes selbständiges Arbeiten, einerlei, womit sich dasselbe zunächst beschäftigt...

...Wegen D. hat Mama dir, glaube ich, geschrieben und dich vor häufigem und regelmäßigem Verkehr mit ihm gewarnt. Er meint es gewiß gut mit dir und ist ein talentvoller Mensch, aber einer der unglücklichen Menschen, die niemals zu einer geregelten Wirksamkeit im Leben haben gelangen können und schließlich trotz ihrer Talente immer weiter sinken. Ein Hauptfehler liegt bei ihm — und das ist wohl gewöhnlich bei solchen Menschen der Fall — in der Selbstüberschätzung. Er glaubte alles zu können, besser als andere, und hat darüber nicht ernst genug gearbeitet, nicht genug gelernt und sich nicht in bescheidene Stellungen hineinfinden können. Solche Menschen sind interessant, aber gefährlich für junge Leute, die sich leicht durch

ihr Talent, ihr Urteil über alles und alle blenden lassen. Sei freundlich mit ihm, wenn du ihn triffst, aber suche ihn nicht auf.

An Carl.

11. Mai 1897.

... Es freut mich sehr, daß du so viel Genuß und, wie ich dir gern glaube, auch so viel Nutzen von deiner schönen (italienischen) Reise gehabt hast. Von deinen Studien und Kollegien hörte ich gern näheres, auch von deinen weiteren Absichten. Treibst du noch Nationalökonomie? Die hier eingesetzte Senatskommission zur Prüfung der Beschwerden und Mißstände bei den Hafenarbeitern hat interessante Protokolle drucken lassen, die in vielen Beziehungen einen Blick in das wirkliche Leben und Treiben der betr. Kreise tun lassen, wie man ihn aus Zeitungen und Streitschriften nicht gewinnt. Die Schwierigkeit liegt nun darin, wie Abhilfe zu schaffen ist. Lohn und Arbeitszeit liegen außerhalb des vom Senat direkt zu beeinflussenden Gebiets — und das sind doch wohl die Hauptpunkte! — im übrigen wird für manche Verbesserungen gesorgt werden können. — Ich bin nun doch zum Vorsitzenden der Senats- und Bürgerschaftskommission ernannt, die sich mit der Sanierung der Wohnungsverhältnisse innerhalb der Stadt befassen soll. Ich hatte gehofft, daß dieser Kelch an mir vorübergehen würde; aber schließlich mußte ich zugeben, daß die Sache so eng mit den Verkehrsfragen und der Bebauung der Vororte zusammenhängt, welche beiden Angelegenheiten von anderen Kommissionen unter meinem Vorsitz bearbeitet werden, daß ich mich nicht weigern konnte. Das schlimme ist, daß niemand recht weiß, was in der Wohnungsfrage geschehen soll und geschehen kann, und daß die Ansichten über das zu Erstrebende und Erreichbare weit auseinandergehen. Es ist daher

unvermeidlich, daß viel geredet und wahrscheinlich — wenigstens für längere Zeit — wenig geschafft wird, und solche Tätigkeit ist mir ein Greuel. Immerhin kann ich die Sache vielleicht auf praktische Wege leiten, und dann ist die Arbeit nicht umsonst. —

Eine erfreulichere Sache ist unsere Gartenbauausstellung — bisher ein großer Erfolg in jeder Hinsicht, trotz des kalten Wetters. Ich kann dir verraten, daß wir rund 700 000 ℳ für Dauerkarten eingenommen haben und daß am Sonntag fast 40 000 zahlende Besucher (außer den Abonnenten) in der Ausstellung waren. Das übersteigt alle Erwartungen und läßt mich hoffen, daß die kolossalen Kosten schließlich doch gedeckt werden. Wir waren uns darin klar, daß die Sache großartig und schön werden müsse, wenn sie Erfolg haben solle. Daher haben wir das Risiko gelaufen, und Andreas Meyer als Oberingenieur, Thielen als Architekt und Jürgens als Landschaftsgärtner haben jeder in seiner Art Prächtiges geleistet, ohne daß wir zu ängstlich die Kosten gescheut haben. Am Eröffnungstage war es denn auch wirklich überraschend schön und — alles war fertig! ...

... Es ist gewiß richtig, wenn du in deinem letzten Brief ausführst, daß du in Italien es bestätigt gefunden, daß die wirklich großen Künstler aller Zeiten nicht nach Systemen, Richtungen, Theorien oder wie man es nennen mag, sondern im wesentlichen aus ihrer eigenen Persönlichkeit heraus geschaffen haben. Darin liegt aber das ganze Geheimnis. Heutzutage gibt es zahllose Künstler aller Art und unter ihnen sehr wenig Persönlichkeiten, die so bedeutend sind, daß sie es wagen können, nur ihr Eigenes zu bieten, und deren Produkte, wenn sie es wagen, wertvoll genug sind, um unter der ungeheuren Masse des Produzierten anerkannt und erhalten zu werden. Und manches ist vielleicht wertvoll genug, geht aber doch in der Masse unter!

An Carl.

24. Mai 1897.

... Ich freue mich sehr auf die Reise, da ich mich doch noch oft angegriffen fühle. Zunächst habe ich aber noch allerhand sog. Freuden: Jubiläum der Amerika-Linie mit Wasserfahrt Prinz Heinrich usw., Besuch von Bundesrat und Reichstag in der Gartenbauausstellung (225 Reichstagsmitglieder haben sich gemeldet, also für diesen Zweck sehr beschlußfähig! Ahlwardt, Liebknecht u. a. mit Damen). Dann die Landwirtschaftsausstellung. Wenn ich wohl und frisch bin, macht mir solches Fest Freude; es ist eine ganz amüsante Abwechslung unter den ewigen Sitzungen und Akten. —

An Georg.

31. Mai 1897.

... Ich habe in den letzten Wochen eine recht unruhige Zeit gehabt und bin deshalb wenig zum Briefeschreiben gekommen. Im Senat drängen sich immer in dieser Jahreszeit die Arbeiten, weil so manches noch vor den Bürgerschaftsferien erledigt werden soll. Dazu kommen dann gerade in dieser Zeit die verschiedensten Besuche, Versammlungen, Feste usw., die für Fernstehende als bloßes Amüsement erscheinen, für uns aber oft angestrengte Mühe und Arbeit bedeuten. Sonnabend hatten wir z. B. Bundesrat und Reichstag zur Gartenbauausstellung eingeladen. Das erfordert sehr viel Vorbereitungen aller Art. Ungewöhnliche Schwierigkeiten entstanden, weil wir bis zum letzten Augenblick nicht wußten, wer eigentlich kommen oder nicht kommen werde. Schließlich verlief alles nach Wunsch; das Wetter — morgens bedeckt und nach Regen aussehend — wurde klar und schön; die Ausstellung präsentierte sich herrlich; die Gäste mit ihren Damen waren sehr gemütlich und fidel, und beim Souper auf der „Augusta Viktoria“ erreichte das allgemeine Wohlbefinden seinen Höhe-

punkt. Zwei Tage vorher hatte ich auf demselben Schiffe das fünfzigjährige Jubiläum der Hamburg-Amerika-Linie mitgefeiert. Das war natürlich viel formeller und eleganter als unser „Sommerausflug zur Gartenbauausstellung" — aber die Heiterkeit ließ abends auch nichts zu wünschen übrig...

An Carl.

5. Juni 1897.

... Morgen feiern wir mit Semlers und Sievekings unseren 30jährigen Hochzeitstag. Ein Lustrum ist nun schon wieder verflossen seit der silbernen Hochzeit, deren schöne Feier uns in unvergeßlicher Erinnerung steht. Vor 30 Jahren fiel der 6. Juni auf den Donnerstag vor Pfingsten. Am Freitag traten wir unsere Hochzeitsreise an, per Wagen nach Harburg, da es noch keine Elbbrücke gab, und dann per Bahn nach dem Rhein. Wir fuhren ganz anspruchslos in zweiter Klasse; die Coupés waren überfüllt, und wir amüsierten uns köstlich an den Menschen. In Heidelberg besuchten wir den stud. iur. Rudolf M. und machten mit ihm und dem jungen, sangeslustigen Privatdozenten Wilhelm Oncken schöne Touren ins Neckartal. Lang, lang ist's her! und doch wie lebendig steht mir noch alles vor Augen. Ihr könnt euch nur kaum vorstellen, wie reizend eure kleine Mama war!

Da wir heute mit Tillchen ganz allein sind, wollten wir doch auch eine kleine Freude haben, und deshalb essen wir drei zusammen in der Gartenbauausstellung, welche dieses Jahr die größte Anziehungskraft auf alle Hamburger ausübt. Von dem Besuche des Bundesrats und Reichstags wirst du gehört haben: es war ein sehr gelungenes Fest. Die Gäste machten einen sehr gemischten Eindruck; es waren viele Süddeutsche dabei, Kapläne, Dorfschulzen usw. vom Zentrum, dann Sozialdemokraten, Antisemiten, Hochkonservative — alles durch-

einander. Mir gefiel, wie Bötticher es versteht, mit freundlichem Humor mit allen zu verkehren; er benutzte offenbar die Gelegenheit, sich liebenswürdig zu machen. Bei seiner exponierten Stellung im Reichstage, wo er als „Redeminister“ bald mit diesen, bald mit jenen kämpfen muß, ist das gewiß sehr klug. — Bei der Landwirtschaftsausstellung ist mir die Rede auf die deutsche Landwirtschaft zugewiesen. Das Thema liegt mir ziemlich fern, und das schlimmste ist, daß man sich sehr hüten muß, auf keiner Seite anzustoßen. Da im Freien, von einer Tribüne herab, geredet wird, hören natürlich nur wenige etwas: es wird ja aber, leider, alles gedruckt!

Am 21. Juni feiern wir bei dem englischen Generalkonsul das Jubiläum der Königin. Ob ich außerdem noch nach Cuxhaven zur Regatta gehe, weiß ich noch nicht. Es häuft sich zu vieles in den Tagen. Übrigens bin ich Ehrenmitglied des Norddeutschen Regattavereins geworden (der Grund ist zu originell, als daß ich ihn verschweigen dürfte: Majestät hat Hamburger Sportsleuten gegenüber bemerkt, er begreife nicht, daß der Senat sich so wenig beteilige. Die Folge war: senatorische Ehrenmitglieder, die nichts vom Segeln verstehen!), und da werde ich mich der Freude wohl kaum entziehen können!

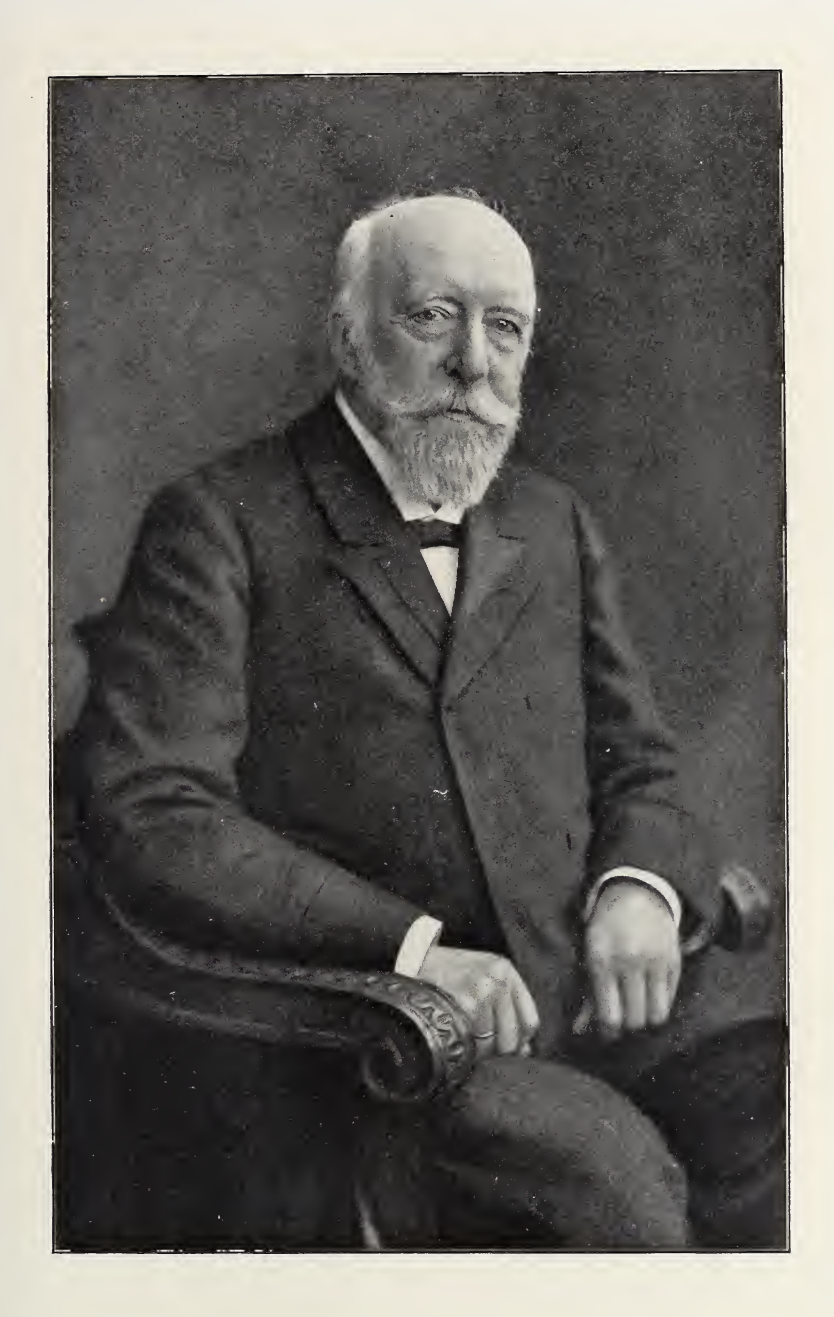
An Carl (der wieder ein Drama veröffentlicht hat).

11. Juni 1897.

... Meine Bedenken treffen aber in Wahrheit eine prinzipielle Verschiedenheit, welche zwischen deiner (und vieler modernen Schriftsteller) und unserer Auffassung der menschlichen Dinge obwaltet. Ich halte es für einen der größten Kulturfortschritte, daß das Sinnliche (Tierische) im Menschen (dessen Bedeutung und gewaltigen Einfluß niemand verkennen kann) soviel wie möglich unter die Herrschaft des disziplinierten

Willens (der Sitte, der Erziehung, der Pflicht oder wie man es nennen will) gestellt wird und als selbständiger Faktor im Menschenleben nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise erscheint. Ihr dagegen seht die tierische Seite des Menschen als etwas Gleichberechtigtes an und gefallt euch darin — wohl wegen des Gegensatzes gegen die bisherige Sitte und Tradition —, gerade diese Seite besonders zu betonen und hervortreten zu lassen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß, wenn diese „Emanzipation des Fleisches“ wirklich allgemein zur Herrschaft gelangt, darin kein Fortschritt, sondern ein höchst bedenklicher Rückschritt in längst vergangene Kulturperioden liegen würde. Da nun zurzeit noch die überwiegende Mehrheit der Gebildeten in diesem Punkte auf unserer Seite stehen dürfte, ist es kein Wunder, wenn deine (und vieler anderer jungen Schriftsteller) diesen Punkt berührenden Darstellungen Anstoß erregen. Ich würde das gar nicht bedauern, wenn ich der Ansicht wäre, daß eine kleine Minorität für einen zurzeit von den anderen noch nicht begriffenen Fortschritt einträte — leider liegt die Sache aber nach meiner Überzeugung nicht so! ...

... Kennst du die Materialien für eine allgemeine Rechtsgeschichte, die mein alter Freund Post in Bremen im Laufe von Jahrzehnten mit unendlichem Fleiß gesammelt hat? Er fing vor 30 Jahren mit einer Schrift über die Ehe an, bearbeitete dann das Bremer Privatrecht und später unter verschiedenen Titeln die Entstehung des Rechts usw. — alles auf ethnographischer Grundlage, indem er aus allen Reisewerken alter und neuer Zeit die Angaben über Rechte und Sitten aller Völker zusammenzustellen und zu beurteilen versuchte. Ich glaube, du findest viel für dich Brauchbares in diesen Werken, die du gewiß auf der dortigen Bibliothek erhalten, eventuell aus Bremen beziehen kannst.





An Mimi. 20. Juni 1897.

Aus deinen lieben regelmäßigen Briefen erfahren wir ja, wie es euch geht und wie ihr lebt; aber gerade wenn man durch Briefe recht intim über alles unterrichtet wird, empfindet man um so mehr das Bedürfnis, mit eigenen Augen zu sehen und die liebe Stimme zu hören ... Heute ist der Kaiser in Cuxhaven zur Regatta, von dort geht er direkt nach Kiel und Norwegen. Versmann und O'Swald sind zur Regatta hinuntergefahren. Ich konnte mich dispensieren und tat es um so lieber, weil alle Herren abends zum Diner im Klubanzug (blaues Jackett mit weißer Weste) erscheinen müssen, was mir unsympathisch ist.

An Carl. 1. Juli 1897.

... In vielen Beziehungen kann ich dir recht geben, vor allem in der Hauptsache, daß unser ganzes soziales Leben in vielen Beziehungen unwahr ist, daß die „konventionelle Lüge" eine sehr große Rolle spielt. Ich weiß nicht, ob es in früheren Zeiten anders gewesen ist, aber ohne Zweifel tun und sagen die Menschen — und zwar nicht nur die absichtlich und bewußt unwahren — sehr vieles, was mit ihrer innersten Überzeugung nicht übereinstimmt. Wenn junge Streiter es als ihre Aufgabe betrachten, dagegen zu Felde zu ziehen, so kann ich das wohl begreifen. Nur liegt die Gefahr nahe, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütten. Die konventionelle Lüge hat selbstverständlich einen mehr oder weniger guten Grund; lediglich aus Frivolität ist sie nicht entstanden; in vielen Fällen ist sie unschädlich, ja sogar nützlich. Unser soziales Leben ist nicht einfach und natürlich, sondern ein ungemein komplizierter Organismus (oder Mechanismus) — das wird niemand ernstlich ändern wollen! —, und wenn nun, um diesen Mechanismus

nicht zu stören, gewisse Fiktionen aufrechterhalten, vielerlei Formen beobachtet werden, so ist wohl zu erwägen, ob der Zweck nicht die Mittel rechtfertigt. Wenn jeder, um völlig wahr zu sein, bei jeder Gelegenheit seine Ansichten aussprechen und verfechten, sich keiner fremden Ansicht unterordnen, niemals auf Grund überlieferter, von ihm selbst aber als unhaltbar erkannter Traditionen handeln wollte, so würde wahrscheinlich die ganze Gesellschaftsordnung aus den Fugen gehen. Dieselbe beruht auf der Herrschaft eines Willens (sei es einer Person oder der Majorität) und auf der Geltung bestimmter Grundwahrheiten, deren Anfechtung wohl theoretisch, wissenschaftlich, aber nicht in der Praxis — durch Opposition einzelner — zulässig ist. Vielleicht liegt die größere Unwahrheit unserer Zeit darin, daß diese Grundwahrheiten, auf denen die Staats- und Gesellschaftsordnung beruhen, heute mehr als früher bezweifelt, bestritten und bekämpft werden, während die Mehrheit sich doch äußerlich nicht von dem Hergebrachten lossagen kann oder will, also den Mechanismus aufrecht hält, dessen Fundamente sie im Herzen selbst nicht mehr für sicher und unumstößlich hält. Aber auch das ist nicht notwendig Heuchelei! Wer darf sein eigenes schwaches Licht ohne weiteres höher stellen als die Gesamterkenntnis von Jahrhunderten? Wer ist berechtigt oder gar verpflichtet, einen Bau, von dessen festem Bestande das Wohl und Wehe von Tausenden abhängt, zu erschüttern, weil er selbst an der Richtigkeit von altersher überlieferter ehrwürdiger Wahrheiten zweifelt? Das Recht des Zweifels, des selbständigen Denkens bestreite ich gewiß nicht; aber darf man denjenigen Heuchler nennen, der die eigene Ansicht bescheiden in sich verschließt, weil er durch offenes Hervortreten mit derselben nur zu schaden und nichts zu nützen glaubt? (Dieser Fall ist übrigens m. E. der seltenere: die große Menge

der Menschen hat gar nicht eine so ausgeprägte eigene Meinung, daß sie dieselbe zu verschließen braucht!)

Was nun speziell die Behandlung sexueller Fragen anbetrifft, so liegt hier die Sache besonders schwierig. Wenn diese Fragen — über deren Wichtigkeit keine verschiedenen Ansichten sein können — in der Presse und im Leben offen besprochen würden, wie du es für richtig hältst, so darf man die Gefahr, die darin liegt, nicht übersehen, daß nämlich durch die Erörterung der Sache selbst in den Hörern und Lesern gerade die Gefühle erregt und gereizt werden, deren vernünftige Regelung der Zweck der ganzen offenen Behandlung der Sache ist. Ich glaube, daß der gewiß wohlmeinende Verein für öffentliche Sittlichkeit durch seine Publikationen viel mehr schadet als nützt, weil das von ihm gesammelte Material die Masse der Leser (wenn es überhaupt viel gelesen wird?) viel mehr anreizt als abschreckend wirkt. Das ist auch der Grund, weshalb gewissenhafte Eltern sich hüten, ihren Kindern Mitteilungen über sexuelle Verhältnisse zu machen, weshalb sie wenigstens bei den Töchtern (bei den Söhnen ist es nicht wohl möglich) die Lektüre in dieser Richtung mit einiger Ängstlichkeit überwachen: die Erfahrung lehrt, daß solche Mitteilungen den entgegengesetzten Erfolg haben, die Phantasie erregen und die Sinnlichkeit reizen. Daß damit keine Sicherheit gegeben ist, daß die Kinder nicht auf anderen Wegen doch derselben Gefahr begegnen, ist richtig. Aber Unwahrheit, Heuchelei kann man es nicht nennen, wenn im Leben gebildeter Völker die sexuelle Seite des Menschen möglichst wenig hervortritt. Ihre Bedeutung kennt jedermann; es ist aber besser, nicht viel darüber zu reden.

An Georg. Engelberg, 15. Juli 1897.

Regenwetter! Das ist die Losung des heutigen Tages. Gegen Abend war es wunderschön, die ganze großartige

Alpenrundsicht lag vor unsern Augen, und heute morgen — sehen wir gar nichts! Hoffentlich ändert es sich bald wieder; sonst wird es hier ebenso unerträglich wie voriges Jahr in Arosa. Gestern und vorgestern (bedeckt, aber ohne Regen) haben wir schöne, weite Spaziergänge gemacht. Die Gegend ist herrlich. Schon die Fahrt von Stansstad herauf im offenen Wagen machte uns große Freude. Die frische Luft, viel Bewegung und wenig geistige Anstrengung tun dem abgearbeiteten Stadtmenschen natürlich sehr wohl. Schon die absolute Stille ist mir ein positiver Genuß. Wenn ich abends im Bette liege — etwas nach 10 Uhr — so höre ich gar nichts, bis früh morgens die Glocken der alten Benediktinerabtei zu läuten beginnen ...

Von Tante Clara hatten wir gute Nachrichten, unsere Abreise hat jedenfalls Großmama nicht geschadet, und wir dürfen hoffen, sie bei unserer Rückkehr in vier Wochen unverändert anzutreffen. Der Abschied von ihr am Tage unserer Abreise hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Es wurde ihr sehr schwer uns gehen zu sehen; aber sie nahm sich so zusammen, daß sie ihre Freude darüber ausdrücken konnte, daß wir in der schönen Reise Erfrischung und Stärkung finden würden. Es trat mir dabei wieder entgegen, was ich so oft bei Großmama bemerkt und bewundert habe: die Selbstlosigkeit wirklich echter Liebe, die auf die eigenen Wünsche wirklich gern verzichtet, Entbehrung und Schmerzen auf sich nimmt, wenn dadurch das Glück anderer gefördert wird.

An Mimi. Engelberg, 22. Juli 1897.

... In der schönen Schweiz, im lieblichen Engelberger Tal liege ich mit ausgestreckten Beinen und warte mit Geduld, bis der sehr mal à propos gekommene Podagraanfall sein Ende zu nehmen geruht. Ich habe soeben Mama einen englischen Roman zu Ende vorgelesen (Mr. Barnes of New York),

den dein Mann hier zurückgelassen hat und der uns sehr amüsiert hat. Da kann ich nun nichts Besseres tun, als meiner lieben, weit entfernten Tochter einen Brief schreiben. Wenn die Schrift etwas wackelig aussieht, so kommt das von meiner unbequemen, liegenden Position. — Also vor allem herzlichen Glückwunsch zur Geburt der kleinen Helene oder „Heleda", wie es in der Depesche heißt. Gott gebe, daß es dir und dem Kinde gut gehe und wir bald brieflich gute Nachrichten von euch erhalten ... Hoffentlich wird die kleine Tochter eine Quelle der Freude für dich. Im allgemeinen habe ich niemals recht verstanden, weshalb Eltern sich durchaus einen Sohn oder eine Tochter wünschen; wir wissen doch zu wenig im voraus, ob das eine oder das andere uns zu besonderer Freude gereichen wird! In deinem Falle fand ich es aber sehr begreiflich, daß du dir ein Töchterchen wünschtest; wenn der Sohn zur Schule geht oder sonst dem Hause mehr entzogen wird, hast du die Tochter hoffentlich lange Zeit für dich und kannst auf ihre Erziehung einen maßgebenden Einfluß ausüben. ... Wir sind nun bald 14 Tage fort, und bald ist die Hälfte der Ferienzeit verlaufen: daß ich sie sehr zweckmäßig benutzt habe, kann man freilich nicht sagen! Nach dem langwierigen Anfall vom vorigen Winter, meinem exemplarisch vorsichtigen Leben und beständigen Medizinieren hätte ich alles andere eher erwartet, als daß es mich jetzt schon wieder bei den Füßen kriegen würde! Ganz amüsant ist es, wie der hiesige Arzt ganz dieselben Versuche macht, die ich in Hamburg schon so oft erlebt habe; von jedem Mittel erwartet er schnellen Erfolg, und das Resultat ist immer dasselbe: Geduld! ...

Mit der Gesellschaft hier im Hotel können wir zufrieden sein ... Gestern abend war ein Wohltätigkeitskonzert im Hotel, wobei lauter Dilettanten mitwirkten. Es war recht hübsch;

eine lange englische Miß geigte ganz famos und ein kleiner Franzose erzählte sehr drollig und dramatisch zwei komische Geschichten. Heute nachmittag muß ich Mama persuadieren, einen schönen Spaziergang zu machen; sie wird sonst ganz zur Krankenwärterin, und dazu ist sie doch nicht hier!...

An Georg.

Engelberg, 27. Juli 1897.

...Viel macht die Verlobung von Frl. X. mit einem strengen Juden (Dr. Y.) von sich reden. Sie sollen schon jahrelang heimlich verlobt sein, aber beide Eltern haben es nicht gewünscht. Jetzt macht das jüdische Elternpaar am meisten Opposition; sie sollen in der Synagoge getraut werden usw.... Ich bin, wie du weißt, das Gegenteil eines Antisemiten; aber wie ein christlich erzogenes junges Mädchen zur Jüdin werden kann, ist doch schwer begreiflich. Wenn ein Teil auf einem modern-neutralen Standpunkt steht, so ist die Sache eine ganz andere: so ist es aber doch ein totaler Bruch mit dem ganzen bisherigen Leben.

An Georg.

22. August 1897.

Heute sind 14 Tage verflossen, seit wir uns im schönen Thun am Bahnhof trennten. Es ist eine sehr ernste, traurige Zeit für uns gewesen. Das Befinden der geliebten Großmama ändert sich nicht schnell; aber langsam, von Tag zu Tag wird sie schwächer, und in den letzten Tagen scheint sie doch ein zunehmendes Gefühl der Unruhe und Unbehaglichkeit zu quälen. Eigentliche Schmerzen hat sie wenig; aber das beständige Gefühl der Übelkeit ist vielleicht ebenso schlimm. Wir können uns daher nur freuen, wenn sie schläft, und das tut sie sehr viel. Das Sprechen wird ihr schwer; nur durch einzelne Worte gibt sie zu erkennen, daß sie bei Bewußtsein ist — nur Worte der

Liebe und Dankbarkeit und zuweilen Bemerkungen: „Es währt sehr lange!", „Herr, mach Ende!" Es ist wunderbar, welche Kraft der menschliche Körper doch hat! Jetzt genießt Großmama schon lange eigentlich gar nichts mehr; denn ein gelegentliches Nippen an Flüssigkeiten kann doch nicht als wirkliche Nahrungsaufnahme gelten, und dabei ist der Puls immer noch kräftig, und es ist nicht abzusehen, wie lange dieser Zustand noch dauern kann. Das ist für uns das Traurige: sonst sagt man: solange noch Leben ist, ist noch Hoffnung; Großmamas Zustand aber ist ganz hoffnungslos, und wir können nur wünschen und Gott bitten, daß sie nicht zu lange leiden möge ... Unter diesen Umständen ist natürlich auch der heutige Tag kein Freudentag in unserem Hause ...

An Georg.

30. August 1897.

... Wir Kinder haben sehr viel verloren; aber wir müssen sehr dankbar sein, daß wir unsere geliebte Mutter so lange behalten durften. Als vor 34 Jahren meine Schwester Anna nach langjähriger Krankheit starb, lag Großmama mit einem rheumatischen Fieber so schwer danieder, daß wir für ihr Leben fürchteten. Mehrere Jahre blieb sie gelähmt, bis sie allmählich wieder gehen konnte. Dann stellten sich sehr ernste Herzaffektionen ein, die uns sehr besorgt machten. Endlich kamen die gichtischen Leiden, die so viel Schmerzen verursachten. Und dabei doch 85 Jahre alt geworden und ein so schönes, geistig frisches und tätiges Alter. Schon heute kamen viele Kondolenzbesuche, und es war eine Freude, zu hören, wie viele so viel von Großmama gehabt hatten. Die verschiedensten Menschen besuchten sie und schütteten ihr ihr Herz aus, und für alle hatte sie Worte des Trostes, der Aufmunterung, freundlicher Ermahnung. Alle gewannen etwas von der Atmo-

sphäre des Friedens, die sie umgab. Ihre festbegründete christliche Überzeugung und ihre große Liebe gaben ihr eine Weitherzigkeit, mit der sie alle zu verstehen, jedem gerecht zu werden, in jedem das Gute zu finden suchte. Doch ihr habt sie ja auch lange genug gekannt, um selbst beurteilen zu können, was sie war! —

An Georg.

9. September 1897.

... Deine Befürchtung, daß es dir nicht gegeben sei, produktiv zu wirken, eigene Gedanken in deiner Wissenschaft zur Geltung zu bringen, ist bei der Art und Weise, wie du in letzter Zeit unter der Anleitung älterer, sehr begabter Freunde gearbeitet hast, sehr begreiflich. Du darfst nicht vergessen, daß du noch sehr jung — auch in bezug auf deine Studien — bist und daß es zunächst doch nur deine Aufgabe sein kann, die nötige Grundlage für spätere selbständigere Arbeiten zu gewinnen, die Methode des Arbeitens zu lernen usw. Es ist ja weder notwendig noch auch vielleicht wünschenswert, daß man schon gleich in den ersten Semestern ernster Arbeit selbständig produziert. Die eigenen Gedanken haben doch nur Wert, wenn sie auf gründlichen Kenntnissen und durch Erfahrung erprobter Methode beruhen. Dabei will ich natürlich nicht bestreiten, daß nicht einzelne — auf allen Gebieten wissenschaftlicher Arbeit — mit genialer Intuition Neues sehen und finden, ohne den gewöhnlichen langen Weg des Studiums durchgemacht zu haben, und daß nicht viele trotz allen Studiums niemals auf originelle und zugleich wertvolle Gedanken kommen. Aber auch die letzteren können trotzdem sehr nützliche und eminent tüchtige Fachmänner sein, und du brauchst deshalb noch lange nicht zu verzagen, wenn deine Begabung weniger auf dem Gebiete selbständigen Findens und Schaffens als auf dem Gebiete geschickter Benutzung und Anwendung des von anderen Ge-

fundenen liegen sollte. Eines schickt sich nicht für alle! — Jedenfalls kann die jetzige Zeit des Strebens und Lernens dir nur nützlich sein.

Daß du dich einsam fühlst, bedaure ich sehr. Ich glaube, du verlangst zu viel von deinen Freunden oder, richtiger gesagt, von den Leuten, mit denen du umgehst. Solche „Freunde", mit denen uns Interessen- und Gedankengemeinschaft eng verbindet, denen gegenüber wir unser Innerstes öffnen und unser Herz ausschütten können, sind sehr selten. Für den täglichen Gebrauch muß man mit einem mehr äußerlichen Verkehr sich begnügen, bei dem man immerhin viel Vorteil und Genuß finden kann. Vor allem muß aber, wer viel empfangen will, auch viel geben, und du wirst dich zu fragen haben, ob du denn den Herren, mit denen das Leben dich zusammenführt, so viel geistige und gemütliche Anregung bietest, wie du von ihnen fordern möchtest! Auch da ist natürlich die Begabung und der Charakter so verschieden, daß es dem einen leicht wird, überall intime Beziehungen anzuknüpfen, während der andere vergebens auf die Gelegenheit hofft . . .

. . . Ist das Wetter noch gut genug für eine Fußwanderung? Oder fühlst du dich mehr nach irgendeiner interessanten Stadt hingezogen, wo ein etwa 14tägiger Aufenthalt dir Anregungen verschiedener Art bieten würde? Ich kenne deine Ideen in dieser Hinsicht nicht, wollte aber nur aussprechen, daß ich nichts dagegen hätte, wenn du nicht die ganze Ferienzeit durcharbeitest. Willst du zu einem Besuch nach Hamburg kommen, so bist du uns natürlich auch sehr willkommen; ich möchte aber nicht, daß du andere Wünsche unterdrückst, zumal du bei uns jetzt natürlich nicht so viel Freude finden würdest wie zu anderer Zeit.

Doch mein Brief ist lang und meine Zeit kurz.

An Mimi.

24. Oktober 1897.

... Inzwischen habt ihr meinen nach dem Tode der geliebten Großmama geschriebenen Brief erhalten. Ich will nicht wiederholen, was ich damals geschrieben habe; daß meine alte Mama mir täglich fehlt und daß ich viel mit Wehmut, aber auch mit Dankbarkeit ihrer gedenke, brauche ich euch nicht zu sagen...

... Am Dienstag findet nun die Einweihung des neuen Rathauses statt. Die Geschäftsräume sind fertig; die Festsäle machen z. T. noch einen sehr provisorischen Eindruck. Wir werden uns an die Eleganz und an die vielen großen Räume erst gewöhnen müssen ... Wir hatten auch Bismarck, als unsern Ehrenbürger, eingeladen; er hat aber seiner Gesundheit wegen abgesagt. Auch vorigen Freitag, bei der Enthüllung des Petersen-Denkmals (vor dem Stadthause am Neuenwall), hatte Bismarck sein Nichtkommen „bei der Feier zum Gedächtnis seines alten Freundes“ entschuldigt. Diese Form der Absage war für die Familie eine große Freude. Das Denkmal ist recht hübsch: ganze Figur im Ornat, in Bronze ausgeführt. Du siehst, es gibt hier manches Neue zu sehen, wenn du, wie wir hoffen, übers Jahr zum Besuche herkommst.

An Carl.

18. Dezember 1897, im Rathaus.

... Ich habe in den ruhigen Mußestunden der letzten Wochen einige Aufzeichnungen über das Leben meines Vaters zusammengestellt. Ich wollte gerne das Bild, das wir Kinder von dem früheren Leben unserer Eltern auf Grund mündlicher Überlieferung und einzelner Schriftstücke (Briefe usw.) uns machen können, auch unsern Kindern und Enkeln erhalten. Ich lese es euch in den Festtagen vielleicht einmal vor.

Was sagst du zu der Rede des Prinzen Heinrich in Kiel? Sage es mir lieber nicht! Ich habe erwartet, daß der Bericht nachträglich korrigiert und für falsch verstanden erklärt werden würde. Der Kaiser war am Mittwoch hier in Hamburg sehr munter. Die ganze Einladung hatte sich schnell gemacht und alles verlief ganz nach Wunsch. Die gedrängt volle Börse sah großartig aus ...

An Carl.

25. Januar 1898.

... Ein Vortrag über ein solches Thema von dir hier in Hamburg muß nach Form und Inhalt sehr gut sein — sonst ist er ein Unglück! Über den Inhalt kann ich nichts sagen; ich bezweifle nicht, daß du die Sache beherrschen wirst. Aber wegen der Form darf ich vielleicht einen Rat geben. Ein solcher Vortrag vor einer gemischten, sehr anspruchsvollen Zuhörerschaft muß in gewissem Sinne selbst ein Kunstwerk sein. Ich habe bedeutende Männer über die verschiedensten Dinge reden hören und völlig Fiasko machen sehen, weil sie zu wenig Wert auf die Form ihres Vortrags gelegt hatten. Es gibt m. E. nur zwei Möglichkeiten: entweder schriftlich auf das feinste ausarbeiten und — lesen, oder den mündlichen Vortrag so durcharbeiten, daß jedes Wort vorbereitet ist und feststeht, so daß du selbst jeden Augenblick, vor oder nach dem Vortrage, denselben wörtlich aufschreiben kannst. Das ist etwas ganz anderes, als Geschriebenes auswendig lernen! Man schreibt bekanntlich anders wie man spricht. Verfaßt du den Vortrag schriftlich, so ist das Korrekte, ihn zu lesen. Nebenbei ist das auch für die meisten Redner das bei weitem leichtere! Konzipierst du aber in mündlicher Rede — wie ich es aus eigener Erfahrung sehr gut kenne —, sprichst du den Vortrag in Gedanken, ohne zu

schreiben, dann liegt die große Gefahr vor, daß du nicht bei der Stange bleibst, den Faden verlierst, zu lang oder zu kurz redest. Daher muß man bei diesem Verfahren so außerordentlich genau und wörtlich vorbereiten. Ich habe Reden, ohne ein Wort aufzuschreiben, so präpariert, daß ich sie am Abend vorher in meiner Stube wörtlich so gehalten habe wie in der entscheidenden Stunde selbst. Bei solcher Vorbereitung ist man auch seines Gedächtnisses absolut sicher. Ich bezweifle aber, ob ein Thema, wie das von dir gewählte, sich für solche Behandlung eignet, und rate dir daher, zu schreiben und zu lesen. Wenn man gut liest, stört das durchaus nicht. Jedenfalls ist es viel besser als ein freier Vortrag, dessen Freiheit darin besteht, daß Redner und Zuhörer unsicher sind und hin und her tasten. Dabei hört die Aufmerksamkeit nur zu bald auf! . . .

Deine Kritik der üblichen Reden zu Kaisers Geburtstag finde ich berechtigt; mir sind diese landläufigen Phrasen auch zuwider, aber ebensosehr, wenn sie die Menschenrechte, das menschenwürdige Dasein des Arbeiters, den Militarismus usw. behandeln, als wenn sie den Kaiser feiern. Wenn alle nur einfach, nüchtern und w a h r dächten und sprächen, würde es ohne Zweifel besser stehen. Aber: peccatur intra muros et extra! Das Fiasko des Parlamentarismus (Wien, Paris, Brüssel) gibt zu denken. Was wird das nächste Jahrhundert in dieser Hinsicht bringen? . . .

An Carl.

12. Februar 1898.

. . . Was du über das Bücherkaufen schreibst, trifft mich wenig: ich bin sehr einverstanden damit, daß man gute Bücher kauft, und unser Haus ist ja auch in der Tat ziemlich voll davon.

Es ist gewiß besser, Bücher zu kaufen, als das Geld zu verjubeln, aber andererseits wirst du mir darin recht geben, daß man auch für Bücher nicht mehr Geld ausgeben muß, als man zur Verfügung hat, und daß Sparsamkeit auch auf diesem Gebiete zulässig und nützlich ist.

An Georg.

5. März 1898.

Endlich komme ich dazu, dir persönlich meine Glückwünsche darzubringen und meine herzliche Freude darüber auszusprechen, daß du die Prüfung so brillant bestanden hast... Die glückliche Reaktion gegen die Examensnöte habe ich inzwischen aus deiner leider fast unleserlichen Bierkarte mit dem schönen Bismarckkopfe gefühlt. Es ist in der Tat eine der schönsten Empfindungen im Menschenleben, wenn man nach redlicher, aber nicht gerade genußreicher Examensarbeit den großen Tag nun glücklich überstanden und das ersehnte Ziel erreicht hat. Daß es erst der erste Schritt ist und später die Arbeit und Aufregung sich wiederholt — das weiß man natürlich, aber für den Augenblick tritt es ganz in den Hintergrund...

Mama ist noch immer hier, da Resi noch nicht gerufen hat. Ich erhielt heute morgen einen Brief von Otto, nach welchem R. unter allerhand kleinen Unannehmlichkeiten leidet, aber mit Geduld der Stunde der Erlösung harrt. Otto ist förmlich aufgeregt über eine Zeitungsnachricht, die dir vielleicht noch nicht zu Gesicht gekommen ist, daß ich, namens des Senats, einen neuen Kreuzer unserer Marine taufen soll. Es ist ein ganz interessantes Erlebnis, und ich bin meinem Kollegen Lehmann im Herzen dankbar dafür, daß er seiner Gesundheit wegen den Auftrag abgelehnt hat. Ich werde am 11. nach

Stettin fahren; am 12. ist mittags die Taufe, und auf der Rückreise besuche ich Ledeburs in Berlin — in welcher Zahl und Verfassung? Gott gebe, daß alles gut geht!

An Carl.

24. Juni 1898.

... Sehr interessiert hat mich deine Bemerkung, daß du so vieles, was heute als nagelneue Weisheit an den Markt gebracht wird, bei gründlicher Erforschung der älteren Literatur als schon vor 100 Jahren erkannt und gelehrt wiederfindest. Darin liegt eine Wahrheit, die nicht wenig dazu beiträgt, den zu allen Zeiten auftretenden Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen zu erklären. Den Jungen ist alles neu, und sie vertreten mit siegreichem Selbstgefühl alles, was sie soeben gedacht und erkannt haben, während die Alten — oft ohne sich dessen klar bewußt zu sein — das angeblich Neue als etwas schon zu ihrer Väter Zeit Dagewesenes und längst Überwundenes betrachten. Sie — die Alten, Konservativen — sehen in dem gegenwärtigen Zustande das Resultat der menschlichen Arbeit seit Jahrhunderten, während die Jungen, Radikalen sehr geneigt sind, alles erst mit der eigenen Gedankenarbeit beginnen zu lassen ...

An Carl.

27. August 1898.

... Wir haben in den letzten Tagen allerhand Besuch gehabt: einmal aß Helene Asher, die junge, hübsche Malerin, bei uns, ein anderes Mal der Hofschauspieler Reimers. Er hatte die Freundlichkeit gehabt, etwas zum Vorlesen mitzubringen, und las Gedichte von Grillparzer, Gilm (einem Tiroler Dichter) und Fr. Halm und sehr hübsche kleine Geschichten vom Grafen Eulenburg, dem Wiener Bot-

schafter ... R. spricht etwas viel von seinen Erfolgen, seinen vornehmen und interessanten Freunden usw. — das bringt aber das Geschäft wohl mit sich und fällt nicht allzu unangenehm auf.

... Unsere Kantvorlesungen setzen wir fort; ich glaube, nur Tilli und ich mit einigem Erfolg. Es ist ein schweres Stück Arbeit; mir macht aber die Gedankengymnastik Freude. Ich bin in einer sehr unphilosophischen Zeit aufgewachsen. Daß mein Schulfreund Krause sich schon als Student eifrig mit Kant beschäftigte, erregte allgemeine Verwunderung. Ob Theologen und Philologen damals philosophische Studien mit wirklichem Eifer — nicht nur oberflächlich, zum Examen — trieben, weiß ich nicht, bezweifle es aber; jedenfalls habe ich auf der Universität nichts davon gemerkt. Ich glaube auch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß sowohl die kirchlich-konservative als auch die naturwissenschaftlich-radikale Richtung jener Zeit wenig Philosophie trieben. Auf der einen Seite waren es mehr historisch-dogmatische, auf der anderen Seite empirisch-materialistische Forschungen, die die Geister in Anspruch nahmen. Auch die Rechtswissenschaft war wesentlich historisch, und man blickte mit Geringschätzung auf alles, was sich Rechtsphilosophie nannte. Wenn das jetzt anders geworden, so ist das gewiß ein Gewinn. —

An Georg (Straßburg).

21. September 1898.

... Zunächst fängt nun wohl bald deine Tätigkeit als Vertreter Bethe's an. Onkel Rudolf und Lili haben mir erzählt, daß Bethe ihnen das Institut und seine Wohnung gezeigt hat, in welcher du den nächsten Winter zubringen wirst. Möge auch diese Tätigkeit dir nützlich und angenehm sein! Wie Embden

mir erzählt hat, schreibst du augenblicklich die Resultate eurer bisherigen Arbeiten und Versuche nieder. Ich hatte gar nicht gewußt, daß du auch schon unter die Schriftsteller gehen wolltest. Carl wird ja nun hoffentlich seine große Arbeit los; ich denke mir, es muß ein herrliches Gefühl sein, nachdem man sich so lange damit herumgetragen hat! Mir wenigstens geht es immer so: erst quäle ich mich in Gedanken mit der zu lösenden Aufgabe; dann arbeite ich anhaltend an der Anfertigung des Berichts, Gutachtens, Promemoria oder was es sonst ist, und wenn ich fertig bin, fühle ich mich befreit und kümmere mich wenigstens fürs erste nicht mehr um die behandelte Frage.

Sonnabend und Sonntag war ich mit der Finanzdeputation in den Walddörfern. Es war vollkommen schönes Wetter, mittags sommerlich warm und morgens und abends köstlich frisch. In Wohldorf spielten wir Sonntag nachmittag im Freien Skat, nachdem wir morgens 3 bis 4 Stunden lang den Wald besichtigt hatten. Während des Festmahls wurden wir dadurch überrascht, daß uns von den ehemaligen Mitgliedern der Deputation ein prachtvolles Tintenfaß für den Sitzungssaal geschenkt wurde. Es ist ein wirkliches Kunstwerk von Schönauer, einem sehr tüchtigen jungen Künstler, modelliert und ausgeführt in Silber, reich vergoldet. 48 frühere Mitglieder (bezw. die Kinder Verstorbener) haben sich dabei beteiligt, ein schöner Beweis, wie gemeinschaftliche Arbeit zum Wohle der Gesamtheit sehr verschiedene Männer dauernd vereinigt. —

... In guten 14 Tagen hoffen wir nun unsere Romfahrt antreten zu können. Ich kann noch nicht recht zur Freude kommen, obwohl ich mir gerade diese Reise schon seit Jahren gewünscht habe. Es liegt augenblicklich noch zu viel Arbeit auf mir; die schöne, verhältnismäßig stille Ferienzeit ist vorüber und von allen Seiten stürzen die eifrigen Leute, die ihre

Ferien auf Reisen zugebracht haben, mit dringlichen Anträgen aller Art auf uns herein. Wenn ich aber erst glücklich fort bin, wird die Reisefreude schon kommen ...

An Carl.

5. Oktober 1898.

... Neulich bekam ich einen gelinden Schreck, als du auf einer Karte schriebst, du verständest deine Arbeit nicht mehr. Die Sache ist ganz gewöhnlich und natürlich: man muß nur das einzige Mittel dagegen anwenden, welches hilft: sich für einige Zeit von der Arbeit freimachen und, wenn sie fertig ist, sie ruhig sofort einreichen. Nachher versteht man sie wieder. Wenigstens ist es mir und meinen Freunden oft so gegangen; ob es in der höheren Philosophie ebenso geht, kann ich natürlich nicht wissen! ...

An Georg.

Rom, 16. Oktober 1898.

... Unsere Pension ist sehr behaglich; es ist noch sehr leer, und die Bedienung ist deshalb doppelt aufmerksam. Die Gesellschaft ist nicht gerade besonders interessant; aber es sind nette Leute, mit denen man sich bei Tische und eventuell auch abends gerne etwas unterhalten kann ... Vormittags haben wir regelmäßig drei bis vier Stunden stramm gearbeitet, einige interessante Kirchen besichtigt und wenigstens eine Galerie besucht. Man nennt das philiströs; es ist aber doch der einzige Weg, um sich einen Überblick über das kolossale Material zu verschaffen. Und erst wenn ich einen solchen Überblick gewonnen habe und einigermaßen weiß, was mich besonders interessiert, kann ich mich darauf speziell konzentrieren. Ich mag gar zu gern in einer fremden großen Stadt umherziehen

und mit Hilfe eines Stadtplans die einzelnen Gebäude usw. aufsuchen. Freilich sind hier manche Entfernungen so groß, daß man fahren muß, um nicht zu viel Zeit zu verlieren, und dann ist man natürlich dem Kutscher übergeben und kann nicht nach eigenem Belieben die Wege wählen. Die hiesigen Kutscher sind aber aufmerksam und intelligent und machen auf alles aufmerksam, was nach ihrer Erfahrung Fremde interessiert. Wir sind jetzt acht Tage hier und haben von Kirchen und Kunstwerken das meiste, vom antiken Rom aber noch fast nichts gesehen. Wir wollen einmal einen ganzen Tag dem Forum Romanum u. w. d. a. und dem Palatin widmen und die hochinteressanten Ausgrabungen und Ruinen mit Muße studieren. Seit Goethe vor hundert Jahren hier war, hat sich in dieser Beziehung außerordentlich viel geändert. Von all den großartigen Ausgrabungen war damals sehr wenig vorhanden. Andrerseits war aber der mittelalterliche Charakter der Wohnstadt Rom — bekanntlich bewohnte man seit dem Mittelalter hauptsächlich den nördlichen Teil der alten Stadt, der im Altertum nur wenig bewohnt war — vor 100 Jahren noch fast unberührt, während heute nach allen Richtungen Straßendurchbrüche und Neubauten das Altertümliche beseitigen und die mächtig zunehmende Bevölkerung ganze Stadtteile entstehen läßt, die geradeso häßlich sind wie gewisse Vororte von Hamburg oder Berlin ...

An Carl.

Rom, 24. Oktober 1898.

... Das Wetter ist jetzt vollkommen schön: morgens und abends kühl und den Tag über der glänzendste Sonnenschein bei wolkenlosem Himmel. Die Regentage mit Scirokko, die wir in voriger Woche hatten, waren auch nicht schlimm; aber bei

Sonnenschein sieht man Rom doch erst im wahren Lichte. Am Sonnabend waren wir in Tivoli und sind ganz entzückt. Mich hat namentlich die Villa d'Este erfreut: diese Bilder, verfallenen Baulichkeiten, Fontänen, Teiche, uralten Zypressen und köstlichen Fernsichten habe ich so oft gemalt gesehen, daß sie mir wie alte liebe Bekannte erschienen. Ich gehöre nun einmal zu den altmodischen Leuten, die das schöner finden als eine Heidelandschaft! Die Ruinen der Villa Hadriani sind enorm großartig und werden noch immer weiter bloßgelegt. Wir fuhren ganz im Wagen zurück, da der sehr fidele Kutscher uns überzeugte, daß das genußreicher sei als eine Eisenbahn- oder Tramwayfahrt. Und in der Tat war die Abendbeleuchtung in der Campagna prachtvoll ...

Aus Hamburg schreibt man uns von Schnee und Kälte — da ist es ein prachtvolles Gefühl, hier bei offenem Fenster abends vor dem Café Nazionale auf freier Straße zu sitzen und sich an der köstlichen frischen Herbstluft zu freuen ...

Der Moses des Michelangelo, von dem du mir seinerzeit schriebst, hat auch auf uns einen großen Eindruck gemacht — auf mich einen viel größeren als Laokoon und Apollo. Dagegen kann ich die Bilder in der Sixtinischen Kapelle nicht genießen. Onkel Rudolf meint, beim dritten Besuch beginne man erst zu ahnen, was sie seien, und erst beim dreiunddreißigsten Besuch könne man sie würdigen. Darauf muß ich verzichten. ...

An Carl.

24. November 1898.

Zuletzt schrieb ich dir aus Rom. Jetzt sind wir schon acht Tage wieder hier, und ich sitze mitten in den Geschäften, so daß es mir oft ganz unwahrscheinlich vorkommt, daß ich wirklich vor so kurzer Zeit noch in Italien, unter blauem Himmel,

bei warmem Sonnenschein war. Ich betrachte es als ein besonderes Glück, daß wir — von ganz wenig Tagen abgesehen — so herrliches Wetter gehabt haben, denn nur so erhält man den echten Eindruck von dem Italien, das seit Jahrtausenden die Nordländer unwiderstehlich angezogen hat. Die Museen und Kirchen kann man gewiß auch bei Regenwetter besehen und studieren; aber wir haben den Unterschied empfunden, wenn nach kurzer Unterbrechung wieder die Sonne scheint und die ganze Stadt wieder aufzuleben scheint. Du wirst gehört haben, daß wir es überall noch sehr leer gefunden haben, weil die eigentliche Saison für den Fremdenverkehr erst später beginnt. Es war das für uns sehr angenehm, da wir überall gute Plätze fanden und gut behandelt wurden. Ich begreife es aber auch gar nicht, weshalb die prachtvolle Herbstzeit so wenig von Fremden benutzt wird. Freilich sind die meisten deutschen Reisenden an die Ferien gebunden; aber im Frühjahr ziehen doch Hunderte nach dem Süden und Engländer und Amerikaner reisen doch während des ganzen Jahres. Es wird das wohl auch Modesache sein. Ich würde jedenfalls immer raten, im Herbst nach Rom zu gehen.

Daß für mich Rom der Glanzpunkt der Reise gewesen ist, wird dich nicht wundern. Neapel selbst, die Stadt, hat mich nicht so entzückt, wie ich es erwartet hatte. Die Umgegend — Capri und Amalfi vor allem — ist ja unbeschreiblich schön —, aber auf die Dauer bietet Rom doch viel mehr. Gerade die Mannigfaltigkeit der gebotenen Anregungen ist es, die mich in Rom so begeistert hat. Ich bin nicht künstlerisch oder kunsthistorisch gebildet genug, um ausschließlich oder doch wesentlich Museen oder Galerien zu studieren; ich bin auch in philologischer und archäologischer Beziehung viel zu mangelhaft unterrichtet, um die Einzelheiten der Ausgrabungen in ihrer

Bedeutung ganz würdigen zu können; ich kann auch nicht andauernd nur schöne Aussichten oder nur originelles Volksleben genießen — aber man müßte ja kein halbwegs gebildeter Mensch sein, wenn man nicht alles bis zu einem gewissen Grade in sich aufnehmen, verstehen und genießen könnte! Und Rom bietet alles. — Über Einzelheiten brauche ich dir nicht zu schreiben, da du von Mama und Tilli gewiß viel von unserem Leben gehört hast. Mit großem Interesse habe ich Rome von Zola gelesen; ganz abgesehen von den politisch-kirchlichen Betrachtungen sind die Schilderungen des heutigen Rom großartig. Leider hat das Buch große Längen ...

An Carl.

15. Dezember 1898.

... Gestern traf ich Lichtwark in einer Gesellschaft bei Bgm. Versmann. Er fragte nach dir und erzählte mir viel von euren Zukunftsideen. Gerade in diesen Tagen hat der hiesige Kunstverein seinen Mitgliedern als Gabe für die letzten drei Jahre ein zweibändiges Werk von Lichtwark „Das Bildnis in Hamburg" zugestellt. Die zahlreichen Reproduktionen hamburgischer Porträts sind sehr interessant. Über den Text kann ich noch nicht urteilen. L. ist überzeugt — und ich glaube es auch —, daß jetzt erst, durch diese Publikation angeregt, eine Menge älterer Bildnisse zum Vorschein kommen werden, von denen er bisher nichts gewußt hat. Es interessierte ihn z. B. sehr, daß ich ein großes Bild von Günther Gensler habe. Was dich betrifft, so meinte er, du solltest Kopenhagen und einige englische Städte kennen lernen; namentlich in K. sei ein hochentwickeltes Kunstleben in weiten Kreisen der Bevölkerung. Wenn du in Straßburg fertig bist, können wir ja weiter über deine Zukunftspläne reden.

Hier spricht jetzt alles über das zu errichtende Bismarckdenkmal. Ich fürchte, die Neigung geht auf ein Kolossalmonument, das viel Geld kostet, aber weder schön noch zweckmäßig ist. Es wäre sehr schade, wenn das Charakteristische unseres Denkmals „protzig" würde! Auch mit der Umgebung unseres Kaiserdenkmals auf dem Rathausmarkt sind wir noch nicht in Ordnung. Es hat eine „Ideenkonkurrenz" stattgefunden und, wie ich höre, ist man sich einig darüber, daß die primo loco prämiierte „Idee" nicht ausgeführt wird ...

An Carl.

18. Januar 1899.

... Gestern war der Gesellschaftsabend, den die hiesigen Musikfreunde zum besten ihres Konzertvereins und des Brahmsdenkmals bei Sagebiel arrangiert hatten. Über 2000 Personen waren zugegen, und die Aufführungen waren sehr hübsch. Im „Mikado" zeichneten sich vor allem E. H. als Scharfrichter und R. R. als Liebhaber aus. Auch die Damenrollen waren vortrefflich besetzt. Nachher kam ein Gartenfest in Flottbeck beim Baron Voght vor 100 Jahren; die bekannten Persönlichkeiten (Klopstock, viele Sievekings usw.) meist von Nachkommen oder Verwandten dargestellt. Es gab zu viele Tänze und waren überhaupt zu viele Menschen auf der Bühne. Die Zahl der Mitspielenden war wohl schwer zu beschränken gewesen. Die Aufführungen währten bis gegen Mitternacht. Dann gingen wir zu Tische. Ich saß zwischen Frau B. und Frau D. und unterhielt mich sehr gut. Oft mache ich aber so späte Partien nicht mit. Morgen habe ich ein großes Herrendiner bei mir: die Spitzen der hiesigen Beamtenschaft, Richter usw., u. a. auch Lichtwark. Mama weiß unsere Diners immer sehr hübsch zu arrangieren, und ich habe immer den Eindruck, daß die Leute

bei uns heiter und ungeniert sind, auch wenn die Gesellschaft so unglücklich zusammengesetzt ist (durch viele Absagen), wie es in voriger Woche der Fall war. Im ganzen geben wir, wie du weißt, sehr wenig auf diese Art der Geselligkeit; aber meine Stellung legt uns die Pflicht auf, bestimmte Leute einzuladen — sie mögen uns gefallen oder nicht. —

Jetzt kommt unsere große Eisenbahnfrage endlich zur Entscheidung. Dem preußischen Abgeordnetenhause ist der Vertrag schon zugegangen. Ich zweifle nicht an der Genehmigung — so hier wie dort —, dann wird wenigstens fünf Jahre gebaut und mit den Expropriationen und sonstigen Ausführungsarbeiten haben wir alle Hände voll zu tun.

An Georg.

16. April 1899.

... Daß du dich in deiner neuen Wohnung gemütlich fühlst, freut mich sehr. Eine behagliche Wohnung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für das allgemeine Wohlbefinden und auch für ein ruhiges und erfolgreiches Arbeiten. Hoffentlich hast du ein interessantes und nützliches Studienjahr vor dir. Du bist ja im 8. Semester schon ein alter Student — wie die Zeit dahinläuft! Für Carl hoffe ich sehr, daß er nun bald den gewünschten Abschluß machen kann. Er ist hier wieder sehr gesellig in Anspruch genommen, nicht sowohl durch eigentliche Gesellschaften, als durch gute Freunde und Freundinnen, Theater, Spazierritte und -gänge usw. Ich fürchte, daß er nicht in dem Maße zum Arbeiten kommt, wie er es sich gedacht hatte. Das kann ich aber schlecht beurteilen, da ich wenig zu Hause bin. Über seine Zukunftspläne konferiert Carl viel mit dem Verleger, Lichtwark usw. — ich weiß aber nicht, was dabei herauskommt.

Von Mimi hatten wir gestern einen vergnügten Brief, den ersten, seitdem sie brieflich über R's hiesige Zukunft unterrichtet waren. Sie reisen mit der „Belgrano", mit demselben Kapitän, mit dem sie hinausgereist sind und der sie inzwischen regelmäßig besucht und den Verkehr mit uns häufig vermittelt hat. Das ist jedenfalls sehr angenehm. Wenn sie dann eine gute Reise haben, sind sie Ende Mai hier. Das wird eine große Freude für uns sein. Ich habe schon oft gedacht, daß ich sie vielleicht nicht wiedersehen würde, wenn ihr Herkommen immer wieder ins Ungewisse hinausgeschoben wurde. Um so mehr freue ich mich jetzt auf das Wiedersehen. — Von der Taufe bei Semlers hast du wohl gehört. Es war sehr nett: wieder eine der originellen Taufen, wie wir sie früher bei S's erlebt haben ...

An Georg.

31. Mai 1899.

Als ich dir das gewünschte Geld zum Monatsanfang schickte, habe ich dir schon in aller Eile für deinen Brief und die Zusendung deiner Schrift gedankt. Heute möchte ich das in aller Form wiederholen. Deine Arbeit hat mir große Freude gemacht. Wenn ich auch von dem Inhalt wenig verstehe und den wissenschaftlichen Wert derselben absolut nicht beurteilen kann, so ist mir doch schon die Tatsache, daß du eine solche Arbeit zum Abschluß gebracht hast, ein erfreulicher Beweis, daß du mit ganzem Herzen und ernstem Eifer bei deinem Studium bist. Übrigens habe ich heute von Embden einen Glückwunsch wegen der Schrift erhalten, in welchem er sich sehr anerkennend über die Arbeit äußert. Ich hoffe, daß du bei den praktischen Arbeiten, die dich jetzt beschäftigen, deine wissenschaftlichen Studien nicht zu sehr in den Hintergrund

treten lässest. Ich habe es dir, glaube ich, schon mehrmals gesagt, daß nach meiner Überzeugung für den Mediziner heute sehr viel darauf ankommt, daß er wirklich wissenschaftlich gründlich gebildet ist und Bedeutendes leistet. Die bloßen Praktiker, die nach bestandenem Examen schleunigst ihr Brot verdienen müssen, kommen ja zuweilen auch rasch vorwärts, aber die Konkurrenz ist so groß, daß das immer nur in Ausnahmefällen zutrifft. Außerordentlich überlegen ist ihnen immer derjenige, der — bei gleicher natürlicher Begabung — Zeit und Gelegenheit gehabt hat, nicht nur das Notwendige, sondern mehr zu lernen und sich wenigstens in einem bestimmten Fache wissenschaftlich zu vertiefen. Das möchte ich dir bieten. Deshalb habe ich meine Zweifel, ob es richtig ist, daß du die ganze Studienzeit in Straßburg bleibst. Ich tröste mich damit, daß du in Bethe eine treffliche Anregung für deine Studien hast und daß du nach bestandenem Examen um so ruhiger noch anderswo wirst studieren können.

Daß wir uns sehr an Berckemeyers freuen, brauche ich dir nicht zu sagen. Für die Eltern gibt es nichts Schöneres, als ihre Kinder in harmonischer Ehe ein glückliches Familienleben führen zu sehen. Glücklicherweise können wir bei unsern vier verheirateten Töchtern diese Freude haben. So verschieden die Charaktere der Frauen wie ihrer Männer sind, bei allen können wir der Zukunft ruhig entgegensehen, denn sie werden in Freud und Leid treu zusammenstehen. Es ist ein eigen Ding um die Wahl des Ehegatten! Das ganze Glück des Lebens beider Teile hängt davon ab, und wie viele gehen doch so leichtsinnig hinein, als ob es nur auf ein hübsches Gesicht oder auf Geld oder dergl. ankäme. Doch das liegt dir wohl noch sehr fern, und ich weiß nicht, warum ich dir davon schreibe. Vielleicht komme ich darauf, weil John sich zu meiner großen

Freude in dieser Zeit so sehr anerkennend über Susi geäußert hat, weil sie bei seinen „parlamentarischen" (Fraktions-) Diners den Herren durch ihre Unterhaltung und ihre Liebenswürdigkeit so imponiert habe. Das scheint so wenig zu sein und macht doch so viel aus! Ein Mann, der auf seine Frau stolz ist, kommt dadurch in ein sehr gutes Verhältnis zu ihr, natürlich vorausgesetzt, daß sie Grund hat, auch ihn hochzuschätzen. Doch du kennst ja deine Mutter und weißt also, was ich meine, wenn ich von einer klugen, an Geist und Herz hochgebildeten Frau, der man unbedingtes Vertrauen auch in den schwierigsten Fragen schenken kann, als von dem größten Glück ihres Mannes spreche ...

An Georg.

18. Juni 1899.

Herzlichen Dank für deinen lieben Brief vom 15. und die offene Aussprache, die in demselben enthalten ist. Wenn ihr Kinder doch wüßtet, wieviel leichter ihr es den Eltern macht, wenn ihr vertrauensvoll und offen mitteilt, was eure Herzen bewegt, und uns Gelegenheit gebt, Freud und Leid mit euch zu teilen. Ein großer Teil der Sorgen, die uns im letzten Jahre belastet haben, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß wir an Stelle der früheren offenen Aussprache eine uns nicht verständliche Zurückhaltung in den Mitteilungen über das Wichtigste, was euch zurzeit bewegt, fanden und daher natürlich auch unsererseits das Vertrauen verloren und mit Unsicherheit in die Zukunft blickten.

Was nun dein Schreiben speziell anlangt, so traust du es mir, glaube ich, zu, daß Vorurteile bezüglich der äußeren Stellung bei mir nicht entscheidend ins Gewicht fallen, wenn ich auch als erfahrener älterer Mann weiß, wie sehr man sich

das Leben erschwert, auf wieviel Freude und Glück man verzichtet und wieviel Verdrießlichkeiten aller Art man sich auflädet, wenn man sich bei der Wahl der Gattin über die sog. Vorurteile hinwegsetzt und eine Frau heimführt, die nach ihrem bisherigen Lebensgange nicht nur in die künftige Umgebung, sondern vor allem in das eigene geistige Leben des Mannes sich schwerlich hineinzufügen vermag. Ich gebe aber bereitwilligst zu, daß es Ausnahmen gibt und daß in solchen Ausnahmefällen alles nach Wunsch geht, wenn nämlich die Frau eine so seltene Begabung des Herzens und des Geistes besitzt, daß sie dadurch alle Bedenken überwindet und alle Herzen gewinnt. In solchem Falle würden deine Eltern gewiß bereit sein, einer Schwiegertochter Haus und Herz zu öffnen, mag ihre bisherige Lebensstellung auch gewesen sein welche sie will. — Mit dir, mein lieber Georg, möchte ich aber darüber gar nicht diskutieren, wenigstens zurzeit nicht; denn bei dir liegt die Sache doch wirklich so, daß du noch viel zu jung bist, um als vernünftiger Mensch überhaupt ans Heiraten zu denken. Ich brauche dir nicht vorzurechnen — du weißt es besser als ich —, wieviel Jahre du noch brauchst, bis du in deinem selbsterwählten Berufe ein eigenes Hauswesen begründen kannst, selbst wenn wir dir das Notwendigste zum Unterhalt desselben geben würden. Kannst und darfst du ein Mädchen darauf warten lassen; darfst du selbst auf Jahre hinaus dich in solcher Weise binden? Du hast meine Sorge richtig verstanden: nach meiner Meinung kann eine solche Verpflichtung, wenn du sie übernehmen würdest, gar keine andere Folge haben, als daß du deinen berechtigten Ehrgeiz opferst, dein Studium entweder aufgibst oder schleunigst beendigst und dich sobald wie möglich an den Broterwerb machst. Das wärest du dem Mädchen schuldig! Darin würde ich aber ein Unglück für dein ganzes

Leben sehen und daher mein ernstes Bedenken gegen jeden Schritt, der eine solche Verpflichtung zur Folge haben kann. Daher kann ich auch als gewissenhafter Vater dir auf diesem Wege keine Hilfe in Aussicht stellen. Kannst du es nicht über dich gewinnen — was ich allerdings für das allein Richtige halte —, dem von dir geliebten Mädchen offen und ehrlich zu sagen, daß du deiner Jugend und deines Studiums halber gar nicht daran denken kannst, sie zu heiraten, und daß es in beider Interesse besser ist, das Verhältnis freundschaftlich zu lösen, so bin ich ganz einverstanden damit, daß du die Universität wechselst — zur Probe, wie du es in deinem Briefe darstellst. Besser wäre es, die Trennung schon jetzt auszusprechen; aber wenn dir das zu schwer wird — dann wenigstens eine örtliche Trennung, damit du, fern von dem Einfluß, den der Verkehr mit einem geliebten Mädchen selbstverständlich ausübt, dich vorläufig ganz deinen Studien widmen und dann die ehrliche Probe machen kannst, ob du wirklich nicht ohne das Mädchen glücklich werden kannst. Ich erwarte dann also deine Vorschläge für die Gestaltung deiner nächsten Zukunft. Das Semester eilt mit Riesenschritten seinem Ende entgegen, und es wird sich fragen, was du in den Ferien und im nächsten Winter am besten beginnst. Embden sprach neulich davon, daß du in den Ferien hier im Krankenhause ankommen könntest. Wenn ich irgend etwas dazutun kann, so schreibe es mir: die Herren Professoren und Oberärzte würden meinem Wunsche gewiß Gehör schenken. . . .

An Georg.

3. Juli 1899.

. . . Der ältere Hertz (Bruder von Heinrich Hertz) ist sehr krank, wird wahrscheinlich nicht besser — das ist dann schon der

dritte erwachsene Sohn, den mein Kollege H. verliert! — Neulich habe ich sehr interessante Versuche mit der drahtlosen Telegraphie in Cuxhaven gesehen, die ein Dr. Cantor, Assistent von Professor Braun in Straßburg, uns vorführte. Kennst du ihn zufällig? Er sagte ganz offen: die Sache sei noch in den Kinderschuhen; er halte sie aber für gesichert und sehr entwicklungsfähig.

An Georg.

1. August 1899.

... Heute wird Versmann beerdigt mit dem üblichen Bürgermeisterpomp. Die Teilnahme, auch des Reichs, ist sehr groß: V. war als langjähriges Mitglied des Bundesrats auch in Berlin sehr bekannt. Die nun notwendigen Wahlen machen große Schwierigkeit, auch die infolge davon eintretende Änderung in der Geschäftsverteilung im Senat...

Doch ich muß mich in den Ornat stecken...

An Carl.

19. Oktober 1899.

... Gestern ist unser Kaiserbesuch glücklich vonstatten gegangen. Für mich war der Tag sehr interessant. Beim Frühstück — beim Grafen Metternich — im kleinen Kreise und beim Festmahl im Rathause saß ich neben dem Kaiser; außerdem fuhr ich mit ihm im offenen Wagen durch die Stadt und in seinem „Verkehrsboot“ über die Elbe, so daß ich viel von ihm sah und hörte. Er war in bester Stimmung und sehr freundlich. Bei Tische hielt er eine große politische Rede, die du unzweifelhaft in allen Zeitungen finden wirst. Der Stapellauf machte sich, trotz des nebligen Wetters, groß-

artig. Das kolossale Schiff und die Masse von Menschen, die den ganzen Werftplatz — z. T. auf Tribünen — umgab, machten einen imposanten Eindruck. Auf Wunsch des Kaisers mußte ich die Taufrede halten, und wurde der Name des Schiffes streng geheimgehalten. Man glaubte allgemein, daß der Name mit dem 18. Oktober (Leipzig oder Kaiser Friedrich) zusammenhängen würde, und es war eine gelungene Überraschung, als plötzlich Karl der Große zum Vorschein kam. Mama war mit allen hier anwesenden Kindern und Schwiegersöhnen zugegen, und ich glaube, sie haben alle Freude davon gehabt. — Nächstens werden uns nun Georg und Tilli verlassen, dann werden wir es recht einsam im Hause haben. Daß wir Tante Julchen neulich an Bord ihres Dampfers geleitet haben, hast du wohl schon gehört. Sie war sehr bewegt bei dem Abschiede, und Mama war am Tage darauf mit ihrem Magen in Unordnung, ob wegen der Rüstung oder wegen des Champagners, den wir auf dem Schiffe getrunken hatten, blieb unaufgeklärt. Die kleine Tante hatte sich in Deutschland sehr glücklich gefühlt, und es wurde ihr nicht leicht, nach Argentinien zurückzukehren. Wenn sie aber wieder bei ihrem Manne und im eigenen Hause sein wird, wird ihr der Aufenthalt in Europa nur eine liebe Erinnerung sein.

Dein alter Freund Popert hat seine erste große Reformunternehmung ins Werk gesetzt, indem er als „ein Harvestehuder“ (aber bald bei seinem Namen genannt) im Korrespondenten gegen die Unsitte der Dankesbesuche bei Einladungen geschrieben und dadurch eine lebhafte Fehde hervorgerufen hat. Ich sollte meinen, daß seine Begabung und Gelehrsamkeit einer bedeutenderen Sache würdig seien; aber vielleicht fängt er nur mit Kleinem an, um seine Kräfte zu erproben.

An Georg (Bonn).

9. November 1899.

Durch deinen heutigen Brief machst du uns große Freude. Wir wünschen ja nichts mehr, als in möglichst vertraulicher Weise mit unsern auswärtigen Kindern in Verkehr zu bleiben und so mit ihnen fortzuleben. Das einzige, was mich bei deinen Nachrichten aus Bonn etwas beunruhigt, ist, daß du außer deinem Freunde K. gar keinen Umgang mit jüngeren Leuten zu haben scheinst. Das wirst du auf die Dauer nicht aushalten können. Vielleicht finden sich aber unter den älteren Medizinern dir sympathische Leute, mit denen du einen anregenden Verkehr in den Mußestunden pflegen kannst. Jetzt ist das Wetter noch so, daß du Touren machen kannst: das wird aber auch am schönen Rheine bald aufhören! Daß du die schöne Umgegend noch genossen hast, freut mich sehr. Ich kenne Bonn nur sehr wenig, aber Rolandseck und das Siebengebirge habe ich wiederholt besucht und die Rheinfahrt im Dampfer immer sehr genossen. Mein Vater, der 1826 als Fuchs nach Bonn ging, erzählte noch in seinem Alter mit Vergnügen von den schönen Tagen, die er dort verlebte. Sollte es dir mit dem Studentenverkehr nicht recht glücken, so würde ich jede Gelegenheit benutzen, um in Familien Umgang zu finden. Ein einsames Wegsitzen ist auch bei ernster und anhaltender Arbeit nicht wünschenswert, und du bist sicherlich nicht zum Einsiedler veranlagt . . .

An Georg.

23. November 1899.

. . . Daß du zuviel Geld bekommen hast, ist ein Ereignis, das mir bei meinen studierenden Söhnen noch nicht vorgekommen war. Es ist ja nicht gerade notwendig, daß du den

Monatswechsel im Laufe des Monats konsumierst; wenn du im nächsten Monat etwas übrig hast, so ist das kein Unglück. Übrigens will ich dir zu deiner Beruhigung beifolgend eine noch unbezahlte Rechnung senden, die du wohl, wenn sie in Ordnung ist, bezahlst. Friseur Lampe hat mir, beiläufig bemerkt, auch eine kleine Rechnung präsentiert, die du dicht vor deiner Abreise bei ihm kontrahiert hast. —

Daß es dir mit deinen Studien andauernd gut gefällt in Bonn, freut mich sehr. Nicht so einverstanden bin ich mit deinen Bemerkungen über den Verkehr mit jungen Leuten. Daß sie dir meist wenig sympathisch sind, liegt gewiß nicht daran, daß es heutzutage weniger nette junge Männer gibt als in früheren Zeiten. Ich fürchte, du bist etwas verwöhnt in dieser Beziehung: du hast bisher den großen Vorteil gehabt, im Verkehr mit älteren, geistig sehr angeregten Freunden, die dir von Anfang an mit großer Liebe entgegenkamen, einen Umgang zu finden, der dir sehr vieles bot, ohne daß du dich sehr zu bemühen brauchtest. Das kann man natürlich nicht immer haben im Leben! Wenn man, wie es jetzt bei dir der Fall ist, in eine neue, fremde Umgebung eintritt, muß man sich den Platz in derselben erobern; es gilt also, vor allem selbst den anderen etwas zu bieten, ehe man erwarten kann, daß sie uns mit offenen Armen aufnehmen. Ich bin überzeugt, wenn du dich bemühst, andere dadurch für dich zu interessieren, daß du in liebenswürdiger Weise dich ihnen mitteilst, und wenn du gleichzeitig dich über Äußerlichkeiten bei ihnen, die dir zuerst nicht gefallen, hinwegsetzest und die besten Seiten zu finden trachtest, so wirst du sehr bald merken, daß es auch jetzt und in deiner Nähe viele junge Leute gibt, mit denen Umgang zu pflegen erfreulich und nützlich ist. —

An Carl.

4. Dezember 1899.

Auf deinen lieben ausführlichen Brief vom 17. November wollte ich dir schon lange antworten. Es war aber eine schlimme Zeit: bei viel Arbeit sehr viele Gesellschaften, die mich physisch ziemlich mitnehmen, mich müde machen. In den nächsten Wochen ist es nun stiller; eine Brautgesellschaft, die wir für Lili in nächster Woche geben, ist ganz erfreulich.

Heute war Mama auf der Trauung von B. S. Mama hat dir gewiß von der Geschichte erzählt, die alle, namentlich die Damen, sehr aufregt. Sie machen eine Hochzeitsreise; dann liefert er sie hier wieder ab und reist allein nach Manila zurück, weil Vater S. seiner Tochter nicht erlauben will, ihn nach M. zu begleiten (wegen angeblicher Kriegsgefahr!). Es ist eine sonderbare Sache: m. E. gab es nur zwei vernünftige Wege, entweder der Tochter die Verlobung oder doch Heirat zu verbieten, solange der Bräutigam in M. und daselbst Krieg ist, oder sie in Gottes Namen mit ihrem Manne Glück und Leid teilen zu lassen. —

... Was du mir von deinen Zukunftsplänen schreibst, interessiert mich sehr. Ich bin ganz deiner Meinung, daß es eine schöne Aufgabe für einen tüchtigen Mann sein kann, durch Wort und Schrift in unabhängiger Weise für die Belehrung und geistige Förderung weiterer Kreise zu wirken — als Schriftsteller, Redakteur oder durch Vorträge. Ich schätze z. B. Lichtwarks Tätigkeit auf seinem speziellen Gebiete sehr hoch (hast du seine neuesten Schriften über den alten Hamburger Meister und über Oldach gelesen?) — aber es ist sehr schwer, eine Stellung zu finden, welche es möglich macht, eine solche Wirksamkeit zu entfalten. Lichtwark wäre nichts, wenn er nicht Direktor der Kunsthalle wäre: das ist die feste Basis, von

der er bei all seinen Arbeiten ausgegangen ist und die denselben einerseits das Publikum, andrerseits die praktische Nutzanwendung verschafft. Die Entwicklung des Vorlesungswesens hier in Hamburg möchte ich keineswegs geringschätzen; es ist viel Modesache dabei; viele gehen hin, die ebensogut zu Hause blieben; aber das vorhandene Bildungsbedürfnis leugne ich durchaus nicht. Sehr erfreulich macht sich die im Herbst mit bescheidenen Mitteln begründete Bücherhalle. In zwei Monaten haben 20 000 Menschen in der Halle gelesen und sind 10 000 Bücher ausgeliehen. Eine Erweiterung des Unternehmens bezw. die Eröffnung von Filialen wird geplant und nächstens das nötige Geld gesammelt. Das ist m. E. noch nützlicher als die Vorlesungen: einmal ist es ein anderes Publikum, dem der Lehrstoff nicht so bequem in jeder Form zugänglich gemacht wird, und sodann hat in der Regel ein Leser, der ein Buch aufmerksam durchliest, doch mehr davon als der bloße Zuhörer in öffentlichen Vorträgen. — Heute erhielt ich von Janssen seine Weihnachtsanzeige. Hast du die kleine Schrift vom Amtsrichter Schiefler gelesen „Hamburgs Kulturaufgaben“? Es ist viel Gutes darin . . .

An Georg. 7./8. Dezember 1899.

Eine halbe Stunde, die ich im Rathause übrig habe, ehe ich in eine Kommissionssitzung gehe, kann ich nicht besser benutzen, als indem ich dir einmal wieder Grüße sende . . . Die Bürgerschaft hat in ihrer letzten Sitzung die Medizinalordnung angenommen, freilich mit manchen Änderungen; ich glaube aber doch, daß das Gesetz nun glatt zustande kommen wird. Die Sache hat in der Bürgerschaft viel Schwierigkeiten gemacht, da allerhand törichte Anträge gestellt wurden. Man wollte alle Beamten aus dem Kollegium (der Behörde) ausschließen,

den Physicis die ärztliche Praxis verbieten, die Revision der Irrenanstalten in die Hände von Laien legen usw. Es sind in der Bürgerschaft leider viel ungebildete und wenig urteilsfähige Elemente; in der Regel fallen aber schließlich die Beschlüsse doch einigermaßen verständig aus. Nur muß vorher tüchtig geschrien und gescholten werden.

Gestern wurde ich gestört. So kann ich heute auf deinen Brief an Mama antworten, den wir an unserem kleinen Frühstückstisch (nur Mama, Franz und ich!) erhielten. Ich nehme schon seit einigen Wochen wieder Jod auf Dr. S.s Rat. Daß es mir besonders nützt, kann ich schon aus dem Grunde nicht sagen, weil ich mich vor Beginn der Kur sehr wohl befand. Das tue ich jetzt auch, wenigstens immer dann, wenn ich keine Herrendiners mit Zigarreneinräucherung mitmachen muß. Nach solchen Diners habe ich regelmäßig eine unruhige Nacht und bin dann am folgenden Tage müde. Glücklicherweise kommt das aber nicht sehr oft vor, da ich jede Gelegenheit benutze, um abzusagen. Übrigens trinke ich auch bei großen Diners fast nur Wein und Wasser gemischt — der Wein ist also unschuldig ...

An Georg.

17. Januar 1900.

... Gestern waren wir zu Tische bei Oberst v. Falkenhayn, dem Generalstabschef des IX. Armeekorps. Es sind sehr angenehme Leute; die Frau war als junges Mädchen mit ihrem Bruder in Japan und hat viele Kunstsachen, alte Bronzen, Teppiche usw. mitgebracht. Später ist sie einige Zeit Hofdame gewesen, während er Gouverneur der kaiserlichen Prinzen gewesen ist. Sie haben also vieles und viele Menschen gesehen und sind beide über den Durchschnitt begabt und unterrichtet. Wir haben uns sehr gut unterhalten. Heute wollen wir die

neue Oper „Fedora“ hören, die hier sehr gefällt. Ich habe in diesem Jahre bedeutend weniger zu tun, was mir bis jetzt ganz gut behagt. Das währt aber nur solange, bis ich irgendeine größere Arbeit finde, die mich so in Anspruch nimmt, daß ich jede freie Stunde darauf verwende. Von großem Interesse sind die Arbeiten für die Sanierung bestimmter Stadtteile, zunächst der südlichen Neustadt, die, abgesehen von sonstigen Ursachen (mangelhafte Bebauung mit schlecht belichteten und belüfteten, übervölkerten Wohnungen usw.) auch wegen ihrer tiefen Lage und der dadurch bedingten Hochwassernot ungesund sein soll. Die Sanierung besteht natürlich nicht nur aus der Beseitigung ungesunder, sondern auch aus der gleichzeitigen Beschaffung gesunder Wohnungen, denn sonst bewirkt man durch den Abbruch der alten Häuser nur, daß die vertriebenen Bewohner in die nächstbelegenen stehenbleibenden Häuserquartiere sich eindrängen und daß dort die Übervölkerung so viel schlimmer wird. Gerade dieser zweite Teil der Sanierungsarbeiten bietet aber die größten Schwierigkeiten, vor allem, weil die Masse der Grundeigentümer (die „Hausagrarier“) zwar sehr für den Abbruch, aber ebensosehr gegen den Neubau kleiner Wohnungen eingenommen ist. Es kommen in dieser Beziehung bei den kommissarischen Verhandlungen, denen ich vorsitze, sehr komische Dinge zutage, da die Herren sich genieren, ihre Interessenpolitik klar hervortreten zu lassen und deshalb allerhand wunderliche Argumente vorschützen. Es ist ganz so wie im Reichstage bei manchen Verhandlungen! . . .

An Georg.

17. Juli 1900.

. . . Heute kann ich, da ich noch immer nicht ausgehen darf, etwas mit dir plaudern . . . In den letzten Tagen

hatten wir eine gewaltige Hitze, seit gestern abend gewittert es. Ich lese und schreibe viel, erledige die Geschäfte, die mir ins Haus gebracht werden, habe einzelne Konferenzen; die Ferien haben aber begonnen und es ist im allgemeinen wenig zu tun. Von Tilli hatten wir sehr vergnügte Briefe aus Holland, Carl ist in Wien und Franz selig mit Familie Hoppe im Ostseebade. Lulu schreibt amüsante Briefe aus Norwegen — mit Ausnahme von Susi und Mimi ist unsere ganze Kinderschar abwesend. Semlers wollen nächstens auch fort, nach Oberammergau und dem Eibsee, wo sie im vorigen Jahre so gern gewesen sind. Sie wollen die beiden ältesten Töchter mitnehmen, sind sich aber noch unklar darüber, ob dieselben das Passionsspiel sehen sollen. Mama ist sehr dagegen und meint, es würde Lieschen zu sehr aufregen. — Daß Arthur nach China kommandiert ist, hast du wohl schon gehört. Für Tante Olga ist es recht schwer. Daß er sich gemeldet hat, finde ich sehr begreiflich; das Herumsitzen in Schleswig muß auf die Dauer unerträglich sein. Hat er in China Gelegenheit sich auszuzeichnen und kommt er gesund zurück, so kann das für seine Zukunft sehr wichtig sein. Zurzeit ist es noch ganz unabsehbar, was aus der chinesischen Geschichte wird. Die Chinesen haben offenbar seit dem Kriege mit Japan viel gelernt und sind vor allem besser bewaffnet. Trotzdem werden sie einer genügend zahlreichen Armee der europäischen Mächte nicht lange widerstehen können: aber wie schwer ist es, eine Armee nach China zu schicken! . . .

. . . Ich lese jetzt einen Band von Lichtwarks Reisebriefen. Von all seinen geschäftlichen Reisen, auf denen er Ausstellungen besucht, bei Auktionen bietet, einzelne Künstler oder Bilder kennen lernt usw., schreibt er an die Kunsthallenverwaltung eine Art Tagebuch. Der Inhalt ist z. T. nicht zu veröffentlichen;

die Briefe werden daher nur als Manuskript gedruckt, sind aber um so interessanter. L. ist ein sehr vielseitig gebildeter Mensch, der über alles, was er sieht, in origineller Weise schreibt. Man kann sehr viel aus den Briefen lernen. Ich bin neugierig, ob Carl uns aus seinem Reisetagebuch etwas mitteilen wird. Ich bin überzeugt, daß er aus den literarischen Kreisen auch viel Interessantes mitbringt. Wie es wohl mit der Wochenschrift gehen wird? Sowohl bei Carl wie bei André kann ich mir noch kein rechtes Bild von ihrer zukünftigen Tätigkeit machen . . .

An Georg.

30. Juli 1900.

Schon lange hätte ich dir geschrieben und für deine lieben Briefe gedankt, wenn ich nicht die ganze letzte Woche im Bette zugebracht hätte. Auch heute liege ich noch, und die unregelmäßige Schrift kommt von der unruhigen Beweglichkeit des kleinen Tisches, an dem ich schreibe. — Vor allem also nochmals herzlichen Glückwunsch zu der Beendigung deines Universitätsstudiums. Also Mittwoch ist der große Tag, an dem dich der Doktorhut bekrönen wird! Möge deine fernere Laufbahn in Wissenschaft und Praxis den Hoffnungen entsprechen, zu denen deine Lernzeit als Student uns berechtigt . . . Morgen darf ich zuerst wieder etwas aufstehen. Es ist eine langweilige Geschichte. Nach allen mehr oder minder ungewöhnlichen Vorspielen war es doch nur ordinäres Podagra.

An Georg.

10. November 1900.

. . . In der letzten Nummer des „Lotsen“ ist ein hübscher Artikel von Embden über Gotthard Bülau, der dich gewiß

interessieren wird. Mir fällt dabei auf, wie geneigt die Jugend ist, bei abfälliger Beurteilung der Gegenwart die früheren Zeiten in goldigem Glanze zu sehen, während die ältere Generation, die diese früheren Zeiten durchlebt hat, durchdrungen davon ist, wieviel besser es geworden ist! ...

... Vor ein paar Tagen hielt Stöcker hier eine Rede im Verein zur Hebung der Sittlichkeit, zu der auch der Goethebund eingeladen war. Es soll recht lebhaft und hitzig diskutiert worden sein, natürlich ohne positives Resultat ...

... Zum Frühstück war heute ein junger Spanier aus Trinidad bei uns, den Adolfito uns empfohlen hatte, ein netter junger Mann, der gut englisch sprach und hier jetzt deutsch lernen soll. Wie mag es dir mit den fremden Sprachen gehen? Übe dich so viel wie möglich. Es kann dir später sehr von Nutzen sein, wenn du englisch und französisch sprechen kannst ...

An Georg.

3. Dezember 1900.

... Du wirst von Mama gehört haben, daß ich wieder acht Tage zu Hause gelegen habe. Gleich nach der Rückkehr von Berlin stellten sich dieselben starken Anschwellungen am Fuße ein, die mich diesen Sommer geplagt hatten ... Die Anschwellungen schreibt Simmonds nicht sowohl der Gicht als einer mangelhaften Blutzirkulation zu. Daher soll ich wenig gehen und stehen. Tatsache ist, daß Fuß und Bein morgens weniger geschwollen sind als abends. Heute fahre ich zuerst wieder in den Senat und hoffe, daß es mir gut bekommt. Es ist langweilig, wenn man sonst ganz wohl ist, zu Hause sitzen und das Bein auflegen zu müssen. Solange die Geschichte nicht zu oft kommt, bzw. zu lange währt und deshalb mit den Pflichten des Amtes nicht kollidiert, läßt es sich leicht tragen.

Ich muß aber an den Fall denken, daß es anders wird; ein anhaltend kränkelnder, nur halb leistungsfähiger Senator möchte ich nicht sein! Hoffentlich kommt es in den nächsten Jahren noch nicht so weit. Ich möchte gern noch einige Zeit arbeiten.

Daß es bei Resis Taufe sehr nett war, hast du wohl gehört. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mir die im Bau begriffene Berliner Hochbahn (elektrisch) anzusehen, die mich sehr interessierte, da wir wegen ähnlicher Anlagen verhandeln. Dann war ich ein paar Stunden im Reichstag, hörte zwar nichts Besonderes, aber nahm doch den Eindruck des neuen Hauses, in dem ich noch nicht gewesen war, und der eigentümlichen Versammlung mit. Die letztere unterscheidet sich doch sehr von den Reichstagen vor 10 bis 20 Jahren — die Menge von Klerikalen und Sozialisten tritt sehr in den Vordergrund ...

An Georg (Ägypten).

27. Januar 1901.

... Unter Berücksichtigung des Erlöses, den du von deinem Rosse zu erzielen hoffst, dürfte der jetzt eröffnete Kredit für den Rest deines dortigen Aufenthalts einschließlich der Reise nach Oberägypten und für die Rückreise genügen. Sollte ich mich darin irren, so schreibe mir rechtzeitig, damit ich dir eventuell nochmals Geld schicken kann. Ich möchte jedenfalls, daß du die Fahrt nach Assuan usw. machst; wenn es mit den Schiffsarztplänen nichts wird, so richte dir die Reise so vernünftig wie möglich ein, damit du die wichtigsten Sehenswürdigkeiten zu sehen bekommst. Es wird dir schwerlich zum zweitenmal die Gelegenheit geboten.

... Uns hat ein eigentümlicher Fall viel zu schaffen gemacht; ein Frachtdampfer, der Smyrna und eine Reihe anderer

Mittelmeerhäfen besucht hatte, ist hier mit pestkranken Ratten angekommen. Die Menschen sind alle gesund geblieben; nach der heute herrschenden Theorie liegt aber die Gefahr vor, daß die Ratten teils direkt, teils durch die von ihnen infizierte Ladung des Schiffs die Pest verbreiten können. Es sind daher ganz unglaubliche Vorsichtsmaßregeln ergriffen, die sehr viel Geld kosten werden. Ich frage, ob nicht in vielen Fällen kranke Ratten mit Schiffen hier angekommen sein werden, ohne daß irgend jemand Notiz davon genommen hat, und es haben sich keine schlimmen Folgen eingestellt! Es ist die alte Geschichte: mit der zunehmenden Erkenntnis wird das Leben immer schwieriger und komplizierter. Deshalb wollen wir aber selbstverständlich der Erkenntnis nicht wehren! ...

An Georg (Frankfurt a. M.).

29. Oktober 1902.

... Mama ist mit Clara ins Theater gegangen; ich mußte in die Bürgerschaft, um dem Trauerakt für den verstorbenen Präsidenten beizuwohnen ... Hinrichsens Tod vor acht Tagen hat auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck gemacht. Onkel Rudolf war noch am folgenden Morgen sehr bewegt. Dr. Sänger soll Hinrichsen schon vor fünf Jahren für einen Todeskandidaten erklärt und ihn wiederholt aufgefordert haben, jede anstrengende und aufregende Tätigkeit, insbesondere in der Bürgerschaft, aufzugeben. Ich begreife vollkommen, daß H. darauf nicht gehört hat: es ist doch viel schöner, mitten in der Tätigkeit zu sterben, als ein untätiges, kümmerliches Dasein zu führen, nur um etwas länger zu leben! —

... Mama war ein paar Tage durch eine starke Erkältung an das Bett gefesselt: daß sie wieder besser ist, beweist ihr heutiger Theaterbesuch. Die Parlaghi ist jetzt wieder hier, um

Mama zu malen. Ich würde mich sehr freuen, wenn das Bild recht gut würde. Mama selbst glaubt nicht daran ...

... Gestern las Fr. Huch bei Cassirer einem auserwählten Publikum (mehr Damen als Herren, viel mehr Juden als Christen) zuerst eine Anzahl Träume (für mich unverständliches Zeug!) und dann ein paar Kapitel aus seinem neuen Roman vor, der nächstens erscheint. Die Sprache ist schön, sehr poetisch, erinnert etwas an Wilhelm Meister oder die Wahlverwandtschaften; der ganze Roman ist nichts weniger als realistisch, viel eher phantastisch. Ich werde ihn jedenfalls lesen. Den „Peter Michel" mag ich nicht, aber ich verkenne nicht, daß ein starkes Talent in dem Verfasser arbeitet. —

An Mimi.

24. August 1903.

Herzlichen Dank für deinen lieben Brief und eure Glückwünsche zu meinem Geburtstage, den wir sehr froh verlebt haben. Morgens war das übliche Ständchen der 76er. Der Kapellmeister überreichte mir den von ihm für Klavier bearbeiteten Störtebeckermarsch, eine Benutzung althanseatischer Melodien, für die sich der Kaiser bei seinem Aufenthalt hierselbst sehr interessierte. Unser Haus und Garten wimmelte während der Musik von Kindern. Susi war mit fünfen schon vor unserem ersten Frühstück erschienen: sie sangen dreistimmig, sehr hübsch, sagten Verse auf usw. Dann kamen Sievekings und Tante Klara mit euren Kindern. Georg deklamierte Heinrich den Löwen ... Gottlob! waren alle Kinder gesund und wohl ... Bei Tische hielt Carl eine sehr hübsche, warme Ansprache, und es wurde kräftig gesungen ... Von John traf ein Telegramm ein vom Eibsee, in dem er mitteilte, daß er zwei große Hechte gefangen habe ...

... Gestern war Mama mit euren Kindern im Zoologischen Garten bei den Aschantis, deren sog. Gesang aber Esther nicht mochte. Ich kann es ihr nicht verdenken! Ich teile überhaupt die Leidenschaft für solche wilden Völkerausstellungen nicht. Mama will heute noch einmal mit Franz hin! —

Am Sedantage fahre ich nach Lübeck, um der Enthüllung des dortigen Bismarckdenkmals beizuwohnen. Die Lübecker sind schneller fertig geworden als wir. Aber sie haben auch ihre Ansprüche nicht so hoch gespannt! Bei uns soll immer alles besonders groß, schön, kostspielig werden! Dabei muß ich gestehen, daß, je öfter ich es betrachte, unser großes Kaisermonument mir immer weniger gefällt! Weniger wäre auch in diesem Falle mehr gewesen ...

An Georg. 22. Oktober 1903.

Erst heute komme ich dazu, dir für deine neueste Abhandlung zu danken. Daß ich über den Inhalt derselben etwas sage, wirst du nicht erwarten. Warum braucht ihr aber so viel Fremdwörter, und noch dazu Wörter, die man auch dann zum Teil nicht versteht, wenn man Latein und Griechisch noch nicht wieder vergessen hat? Einem jungen Dozenten in spe würde ich freilich nicht raten, schon jetzt von der hergebrachten Schreibweise abzuweichen. Aber ein anerkannter Gelehrter sollte einmal das Beispiel geben, daß auch die Mediziner ein verständliches Deutsch schreiben können. Mein alter Lehrer Briegleb sagte uns in seinem Praktikum: glauben Sie nicht, daß Sie Juristendeutsch schreiben müssen; schreiben Sie wie Herr von Goethe und Herr von Savigny geschrieben haben! Aber die Hauptsache ist die Form freilich nicht, und ich wünsche von Herzen, daß deine Abhandlung ihres Inhalts wegen bei Sachkundigen viel Beifall finden möge! ...

... Vielleicht hast du von Mama gehört, daß ich vier Tage in Berlin gewesen bin. Es war eine interessante und recht arbeitsame Zeit: jeden Vormittag drei bis vier Stunden Sitzung und dann die Ausarbeitung eines ausführlichen Berichts, der in triplo ausgefertigt meinen hohen Auftraggebern — den drei Senaten — zugeschickt wurde. Das war nämlich das Neue und für uns Wertvolle bei der Sache, daß Lübeck und Bremen sich zum erstenmal entschlossen hatten, sich bei dieser Gelegenheit durch Hamburg vertreten zu lassen. Der Reichskanzler wollte nämlich nur ein kleineres Kollegium, also nur Vertreter der größeren Bundesstaaten und einen Hanseaten, zu den finanziellen Vorberatungen zuziehen. Der Reichskanzler eröffnete die Sitzungen selbst mit der Verlesung einer kurzen, die Bedeutung der Reichsfinanzreform betonenden Ansprache. Dann hielt der neue Reichsschatzsekretär einen längeren einleitenden Vortrag, und der Reichskanzler entfernte sich, nachdem er höflichkeitshalber noch einige Bemerkungen des bayrischen Vertreters angehört hatte. Abgesehen davon, daß die verschiedenen anwesenden Minister recht interessante Reden hielten, war es sehr amüsant, die deutschen Dialekte zu verfolgen, wenn Bayern, Baden, Württemberg, Mecklenburg, Sachsen nacheinander zu Worte kamen. Am Dienstag waren wir zu einem großen Diner beim Reichskanzler geladen. Das alte Kanzlerpalais ist von der Gräfin Bülow in den Wohn- und Empfangsräumen sehr geschmackvoll dekoriert. Sie ist eine elegante und sehr gesprächige Dame; er war ein vollendet liebenswürdiger Wirt. Damit aber noch nicht genug der Feste: zu morgen abend sind alle Teilnehmer der Konferenz vom Kaiser nach Potsdam zur Abendtafel geladen. Ich habe es vorgezogen, gestern nach beendeter Arbeit hierher zurückzukehren und morgen nochmals nach Berlin zu fahren; was sollte

ich zwei Tage in Berlin anfangen ohne Weib und Kind? Hier habe ich denn auch allerhand Arbeit gefunden. Für ein Souper acht Stunden Eisenbahnfahrt ist allerdings teuer erkauft; aber es ist doch eine hübsche Erinnerung und — was die Hauptsache ist — die Senate legen Wert darauf, daß ihr Vertreter bei solcher Gelegenheit nicht fehlt.

Augenblicklich — es ist 10 Uhr abends — wird unten von 90 Herren und Damen unter Bieber's Leitung kräftig gesungen. Es ist die Hauptprobe zu einem Konzert für das Eilbecker Gemeindehaus, für das Mama sich hat begeistern müssen.

An Georg.

5. November 1903.

... Ich bin in der letzten Woche wieder einmal sehr in Anspruch genommen gewesen. Zu den regelmäßigen Arbeiten kam eine Sitzung des Kirchenvorstands wegen der Neubesetzung der Weymannschen Pfarrstelle, eine Sitzung der Bürgerschaft, in der ich das Budget für 1904 vorlegte, dann ein Festmahl in Altona mit Waldersee, ein Jahresfest des Kameradschaftsbundes der 76er usw. Was die Pastorenwahl anbelangt, so ist der von dir nicht gerade empfohlene Herr C. auf den Aufsatz gebracht, da er als Prediger usw. warm empfohlen wurde. Ob er gewählt wird, ist ganz unsicher, da sehr tüchtige Konkurrenten vorhanden sind, u. a. Pastor S., der dir von Carls Trauung her erinnerlich sein wird. Übrigens mußt du, was C. betrifft, nicht vergessen, daß alle Geistlichen positiver Richtung, d. h. die auf dem altkirchlichen Boden stehen, in weiten Kreisen der Bevölkerung als einseitig und intolerant bezeichnet werden. Sie sind es auch in gewissem Sinne, insofern ihnen die Würdigung entgegenstehender Anschauungen schwer, oft unmöglich ist.

Es liegt das aber nicht sowohl in ihrer Persönlichkeit, als vielmehr in dem tiefen Riß, der augenblicklich die ganze Weltanschauung der kirchlichen von den unkirchlichen Kreisen trennt. Die Sache liegt ungefähr so wie mit den Sozialdemokraten: man versteht sich nicht mehr, und dadurch wird man ungerecht gegen die anderen. Wie wir die Hoffnung nicht aufgeben dürfen, daß schließlich eine Verständigung auf dem sozialpolitischen Gebiete erzielt werden wird — wenn auch vielleicht erst nach schweren Krisen und mit Verlust vieler Einrichtungen und Anschauungen, an denen wir und unsere Vorfahren seit Jahrhunderten als an unabänderlichen Dingen festgehalten haben — so müssen wir auch hoffen, daß auf religiösem Gebiete dereinst wieder eine die große Masse des Volks umfassende Einigung erzielt werden wird. Wie das möglich sein wird, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht durch eine Reformation, bei der allerdings viel radikaler in alle auf kirchlicher Tradition beruhenden Anschauungen eingegriffen werden müßte, als dies zu Luthers Zeiten notwendig und möglich war. Als ich im vorigen Winter das Chamberlainsche Werk über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts las, trat mir gerade dieser Punkt — die Notwendigkeit einer Einigung auf religiösem Gebiet, als Grundlage für die Kulturaufgaben der Nation — sehr lebhaft entgegen ...

... Deine Mitteilungen über den Wiener Krebsforscher haben mich sehr interessiert. Ich hatte den Artikel in „Nord und Süd" gelesen, und der mußte auf jeden Leser einen gewaltigen Eindruck machen. Wenn aber freilich die berichteten Tatsachen nicht wahr sind! Das Komitee des Vereins für Krebsforschung (Leyden usw.) hat sich u. a. auch an den Senat mit der Bitte um finanzielle Unterstützung gewandt. Ich denke, wir werden der Bitte entsprechen ...

An Georg.

26. Januar 1904.

Eine zufällig freigewordene Stunde zwischen zwei Sitzungen im Rathause benutze ich, um dir für deinen letzten Brief zu danken. Ich bin in den letzten Wochen wenig zum Schreiben gekommen, da ich ungewöhnlich stark in Anspruch genommen war. Unsere „Stadt- und Vorortsbahn“ wird in der Bürgerschaft behandelt, und ich habe schon an verschiedenen Sitzungen als Senatskommissar teilnehmen müssen. Dadurch werden natürlich nicht nur die Abende (gestern bis 11½ Uhr) beansprucht, sondern auch viele Konferenzen, Vorstudien usw. notwendig. Außerdem ist die Gesellschaftszeit in vollem Gange und jede Woche bringt wenigstens ein paar große Diners mit sich. Da muß man sich einrichten, daß man mit den laufenden Geschäften so gut wie möglich fertig wird. Mit der Frühjahrsreise, von der du in deinem Briefe sprichst, wird es für mich wohl nichts werden. Wenn ich, wie ich hoffe, gesund bleibe, so gehe ich nicht fort...

Deine eigenen Aussichten in Gießen sind ja, wie ich mit Bedauern aus deinem Briefe ersehe, nicht so rosig, wie wir gehofft hatten. Ich bin aber ganz deiner Meinung: daß es vor allem darauf ankommt, dir in G. eine Stellung zu machen, zuerst bei deinem Chef, dann auch in weiteren Kreisen. Dann wird sich das Weitere schon finden. Schließlich ist es ja einerlei, ob du dich sechs Monate früher oder später habilitierst. Onkel Rudolf hat neulich in Berlin seinen alten Freund Professor Orth gesprochen, der ihm von dem Auftrage erzählt hat, den er vor einiger Zeit erhielt, die verstorbene kleine hessische Prinzessin zu sezieren, die in Rußland so plötzlich am Typhus starb. Orth mußte sowohl dem russischen wie unserm Kaiser ausführlich über die Sektion Vortrag halten. Das sind Ausnahme-

fälle, bei denen auch für den Mann der Wissenschaft einmal ein großes Honorar abfällt!

An Georg (Gießen).

24. August 1904.

Herzlichen Dank für deinen Geburtstagsbrief ... Franz spielte mit zwei Jünglingen ein von ihm komponiertes Trio. Ich kann es nicht beurteilen und bin nur erstaunt, daß er überhaupt so etwas machen kann! ...

An Georg.

8. März 1905.

... Hoffentlich kommst du nun bald mit dem Druck deiner Arbeit in Ordnung, damit du im Sommersemester wirklich als Dozent fungieren kannst ...

Das Neueste, was ich dir mitzuteilen habe, ist, daß ich gestern unser Haus verkauft habe. Wir hatten schon lange daran gedacht, weil das Haus uns zu groß geworden, Mama auch mancherlei Wünsche hatte, die sich schwer erfüllen ließen, und weil ich schließlich auch die Miete, die wir hier verwohnen, unverhältnismäßig hoch finde. Als wir hier mit 8 Kindern einzogen, mit der Absicht, Bälle usw. zu geben, lag die Sache ganz anders. Jetzt sind wir allein und können uns auf das Altenteil zurückziehen. Ein so großes, teures Haus ist schwer zu verkaufen, zumal es jetzt nicht mehr neu und modern ist. Als sich daher vor kurzem ein Reflektant fand, haben wir uns bald entschlossen. Die Frage ist nun, wohin wir ziehen sollen. Wenn sich nicht in nächster Zeit ein Haus findet, das uns konveniert, so denke ich mir ein Haus bauen zu lassen. Da ich mein jetziges Haus nach meiner Wahl bis 1. Mai 1906 behalten kann, habe ich Zeit genug.

Bequemer wäre es allerdings, wenn ich ein fertiges Haus bekommen könnte; aber ich fürchte, die passenden Häuser sind nicht zu haben, und die verkauft werden sollen, passen uns nicht. Schließlich ist es ja auch gewiß ganz amüsant, selbst zu bauen. Mama hat sich schon ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht und schwärmt für eine große Veranda, elektrisches Licht und sonstige moderne Annehmlichkeiten. Jedenfalls sorge ich dafür, daß im neuen Hause Platz für unsere auswärtigen Kinder ist, die uns hoffentlich oft besuchen.

Daß ich vorige Woche in Berlin war, wirst du gehört haben. Am Sonntag abend war ich bei unserm Gesandten Dr. Klügmann mit unsern alten Freunden, Präsident Schulz und Frau. Montag morgen war die Einweihung des Doms, von der du wohl in den Zeitungen gelesen hast. Es war prachtvolles Wetter; im Sonnenschein machte sich die vornehme Gesellschaft in goldstrotzenden Uniformen, die vielen Geistlichen im Ornat, die Damen in hellen Hüten sehr hübsch. Die Musik war sehr gut, Domchor mit Posaunen usw. Leider war der den Bürgermeistern der Hansestädte angewiesene Platz zwar sehr vornehm, auf der kaiserlichen Empore, unmittelbar hinter den Majestäten, aber fürs Hören recht ungünstig. Wir verstanden von den Reden immer nur einzelne Wörter oder abgerissene Redensarten und konnten dem Gedankengange nicht folgen. Nachmittags machte ich mit dem Lübecker Kollegen eine Fahrt nach Charlottenburg, zurück mit der Untergrundbahn. Abends war Galatafel im Schloß. Der berühmte Weiße Saal machte sich prachtvoll; die Gesellschaft war sehr zahlreich; verhältnismäßig viel Zivil. Ich saß bei einem alten Bekannten, General von Plessen, der immer den Kaiser auf seinen Reisen begleitet (Chef des Haupt-

quartiers?). Nach Tische mußten wir 1½ Stunden stehen, während die Majestäten sich einzelne vorstellen ließen, hauptsächlich Geistliche. Wir hatten schon vor Tische unsere Anrede gehabt im Rittersaal mit allerhand Prinzen. Es war einmal wieder ein interessanter Tag.

Heute muß ich in die Bürgerschaft, zur Budgetberatung; das ist weniger pläsirlich!

An Georg.

28. Juni 1905.

Wenn ich dir lange nicht geschrieben und für deinen Brief und die Relation über deinen Vortrag gedankt habe, so ist der Festtrubel daran schuld, in dem ich die letzten Wochen verlebt habe. Dabei gibt es immer vielerlei zu tun, da gerade in der letzten Zeit vor den Ferien der Senat noch manche Sachen erledigen muß. In voriger Woche war ich erst in Cuxhaven zur Elbsegelregatta, wie gewöhnlich mit Festmahl und Hoch auf den anwesenden Kaiser. Dann fuhren Mama und ich nach Kiel zur „Kieler Woche". Die Tage auf der „Prinzessin Viktoria Luise" waren sehr amüsant. Mama hatte es noch nie mitgemacht. Ich segelte wieder auf unserer Jacht „Hamburg" und hatte endlich am Sonntag die Freude, daß wir den Kaiser („Meteor") glänzend besiegten. Am Dienstag in Cuxhaven hatten wir Unglück beim Start und nachher Windstille; am Freitag siegte der „Meteor" infolge eines sehr geschickten Segelmanövers — da war es in der Tat eine Freude, daß unser Schiffer am Sonntag seine ganze Tüchtigkeit zeigen konnte. Daß die „Hamburg" die Ozeanwettfahrt mitgemacht und sich dabei glänzend bewährt hat, wirst du wohl gehört haben. Am Freitag abend aß ich bei Sr. Majestät auf der „Hohenzollern". Er war in so ungewöhnlich fideler Stimmung, daß man nicht

an ernste Befürchtungen wegen des europäischen Friedens glauben sollte. Mama hatte viele gute Bekannte an Bord der „Prinzessin“ und lernte auch manche nette Leute kennen. Zu den nicht gerade „netten“, aber interessanten Leuten rechne ich Geheimrat Schweninger und seine schöne Frau (in feuerrotem Reformkleide, ihrem sog. Verführungskleide); durchaus „nett“ war dagegen der alte Admiral Hollmann, spezieller Freund von S. M., neuerdings durch den Schwarzen Adler geadelt. Doch was soll ich dir von all den Festen erzählen! Hier in Hamburg habe ich mit dem jungen Herzog von Koburg diniert und in ihm einen sehr verständigen jungen Mann kennen gelernt; in Kiel habe ich mich an zwei kaiserlichen Prinzen (Nr. 2 und 3) gefreut, frischen, natürlichen und klugen Jünglingen ...

... Was deine eigenen Zukunftspläne anbetrifft, so sehen wir der Entwicklung der Dinge mit großem Interesse entgegen. Ich weiß nur nicht, wie du dir die Möglichkeit vorstellst, einen eigenen Hausstand zu begründen. Als Praktiker gelingt es ja manchem, sich früh ein bedeutendes Einkommen zu verschaffen, aber als du die wissenschaftliche Laufbahn wähltest, hast du auf solche Chancen doch verzichtet. Nun braucht man ja kein bedeutendes Einkommen, um glücklich zu sein — aber schon ein recht bescheidener Hausstand kostet viel Geld! ...

An Georg.

19. Juli 1905.

Soeben erhielten wir deinen Brief mit der erfreulichen Nachricht. Nimm unsere herzlichsten Glückwünsche entgegen. Möge die Sache sich weiter deinen Wünschen entsprechend gestalten und für dein ganzes Leben dir zu reichem Segen gereichen. Wer selbst so glücklich ist, wie ich es nun seit 38 Jahren an der Seite deiner Mutter bin, der kann dem geliebten Sohne

nichts Besseres wünschen, als daß ihm ein gleiches Glück zuteil werden möge. Dagegen treten alle Rücksichten auf äußere Verhältnisse in den Hintergrund. Ich finde es sehr begreiflich, daß Frau R. zunächst eine nähere Bekanntschaft wünscht. Es ist für eine alleinstehende Mutter gewiß ein schwerer Entschluß, die Tochter einem fremden Manne anzuvertrauen. Es ist auch eine bessere Garantie für das spätere Leben, wenn ihr euch erst mehr miteinander eingelebt habt. Wenn dadurch die sichere Überzeugung gewonnen wird, daß ihr zusammengehört, so kommt es wenig darauf an, ob ihr etwas früher oder später heiratet. Dabei kommen dann allerdings auch die praktischen Fragen in Betracht, die du in deinem letzten Briefe an Mama besprochen hast, wie ich fürchte in etwas optimistischer Weise! — Es wäre mir sehr lieb, etwas Näheres über deine Auserwählte zu erfahren; ich überlasse es dir aber ganz, ob der Zeitpunkt dafür dir schon gekommen zu sein scheint ...

Nach einem bisher brillanten Frühlings- und Sommerwetter regnet es seit ein paar Tagen reichlich viel. Mein Hausbau schreitet gut vorwärts; Ende August soll das Dach dicht sein.

An Georg.

13. September 1905.

Mein lieber Hans-Jürgen!

Ich habe dir zwar schon schriftlich und mündlich zu deinem Entschluß Glück gewünscht; jetzt soll aber doch auch zu dem glücklichen Erfolge auf das Telegramm ein herzlicher warmer Glückwunsch folgen. Ich kann dir nichts Besseres wünschen, als daß du in deinem Ehestande so glücklich werden mögest, wie ich es geworden bin. Ich habe für sehr viel Gutes in meinem Leben zu danken, aber das Beste, das mir zuteil geworden, ist doch

— das wißt ihr Kinder alle! — daß ich eure Mutter gefunden und daß sie mir ihre Liebe geschenkt und erhalten hat. Daß ich sehr gespannt darauf bin, deine Braut kennen zu lernen, kannst du dir denken. Ich kann jetzt nicht fort von hier; meine Zeit ist so in Anspruch genommen, daß ich gegen meine Gewohnheit dies kleine Format für mein Schreiben gewählt habe. Mama wird dir schreiben, ob sie deiner Bitte folgen und hinkommen kann. Ich bin nicht ganz ohne Bedenken wegen der weiten Reise, da Mama doch recht angegriffen war. Aber Freude ist ja freilich gesund! — Grüße deine Braut und deine Frau Schwiegermutter herzlichst von mir. Genießt zusammen die köstlichen Tage, die euch jetzt beschieden sind: sie gehören zu den schönsten im Leben!

Dein alter Papa.

An Georg.

19. November 1905.

Zunächst besten Dank für deine neuesten Publikationen, die du mir geschickt hast. Sodann danke ich Tido für das allerliebste Bild, das vor mir auf dem Schreibtisch steht. Ich hätte schon längst geschrieben, wenn ich in dieser Zeit nicht mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen wäre. Ich muß fortwährend in der Bürgerschaft sein, lange langweilige Abendsitzungen absitzen, um endlich die große Vorortsbahnvorlage zum Abschluß zu bringen. Ob das gelingt, ist noch nicht sicher. Es will zwar jedermann die Bahn haben und über die großen Kosten kommt man wohl hinweg, aber der eine will die Uhlenhorst, der andere Eilbeck, der dritte Eimsbüttel und der vierte Eppendorf besser bedacht haben, und was dabei schließlich herauskommt? Jede Woche Verzögerung bringt wieder neue Anträge. Freilich wird die Bürgerschaft aber auch immer müder und unlustiger. Als

dann der Präsident in voriger Woche eine Extrasitzung ansetzte, um das Budget für 1906 zu beraten, mußte ich wieder als Kommissar dabei sein und eine Rede halten. Dazu kommen schon allerhand Gesellschaften und öffentliche Feste — so kannst du dir denken, daß ich nicht viel Zeit habe. Heute haben wir einen ruhigen, gemütlichen Sonntag; die Kinder essen bei uns, mit Ausnahme von Semlers, die nach Wohldorf gefahren sind. Carl ist vor einigen Tagen, nachdem er sein Probejahr durchgemacht, zum Verwaltungsassessor ernannt. Wenn jetzt eine geeignete Stelle frei wird, kann er zum Rat ernannt werden. Hoffentlich findet sich bald ein Amt für ihn ...

... Durch Embden haben wir kürzlich von euch gehört. Also es werden schon Mobilien ausgesucht? Und die Wohnung ist gefunden? Hoffentlich fällt alles nach Wunsch aus. Die kurzen Wintermonate werden schnell dahinfliegen. Wir werden wohl ungefähr gleichzeitig in die neue Wohnung einziehen. Mir steht der Umzug etwas bevor ...

An Georg.

15. Februar 1906.

Heute morgen erhielten wir deinen und Tidos Brief. Der letztere beschäftigte sich hauptsächlich mit der Toilettenfrage, und ich vermißte schmerzlich jede Mitteilung über meinen Anzug. Hoffentlich erregt es keinen Anstoß, wenn ich an beiden Tagen in Schwarz und auf der Straße im Hut erscheine? Mama bittet mich, zu bestellen, daß sie eine Friseurin (ev. auch Friseur) im Hotel zu haben wünscht. Hoffentlich gibt es solche Person in Gießen. Ich verzichte für mich auf seine Tätigkeit. Wir haben uns entschlossen, Donnerstag den 1. März mit dem Mittagsschnellzuge abzureisen, der uns um 9.11 abends nach dort bringt. Da die Eisenbahnfahrt Mama oft etwas angreift,

ist es am besten, wenn wir nach der Ankunft nichts Besonderes mehr vornehmen. Am Freitag stehe ich dann als Zeuge auf dem Standesamt zur Verfügung. Ich weiß nur nicht, wie ich mich legitimieren soll; mein Bürgerbrief ist ein merkwürdiges Dokument, dessen Wert man in G. schwerlich zu würdigen weiß. Ein Paß wird aber wohl genügen, wenn er auch schon einige Jahre alt ist. — Ob Adolf kommt, hängt natürlich vor allem von dem Resultat seines Examens ab, das nächsten Montag stattfindet. Da seine Dissertation approbiert ist, wird es wohl keine Gefahr haben ...

Unser Umzug steht nun nahe bevor. Die Kronen aus unseren Zimmern sind fort, um geändert zu werden; die Kamine sind nach dem neuen Hause gebracht; Mama hat sehr viel mit Gardinen, Portieren usw. zu tun. Alles Alte wird tunlichst konserviert und benutzt. Ich denke, das Neue wird behaglich und gut. — Ich habe jetzt unruhige Tage; nach dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, mit dem wir hier das Jubiläum unseres Kolonialvereins gefeiert haben, kommt heute das Abschiedsmahl für H. von Tschirschky. In diesem Jahre brauche ich nicht zu reden und habe es bequem; nur die Attentate auf den Magen sind bedenklich ...

... Also auf baldiges frohes Wiedersehn. Ich hoffe, daß das Hochzeitsfest ein gutes Omen für eure frohe und glückliche Ehe sein möge! ...

An Georg (Amalfi).

20. März 1906.

Heute morgen erhielten wir deine Karte aus Amalfi — die erste, mit der wir eine Angabe über eure Adresse erhielten. Bis dahin wußten wir nicht, wohin wir schreiben sollten. Ich habe dir sofort gedrahtet und diesen Brief angekündigt. —

Wir sind nun seit Freitag den 17. nach Feldbrunnenstraße Nr.50 übergesiedelt, und alles wäre gut und schön, wenn Mamas Befinden nicht leider immer noch viel zu wünschen übrigließe. Nach unserer Rückkehr von Gießen war sie zuerst besser; es kamen aber immer Rückfälle, und seit ein paar Tagen leidet Mama an Magenbeschwerden, liegt zu Bette, darf fast nichts essen und fühlt sich recht flau. Das ist ein schlechter Anfang im neuen Hause!

Die Leute haben beim Umzug das Mögliche getan; es war ein kolossaler Trubel, aber jetzt sind die meisten Zimmer in Ordnung: nur die große Halle und der Salon sehen noch etwas unordentlich aus. Das Haus macht einen sehr hellen, freundlichen Eindruck. Auf dem Nebenplatze fangen sie jetzt mit dem Bau an, und schräg gegenüber hat Stammann sich einen Platz gekauft, um sich ein Haus bauen zu lassen. — Semlers sind nach Lissabon gereist, wo John Geschäfte hat: sie waren sehr vergnügt und freuten sich auf die lange Fahrt ... Adolf hat Sonnabend das Konzert der Polyhymnia dirigiert und seine Sache, wie alle sagen, gut gemacht ... Carl und Edith richten sich das Sandersche Haus ein ...

Von deiner Schwiegermutter hatten wir einen freundlichen Brief. Euer Haus wird jetzt hergerichtet: hoffentlich findet ihr es ganz nach Wunsch. Zunächst werdet ihr wohl noch einige Zeit bei Frau R. wohnen. Das ist aber auch für beide Teile sehr nett. Wir denken noch sehr viel an die frohen Tage in Gießen; schade, daß ihr nicht am Sonntag beim Katerfrühstück sein konntet; es war sehr fidel. Wenn wir nicht um 2 Uhr hätten abreisen müssen, hätte ich am Montag gewiß einen Kater gehabt! — Bei deiner Karte aus Amalfi fühlte ich mich an schöne Tage erinnert, die wir vor einigen Jahren in der Gegend verlebten mit Onkel Louis, Tilli und Bethe! Ich habe

Amalfi und ein hoch darüber gelegenes — „Ravello“? — am allerschönsten gefunden, viel schöner als Sorrento —, aber es kommt dabei sehr viel auf Wetter und Stimmung an. Hoffentlich genießt ihr eure schöne Reise auch ferner mit vollen Zügen. Für Rom bleibt wohl nicht viel Zeit übrig? . . .

An Georg.

30. Dezember 1906.

Dir und deiner besseren Hälfte herzlichen Dank für eure Weihnachtsbriefe und die wärmsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahre! Wir hätten euch gar zu gern auf einige Tage hier gehabt, aber die Pflichten des Amtes gehen vor! Hoffentlich bringt dir das neue Jahr auch in bezug auf deine berufliche Tätigkeit erwünschte Fortschritte. Wie steht es mit der Schrift, die du zu Bostroems Jubiläum verfassen wolltest? Du erzähltest mir im Sommer von deiner Absicht. Es sollte mich freuen, wenn du Zeit und Gelegenheit finden könntest, in etwas umfassenderer Weise literarisch tätig zu sein. Das ist doch der gegebene Weg, um als akademischer Lehrer weiter zu kommen. Doch kann ich ja gar nicht beurteilen, ob die Verhältnisse so liegen, daß du jetzt schon schriftstellerisch über die Bearbeitung einzelner Fälle hinaus allgemeinere theoretische Fragen behandeln kannst und darfst . . .

. . . Wir haben vor kurzem einen lieben Kollegen, Senator Mathies, verloren. Er war ein starker, gesunder Mann, zehn Jahre jünger als ich, und ist in wenig Tagen einer Blinddarmentzündung zum Opfer gefallen. Es ist doch eine tückische Krankheit. Am Freitag findet die Neuwahl statt; man hört noch wenig von in Betracht kommenden Kandidaten. Bei den Juristen ist der Kreis begrenzt; da konzentriert sich das Interesse bald auf eine kleine Zahl; aber bei den Kaufleuten können

Männer in Frage kommen und vielleicht sehr annehmbare Kandidaten sein, die man gar nicht kennt. In den nächsten Wochen haben wir außer der Reichstagswahl auch die Bürgerschaftswahlen auf Grund des neuen Wahlgesetzes. Bei den Verhältniswahlen weiß kein Mensch im voraus, wie die Wahl läuft. Das ist m. E. ein großer Fehler dieses Wahlsystems: bei allgemeinen Wahlen soll, meine ich, jeder Wähler vorher wissen, welche Kandidaten mehr oder weniger Aussicht haben ...

An Georg.

2. Februar 1907.

... Daß du jetzt so viel zu arbeiten hast, kann ich nicht bedauern. Es ist dem Menschen sehr gesund, wenn er gelegentlich einmal eine extraschwere Last zu tragen hat und außerdem muß es ja auch für deine Zukunft von Bedeutung sein, wenn du jetzt zeigen kannst, was du zu leisten vermagst. Ich möchte dich wohl einmal auf dem Katheder sehen oder hören. Daß dein Chef dir das Leben nicht noch mehr zu erleichtern vermag, ist schade, aber doch nicht so wichtig, wie es im Augenblick scheint. Hilft er dir nicht so, wie du möchtest, so mußt du eben ohne seine Hilfe hinaufklettern, und wenn es dir allein gelingt, so ist die Freude um so größer. Für Franz freut es uns natürlich sehr, daß du dort bleibst. Er schrieb uns gestern sehr nett. Daß er uns vorher ankündigte, daß er im Anfang des nächsten Semesters fechten müsse, war überflüssig; wir hätten es früh genug nachher erfahren, wenn hoffentlich alles gut geht. Im allgemeinen scheint sein Leben einen so wenig studentischen Charakter zu haben, daß ich gar nicht glaubte, daß er zum Fechten kommen werde. — Carl ist heute in Freiburg zur Aufführung der „Alkestis“. Wir sind natürlich sehr begierig, zu hören, wie

das Stück gefällt, wenn auch eine solche Privataufführung vor einem befreundeten Publikum keinen Schluß auf den Erfolg im wirklichen Theater gestattet . . .

. . . Gestern sind unsere Bürgerschaftswahlen zum erstenmal nach dem neuen Wahlgesetz vor sich gegangen. Das Resultat ist noch nicht klar zu übersehen, da das sog. Proporzsystem eine komplizierte Ermittlung des Ergebnisses voraussetzt. Jedenfalls ist Popert als Abstinenzprophet gewählt. Hoffentlich macht er die Verhandlungen nicht noch wässeriger, als sie ohnehin sind! . . .

An Georg.

26. Februar 1907.

Von Mama hast du gehört, daß ich wieder durch Unwohlsein ans Haus gefesselt bin. Es ist zum drittenmal in diesem Winter, und ich komme mir wie ein alter, gebrechlicher Mann vor, der alle Augenblick seine Amtsgeschäfte unterbrechen muß. Glücklicherweise ist es nichts Ernstes, sondern nur mein altes Gichtleiden, an dem ich nun schon 40 Jahre — allerdings mit großen Pausen — laboriere. Embden hält mich sehr kurz; ich darf gar kein Fleisch essen und werde hauptsächlich mit Gemüse und Früchten genährt. Wenn es nur etwas nützt, ist es mir recht. Übrigens ist alle Welt krank; es scheint, daß die Hamburger einen harten Winter nicht vertragen können.

Nächsten Sonntag, an deinem Hochzeitstage, feiern wir Großpapas hundertsten Geburtstag mit Kindern, den großen Enkeln und einigen Verwandten. Daß wir euer dabei speziell gedenken werden, versteht sich von selbst. Es ist schön, daß wir unseres lieben Vaters mit durchaus freudiger Erinnerung gedenken können. Er hat ein glückliches Leben gehabt bei ausgezeichneter Gesundheit, unermüdlicher Tätigkeit, einem liebevollen Herzen, glücklichen Familienverhältnissen und bei ernster

Frömmigkeit stets heiterem frohen Sinn. So steht er uns als ein Bild vor Augen, dem wir nacheifern möchten, soweit es uns möglich ist. Sein größtes Glück war — das hat er immer betont —, daß er unsere Mutter gefunden und daß sie ihm bis an sein Lebensende erhalten blieb. Das ist überhaupt für die meisten Männer entscheidend für ihr ganzes Lebensglück, daß sie bei der Wahl ihrer Gattin die rechte treffen. Ich habe dieses größte Glück gehabt und ich hoffe, du kannst dasselbe sagen ...

... Tilli kommt nun nächste Woche zu unserer Freude. Sie ist sehr lange nicht hier gewesen. Ob sie die erste Aufführung von Jolles' Drama sehen wird, ist noch ungewiß; zu meiner Freude schrieb T. aber neulich, daß es ihr mehr darauf ankomme, ihre Geschwister und ihre Vaterstadt wiederzusehen, als die Aufführung. Sie kennt das Stück ja auch genau ...

... Embden hat mir mit großer Anerkennung von Bethe's neueren Schriften gesprochen und bei dieser Gelegenheit von dem seltsamen Mißverständnis erzählt, durch welches ein namhafter Gegner Bethe's veranlaßt worden ist, deine Arbeit (mit Bethe) über die Degeneration der Nerven heftig anzugreifen, während er dieselbe offenbar gar nicht gelesen hat. So geht es im wissenschaftlichen Streite — was will man da vom politischen Kampfe sagen! ...

An Georg.

5. April 1907.

Mein lieber Hans Jürgen!

Mit herzlicher Teilnahme habe ich von der großen Enttäuschung gehört, die euch betroffen hat. Ich hatte mich so sehr mit euch gefreut, als mir Mama unter dem Siegel der Verschwiegenheit die frohe Nachricht mitteilte! Glücklicherweise braucht ihr die Hoffnung nicht aufzugeben. Wie du wissen

wirst, ist es uns im ersten Jahre unserer Ehe auch so ergangen, und bald ist der Trost gekommen, und in welchem Umfange! Aber trotz aller Trostgründe ist die Sache traurig, und ich habe sehr herzliches Mitgefühl mit deiner lieben Frau, die du bestens von mir grüßen mußt.

Über unser Leben hat Mama euch vor kurzem berichtet. Die „Alkestis“ (im Hamburger Schauspielhause unter Baron v. Bergers Leitung) hat mich sehr interessiert und ich fand die Aufführung vortrefflich. Jolles ist aber mit allem unzufrieden . . .

An Georg.

5. Dezember 1907.

. . . Mit deinem Plane wegen des Mikroskops bin ich ganz einverstanden; ich bitte dich, alles so zu besorgen, wie du es brauchst, und mir die Rechnung zuzuschicken, wenn alles geliefert ist. Es freut mich zu hören, daß du mit einer größeren Arbeit beschäftigt bist; das ist für dein Weiterkommen doch wohl notwendig. Daß du zur Zeit mehr Muße hast, ist wohl für dein eigenes Arbeiten ganz vorteilhaft, wenn auch die größere Selbständigkeit im vorigen Semester ihren Reiz hatte...

. . . Heute morgen hatte ich einen Besuch von dem Nationalökonomen Professor Rathgen, der aus Heidelberg hergekommen ist. Das „Werdende“ reizt ihn, wie er mir sagte. Wenn er sich nur nicht täuscht! Unter dem Werdenden denken die Herren natürlich an die künftige Universität, von der ich noch gar nicht glaube, daß sie in absehbarer Zeit kommen wird. Freilich kann man nicht wissen, was die Zukunft bringt. Eine wissenschaftliche Stiftung mit vorläufig 4½ Millionen Mark Kapital und ein geschenktes Vorlesungsgebäude, das mindestens 1 Million kosten wird, haben wir erhalten — das ist immerhin

ein Anfang. Aber auch die Freunde einer Universität sind sich nicht einig über das, was sie wollen. Der Historiker Marcks hat sich mit einer sehr interessanten Vorlesung eingeführt über „Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland". Zu seinen öffentlichen Vorträgen sind keine Plätze zu bekommen, in seinem Seminar hat er 52 Schüler, d. h. Lehrer, Doktoren usw. Zum Frühling kommt als dritter Dozent ein zweiter Historiker, Wahl aus Freiburg. Man spürt aber schon die Reaktion: für Geschichtsforschung haben wir Universitäten genug; in Hamburg müssen wir ein ganz modernes Institut, kaufmännische Hochschule oder dergleichen haben. Also vor allem keinen Maturitätszwang! Wo bleibt dann aber die gesicherte Vorbildung? Können junge Leute mit Realschulbildung, die ein paar Jahre auf dem Kontor gearbeitet oder auswärts gelernt haben, alle Fächer studieren oder soll nur eine Auswahl der Wissenschaften doziert werden? Ist es dann noch eine universitas? Das sind schwierige Fragen . . .

An Georg.

25. Januar 1908.

Mit deinen letzten Zeilen schicktest du mir die Rechnung von Zeiß. Heute kann ich dir die Empfangsbestätigung senden, aus der du siehst, daß alles geregelt ist. Möge das Instrument dir bei deinen Arbeiten von Nutzen sein! Wir haben in dieser Zeit ein Geschenk für unsere Stadt erhalten, das dich interessieren wird: die Witwe des verstorbenen Professors Lassar, eines geborenen Hamburgers, hat uns eine Moulagensammlung geschenkt, die von großer wissenschaftlicher Bedeutung und erheblichem Wert sein soll. Die hiesigen Mediziner sind entzückt; wir Laien wußten ehrlich gesagt nicht, um was es sich handelte. Deneke hat die Sammlung in Berlin besehen; sie

soll vorläufig im St. Georger Krankenhause aufgestellt werden. In Deutschland soll es eine zweite Sammlung in diesem Umfange (über 1000 Stück) nicht geben. Es ist ein Baustein zu dem weiteren Ausbau unserer wissenschaftlichen Institute. Nach anderer Richtung werden dieselben durch ein Institut für die Ausbildung von Kolonialbeamten bereichert werden, über das wir mit Dernburg, der sich sehr dafür interessiert, verhandelt haben. Wie sich diese Sache in der Zukunft gestaltet, ist noch ziemlich unklar: zunächst wird durch unsere vorhandenen Kräfte — das tropenhygienische Institut, die Professoren für Nationalökonomie, Botanik, Chemie u. a. — für künftige Kolonialbeamte und auch für Kaufleute, die nach den Kolonien oder sonstigen überseeischen Plätzen gehen, viel Belehrendes geboten werden können. Unsere „Wissenschaftliche Stiftung", die bekannte Privatstiftung von Alfred Beit und zahlreichen anderen, wird zunächst eine wissenschaftliche Forschungsreise nach den deutschen Südseeschutzgebieten ausrüsten, wo noch vieles zu erforschen ist. Ob Professor Thilenius selbst mitgeht, weiß ich nicht; jedenfalls ist er einer der geistigen Urheber und Leiter des Unternehmens.

Mama ist nicht nur auf der Jagd nach einer Wärterin für euch, sondern sucht gleichzeitig eine Köchin für uns. Wir sind es gar nicht gewöhnt, Wechsel in unserem Dienstpersonal zu erleben; jetzt gehen gleichzeitig Diener, Köchin und zwei Kleinmädchen fort: Heinrich wird Schuldiener und die beiden Kleinen heiraten. Dagegen läßt sich nichts sagen und Mama glaubt auch guten Ersatz zu haben. Aber angenehm ist es nicht...

Daß wir Montag einmal wieder eine Senatswahl hatten und die Wahl auf John v. B. Goßler jun. gefallen ist, wirst du wohl wissen. Leider ist der Vater Goßler sehr unzufrieden mit der Wahl seines Sohnes, weil er fürchtet, daß ihm dieser dem

Geschäfte entzogen wird. Bei dem leicht erregten, leidenschaftlichen Charakter des Alten gehen allerhand Gerüchte um, er wolle den Sohn aus der Firma auszutreten nötigen usw. Ich hoffe aber, daß er sich noch beruhigt. Wenn ich Freitag den neuen Senator einführe, werde ich mich mit meinen Äußerungen etwas in acht nehmen müssen. Der Sohn ist übrigens erfreut über seine Wahl; er hat sich seit einigen Jahren als Mitglied der Bürgerschaft eifrig und nützlich gezeigt . . .

Zusammenkünfte mit dem Fürsten Bismarck

27. März 1891

Vor einem Jahre war es, als Deutschland durch die Nachricht bewegt und erschüttert wurde, daß der junge Kaiser sich von dem eisernen Kanzler getrennt habe, daß letzterer, mit Ehren und Würden bedeckt, aber im Herzen tief gekränkt, sein Amt verlasse und — wenigstens vorläufig — in Friedrichsruh Wohnung nehme. Da wenige Tage nach seiner Übersiedlung der Geburtstag des Fürsten fiel, wurde ihm von seinen Hamburger Verehrern ein glänzender Fackelzug gebracht. An demselben Tage — dem Vorabend des Geburtstages — machte ich in Altona die Feier des 75jährigen Jubiläums des 31. Regiments mit. In Beantwortung des vom Regimentskommandeur auf die Gäste ausgebrachten Toastes brachte ich die Gesundheit der beiden großen Ehrenbürger Hamburgs, Bismarck und Moltke, aus, mit spezieller Bezugnahme auf ersteren. Die Begeisterung war groß. Ich saß zwischen dem kommandierenden General des IX. Armeekorps, v. Leszczynski, und dem preußischen Gesandten in Hamburg, v. Kusserow. Beide dankten mir mit bewegten Worten, daß ich auf den Fürsten getoastet, was an jenem Tage sonst keiner der Anwesenden gekonnt hätte. (Beide, L. und K., verließen wenige Monate später ihre Stellungen, wie man, hoffentlich mit Unrecht, annahm, weil sie sich in Berlin dadurch mißliebig gemacht, daß sie dem Fürsten Aufmerksamkeiten erwiesen

hatten!) — In den nächsten Monaten war mehrfach die Rede davon, daß der Fürst Hamburg besuchen wolle, aber es wurde nichts daraus. Endlich am 3. Juni 1890 kam er wirklich, als Gast des Bürgermeisters Petersen, mit Frau und Kindern, um Hamburgs Freihafenanlagen zu besehen. Es war sehr geheim gehalten, damit der Fürst nicht zu sehr vom Volke belästigt werde. Die kleine Zahl der geladenen Gäste (außer Petersens: Bgm. Versmann, Oberingenieur Meyer und Frau, Senator O'Swald und Tochter, Voigts und wir mit Mimi) erwartete den Fürsten am Berliner Bahnhof. Als die riesige Gestalt in der bekannten Kürassieruniform uns entgegentrat und wir vorgestellt wurden, war es für alle ein unvergeßlicher Augenblick. Wir fuhren in einer Anzahl offener Wagen nach dem Freihafen, frühstückten in der soeben fertiggestellten Auswandererhalle auf dem Grasbrook, fuhren dann im Dampfboot durch den Hafen und dinierten bei Petersen in Flottbeck. Die Begeisterung war überall, wo B. sich zeigte, sehr groß. Er war gesprächig und heiter, während die Fürstin und namentlich Herbert B. — welcher meine Frau zu Tische führte — sehr bittere Äußerungen fallen ließen. Da ich zurzeit präsidierender Bürgermeister war, saß ich bei Tische neben der Fürstin, und es wurde mir die Ehre zuteil, nachdem Petersen den Fürsten gefeiert, in kurzen Worten die Gesundheit der Fürstin auszubringen. Meine Frau saß an B.s linker Seite und unterhielt sich brillant mit ihm. Nach Tische bildete sich ein Kreis von Herren und Damen um den Pfeife rauchenden und sehr interessant erzählenden Fürsten. Während der Mittagszeit war B. bei uns vorgefahren und hatte seine Karte abgegeben, bei welcher Gelegenheit unsere Kinderschar ihn angejubelt hatte. Bald darauf erwiderten wir den Besuch, trafen den Fürsten nicht zu Hause, wurden aber von der Fürstin sehr freundlich

aufgenommen. An demselben Tage, an welchem wir unsere Ferienreise beginnen wollten, erhielten wir dann eine Einladung zum Diner, der wir natürlich nicht Folge leisten konnten, und bald darauf verließ der Fürst Friedrichsruh. Erst kurz vor Weihnachten kehrte er zurück. Als ich bei dem Sekretär anfragte, ob wir an einem Tage im Januar den Fürsten würden besuchen können, erhielten wir sofort eine Einladung, zu Tische zu kommen. Es war der 18. Januar — der Tag der Kaiserproklamation vor 20 Jahren. Wir fuhren hinaus, voller Erwartung und in erklärlicher Aufregung. Es fand sich, daß wir ganz allein mit dem fürstlichen Paare und dem Sekretär Dr. Chrysander waren. Das hatte zuerst etwas Beängstigendes, aber bald machte sich die Sache sehr gemütlich und außerordentlich interessant. Der Fürst sprach über alles mögliche, immer geistvoll, originell. Es trafen zahlreiche Telegramme aus den verschiedensten deutschen Städten ein (u. a. vom Großherzog von Weimar), die der Fürst mit sehr amüsanten Bemerkungen begleitete. In Zivil mit weißem Halstuch — wie auf dem bekannten Bilde — von seinen großen Hunden umgeben, mit seiner ritterlichen Freundlichkeit gegen die Damen, dabei immer scherzend mit seiner Frau, war der große Kanzler von ehemals von hinreißender Liebenswürdigkeit. Acht Tage später kam er zum Mittagessen zu Versmann. (Inzwischen hatte er bei Leszczynski in Altona diniert, was zu dem Gerede die Veranlassung gab, von dem ich oben gesprochen habe.) Ich führte die Generalin Leszczynski zu Tische, welche nach kurzer Zeit Altona verlassen sollte und mit ihren Gedanken bei diesem großen, unerwarteten Wechsel ihres Geschickes war. Der Fürst war nach Tische geradezu historisch; in seinen Mitteilungen über den Nikolsburger Frieden u. a. ergänzte und kolorierte er Sybels kürzlich erschienene meisterhafte Darstellung in höchst

interessanter Weise. Meine Frau hatte schon in Friedrichsruh die Fürstin gefragt, ob sie nicht auch einmal zu uns kommen würden. Die Frage war sehr freundlich bejaht; nur um etwas Aufschub war gebeten, da der Fürst selbst Besuch (des Grafen Schuwaloff) erwartete. Nach einiger Zeit fragten wir wieder an, und am 28. Februar hatten wir die Freude, den Fürsten und seine Frau bei uns zu sehen. Um $5^1/_2$ Uhr empfing ich sie am Bahnhof; vor unserem Hause wurden sie mit Hurra empfangen. Außer einigen Kollegen und unseren nächsten Verwandten hatten wir Weymanns und Meyers gebeten. Es verlief alles so gemütlich wie möglich. Der Fürst war sehr liebenswürdig gegen alle, speziell auch die Kinder. Nach Tische im Salon die obligate Pfeife, die sein treuer Diener ihm mitgebracht; die Unterhaltung, dieses Mal die verschiedensten Gegenstände berührend, dem Kreise begeisterter Damen sich anpassend. Ein Mann, der von allem weiß und über alles nachgedacht hat und seine Gedanken in der originellsten Weise wiedergeben kann. Ganz abgesehen von seiner großen Vergangenheit als Staatsmann einer der interessantesten Männer aller Zeiten. — Gestern machte der Fürst Visiten in Hamburg. Um $3^1/_2$ Uhr fuhr er bei uns vor und blieb wohl eine halbe Stunde, gemütlich plaudernd. Beim Abschiede sagte er: Auf baldiges Wiedersehen in Friedrichsruh. Die bevorstehende Geburtstagsfeier wird eine passende Gelegenheit bieten. Gerade jetzt beschäftigen sich die Zeitungen und die Gerüchte wieder sehr viel mit dem Fürsten. Während man in Berlin in den offiziellen Kreisen sehr schlecht von ihm spricht und ihm — wie ich hoffe und glaube — vielfach sehr unrecht tut, glaubt man hier im Publikum mit Hartnäckigkeit an eine Versöhnung mit dem Kaiser. Prinz Heinrich soll in Friedrichsruh gewesen sein!? Die Zukunft wird uns lehren, was wahr daran ist.

Jedenfalls ist die persönliche Berührung, in welche wir mit dem großen Kanzler getreten sind, eine unvergeßliche Erinnerung für unser ganzes Leben.

August 1892

Im vorigen Jahre blieben die Verhältnisse zwischen Kaiser und Altkanzler äußerlich unverändert. Mit Beginn des Winters kam Bismarck wieder nach Friedrichsruh. Wir machten unseren Besuch, wurden sehr freundlich empfangen und hatten im Januar mehrfach Gelegenheit, den Fürsten in Gesellschaften zu treffen. Bei Bürgermeister Petersen war er mit Hans v. Bülow zusammen eingeladen, der geradezu krankhaft aufgeregt war vor Begeisterung. Ein mir unvergeßliches Diner nahm der Fürst beim Oberingenieur Meyer in dessen kleinem Hause in Fontenay ein. Meyer, der seit Jahren in persönlichen Beziehungen zum Fürsten gestanden hat, hielt eine wunderhübsche Tischrede, voll warmherziger Begeisterung und Freude über die Ehre, die seinem Hause widerfahren. Nach Tische musizierten die Meyerschen Kinder. Das Ganze hatte einen sehr festlichen und freundlichen Charakter. Von dem Fürsten selbst, seinen politischen Erzählungen und Erinnerungen hatten wir natürlich weniger als sonst. Desto reicher fiel in dieser Hinsicht das Diner aus, welches Bismarck nebst Frau und Sohn (Herbert) am 30. Januar bei uns einnahmen. Der Fürst war in bester Stimmung, scherzte mit meiner Frau, die er mehrfach im Laufe des Winters als Tischnachbarin gehabt hatte, und erzählte nachher bei der langen Pfeife hochinteressante Dinge. Nach Tisch kam außer einigen Freunden der Maler Hofer zu uns, der schon lange darauf brannte, den Fürsten zu sehen und, wenn möglich, ihn zu malen. Er war sehr entzückt von dem hübschen Bilde, wie der Fürst zwischen einigen aufmerksam

zuhörenden Herren, umgeben von einem Kranze eleganter Damen, in unserem Salon saß. Als daher unsere silberne Hochzeit kam und unser Schwiegersohn Semler den Wunsch äußerte, uns ein Bismarckbild zu schenken, ging Hofer auf den Gedanken ein, jene Szene in unserem Hause zu malen. Die Skizze wurde uns am Hochzeitstage überreicht und überraschte und erfreute uns sehr. — Einige Wochen nach der Gesellschaft in unserem Hause aßen wir mit dem Fürsten bei Frau Senatorin Hayn. Die Fürstin lud uns mündlich ein, ganz freundschaftlich bei ihnen zu essen, und am 31. März waren wir wieder einmal in Friedrichsruh. Lothar Bucher und Frau v. Merck aßen mit uns; nach Tische mußte Mathilde der Fürstin etwas vorsingen, und der Fürst sprach sich offen und höchst interessant über die — damals neue — Entlassung des Kultusministers Grafen Zedlitz, die Schwenkung Caprivis zum Freisinn (in der Frage des Volksschulgesetzes) usw. aus. — Bald darauf kam die Verlobung des Grafen Herbert; Familienbesuche nahmen die B.sche Familie sehr in Anspruch; Hamburg trat in den Hintergrund. Vor der Abreise nach Wien — zur Hochzeit — machten wir noch einen Besuch in Friedrichsruh, sahen aber nur die Fürstin.

Der Verlauf der Reise ist bekannt. Vorher waren nochmals vergebliche Versuche gemacht, eine Annäherung des Fürsten an den Kaiser herbeizuführen. Angeblich ist der Fürst nicht zu bewegen gewesen, den ersten Schritt zu tun. Die Folge war, daß der preußische Gesandte in Wien angewiesen wurde, sich bei der Hochzeit nicht zu beteiligen, und daß Bismarck vom Kaiser Franz Joseph nicht empfangen wurde.

Darüber ergrimmt, äußerte sich Bismarck rücksichtslos dem Redakteur der Neuen Freien Presse gegenüber mit scharfer Kritik der jetzigen Regierung, der Handelsvertragsverhand-

lungen u. a. Die offizielle Presse antwortete bitter, ein höchst unerquicklicher Zeitungskrieg entbrannte und — Bismarck wurde in München, Kissingen und Jena auf eine Weise gefeiert, wie nie vorher ein Deutscher gefeiert worden ist.

Jetzt ist der Bruch zwischen ihm und dem Kaiser, fürchte ich, ganz unheilbar. Man wird bedauern, daß Bismarck es nicht über sich vermochte, in vornehmem Schweigen zu verharren —, aber dann wäre er eben nicht Bismarck gewesen! So, wie er ist, der ganze große Mann, groß auch in seinen Fehlern, so liebt und verehrt ihn das deutsche Volk; hoffen wir, daß die Jahre, welche er noch zu leben hat, uns keine Wiederholung derartig trauriger Vorgänge bringen, wie wir sie in diesem Sommer erlebt haben.

3. Dezember 1893

Mit vorstehenden Mitteilungen glaubte ich das Kapitel unserer persönlichen Beziehungen zum großen Kanzler abgeschlossen zu haben. Zum Winter 1892/93 kam Bismarck erst spät nach Friedrichsruh; bei dem Besuch, den wir im Dezember machten, fand ich ihn gealtert und still. Während des Winters kam er nicht nach Hamburg — angeblich, weil sein Arzt ihm die Diners verboten hatte — und es kamen auch keine Einladungen, zu ihm nach Friedrichsruh zu kommen. In diesem Frühling war Mathilde einmal zur Frühstückszeit draußen und wurde sehr freundlich empfangen. Dann kam die übliche Reise nach Kissingen und des Fürsten schwere Krankheit. Nach Friedrichsruh zurückgekehrt, durfte er keinen Besuch empfangen. Er sollte wenig sprechen, jede Aufregung vermeiden. Nach längerer Zeit hielt ich es für rätlich, bei Dr. Chrysander anzufragen, ob wir den Fürsten besuchen dürften. Umgehend kam eine freundliche Aufforderung, zur Frühstücks- oder Diner-

stunde hinauszukommen. Heute waren wir zum Frühstück draußen und waren wieder entzückt von der Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit des Fürsten und seiner Frau. Bismarck ist magerer geworden, das Gesicht kleiner, die Hände länger und weißer, er leidet an Gesichtsschmerzen und spricht leiser als früher, aber der freundliche Ausdruck in seinen mächtigen Augen ist unverändert, und er spricht mit alter Lebhaftigkeit und so interessant wie je. Von dem Blumschen Buche, das gerade erschienen ist und auf direkten Mitteilungen des Fürsten beruhen soll, wollte er nichts wissen; Blum habe vieles mißverstanden, habe kein starkes Gedächtnis und keine Notizen gemacht. Das Buch sei voll von tatsächlich Unrichtigem. Die Fürstin macht recht bittere Bemerkungen über Caprivi; sie glaubt, er habe das neueste Attentat selbst veranlaßt, um sich Sympathien zu erzeugen usw. Die Fürstin ist mager und sieht elend aus. Als wir fortgingen, küßte sie Mathilde und bat, wir möchten bald wiederkommen.

10. Februar 1895

Das Jahr 1894 brachte im Frühjahr die Aussöhnung mit dem Kaiser und im Herbst den Tod der Fürstin in Varzin. Der Fürst kam erst im Dezember nach Friedrichsruh und nahm in der ersten Zeit keinen Besuch an. Gestern erhielt ich ein Billett des Grafen Rantzau, in welchem wir eingeladen wurden, heute zum Frühstück hinauszukommen. Wir wurden mit derselben herzlichen Freundlichkeit empfangen wie früher. Außer der Familie Rantzau nahm Professor Schweninger und ein Graf Fred Franckenberg aus Schlesien am Frühstück teil. Der Fürst ist sehr alt geworden, sein Gang schleppend, seine Stimme leise; zuerst war er bewegt, als von der Fürstin die Rede war, nachher zeigte sich aber die alte Lebhaftigkeit des Geistes. Er

ließ Champagner kommen, um auf das Wohl meiner Frau zu trinken, und wurde bei der langen Pfeife gesprächig und interessant. Was die Marine anbetrifft, deren Verstärkung der Kaiser persönlich eifrig betreibt, so hielt der Fürst eine größere Anzahl von Kreuzern zum Schutze des deutschen Handels für notwendig, Schlachtschiffe aber seien nur dazu bestimmt, uns von den zur See übermächtigen Feinden genommen zu werden. Auf dem Gebiete der Kolonialpolitik mißbilligt Bismarck die Feldzüge deutscher Militärs ins Innere, man hätte zunächst nur die Küste in Ostafrika besetzen und vor allem Zanzibar nicht aufgeben sollen. Der Erwerb von Helgoland sei ein Fehler gewesen. Die Beaufsichtigung des Schiffbaues von Reichs wegen sei ein Unsinn, man solle Handel und Schifffahrt nicht bureaukratisch regieren wollen. Die Feier des 80. Geburtstages steht dem Fürsten sehr bevor; er weiß nicht, wie er die Masse der Gratulanten empfangen, die Reden anhören und vor allem beantworten soll. Trotzdem freut ihn offenbar die allgemeine Teilnahme, und er will alles tun, was er kann und darf, um die Gratulanten nicht zu enttäuschen. Nach Hamburg komme er nicht wieder; der Kreis der Menschen, mit denen er lebe, und der Kreis, in welchem er sich räumlich bewege, werde immer kleiner; das sei das Los des hohen Alters.

Als wir uns verabschiedeten, mischte sich mit dem Gefühl der Dankbarkeit und Freude das wehmütige Gefühl, ob wir den Fürsten so noch einmal wiedersehen werden?

9. Februar 1896

Das Jubeljahr 1895 mit der großartigen Feier des 80. Geburtstages, den endlosen Begrüßungen von Nord und Süd und den wiederholten Kaiserbesuchen in Friedrichsruh hatte uns

keine Veranlassung gegeben, unsern Besuch anzumelden. Der Fürst wurde von Berlin von alten und neuen Freunden, von den vornehmsten Gästen aller Art so in Anspruch genommen, daß es aufdringlich erschienen wäre, wenn wir nach Friedrichsruh gekommen wären. Auch waren im Herbst und Winter die Nachrichten über das Befinden des Fürsten nicht günstig; er sollte sich schonen, wenig Besuch empfangen. Vor kurzem hörte ich dann, daß Meyers draußen gewesen und sehr freundlich empfangen waren. Ich schrieb deshalb dem Grafen Rantzau, der jetzt die Sekretariatsgeschäfte seines Schwiegervaters besorgt, und fragte an, ob wir unsere Aufwartung machen dürften. Umgehend erhielten wir die Einladung, heute zum Frühstück zu kommen. Wir waren allein mit der Familie Rantzau und Dr. Chrysander, der kürzlich zum Fürsten zurückgekehrt ist, nachdem er inzwischen sein Staatsexamen gemacht hat. Der Fürst empfing uns schon in der Garderobe und führte Mathilde hinein; zuerst war er sehr still, so daß ich einen großen Unterschied gegen früher merkte. Allmählich aber wurde er warm und gesprächig und zeigte die ganze frühere Geistesfrische. Wir sprachen über Kolonialpolitik, Transvaal (Präsident Krüger), die englische Politik, über die Erinnerungsfeste der letzten Wochen, über die Verbrüderung der deutschen Stämme („ein Kursachse preußischer Gesandter in Hamburg"), dann über die neuere Literatur, Hauptmann und Sudermann, es wurden Anekdoten aus früherer Zeit erzählt. Der Eindruck war, wie früher, daß Bismarck als Mensch mit seinem Urteil, seiner Lebensanschauung hoch über den Parteien, der gewöhnlichen Routine des Lebens, der Bureaukratie usw. steht. Er mag sich irren im einzelnen, sich fortreißen lassen durch die Lebhaftigkeit seines Wesens — immer liegt eine großartige originale Auffassung zugrunde. „Ich muß mich in acht nehmen, ich will niemand verletzen, aber doch

fühlen sie sich leicht verletzt" — dieser Ausspruch ist mir wörtlich im Gedächtnis geblieben. „Unser junger Herr (der Kaiser) wird ungeduldig, wenn er Montag einen Entschluß faßt und am Donnerstag noch keinen Erfolg sieht."

Äußerlich hat sich der Fürst im letzten Jahre nicht verändert; er klagt über Gesichtsschmerzen. Über die abnehmenden Kräfte sprach er sich offen aus: er könne nicht mehr reiten; nur im Traum sitze er noch oft zu Pferde; das Öl der Lampe zehre sich allmählich auf; er habe früher nie geglaubt, daß er älter als 70 Jahre werden würde, jetzt sei er schon 10 Jahre älter, aber es gehe bergab; was er im vorigen Jahre an Reden usw. geleistet, würde er in diesem nicht mehr leisten können.

Als wir abfuhren, stand der Fürst vor der offenen Haustür und grüßte. Zum Abschied sagte er Mathilde, unser Besuch habe ihn an die frühere Zeit, an seine selige Frau erinnert, die so viel von Mathilde gehalten habe.

6. August 1898

Wir haben den Fürsten nicht wiedergesehen. In den letzten Jahren waren Besuche seiner Familie im allgemeinen nicht erwünscht, und es hätte aufdringlich erscheinen können, wenn wir ohne Einladung hinausgekommen wären. Durch den Grafen Rantzau habe ich dem Fürsten zu seinem Geburtstage gratuliert und eine sehr freundliche Antwort erhalten. — Als in voriger Woche das große deutsche Turnfest hier gefeiert wurde, kam die Trauernachricht, daß das Befinden des Fürsten sich in bedenklicher Weise verschlimmert habe. Am Donnerstag den 28. Juli brachten die Zeitungen beruhigende Nachrichten; am Sonnabend den 30. abends aber ließ eine Mitteilung aus Friedrichsruh im Korrespondenten das

Schlimmste erwarten. Am Sonntag durchflog die Nachricht vom Tode des großen Kanzlers alle Länder der Erde. Die ganze seitdem verflossene Woche war mit Trauerbezeugungen aller Art erfüllt. Heute fand eine sehr würdige Trauerfeier in der großen Michaeliskirche statt, an der Senat und Bürgerschaft, Offiziere, Beamte usw. teilnahmen und bei welcher Senior Behrmann eine gedankenreiche und eindrucksvolle Rede hielt.

Eine Frühlingsreise nach Florenz. 1900

Ein langer, strenger Winter lag hinter uns. Keinen Frühlingstag hatte der März gebracht. Die vielen Gesellschaften der Wintermonate hatten abspannend und ermüdend auf uns gewirkt — da beschlossen wir, noch vor Ostern die beabsichtigte Reise nach Italien anzutreten, um unsere Tilli aus Florenz abzuholen. Es wurde mir schwer, mich von den Geschäften freizumachen; es gab bis zuletzt viel zu tun. Ich fand keine Zeit, mich irgendwie auf die Reise vorzubereiten, nicht einmal mich auf die Reise zu freuen. Meine Frau aber hielt fest daran, daß ich versprochen habe, am Freitag den 6. April abends zu reisen — und so nahmen wir denn Abschied von allen Lieben daheim und fuhren im Schlafwagen des Frankfurter Schnellzuges dem Süden zu. Ich dachte daran, daß ich vor 14 Jahren schon einmal im April dieselbe Reise gemacht, als ich meine Frau in San Remo abholte. Damals war ich in Frankfurt plötzlich im Frühling gewesen. So sollte es dieses Mal nicht sein. Am Main und im ganzen badischen Land, ja auch in der Nordschweiz — wir fuhren am 7. April bis Zürich — war die Natur fast ebenso weit zurück wie bei uns: wir sahen nur kahle Bäume und ganz selten Blüten. Im altbekannten Hôtel Baur au lac fanden wir gutes Logis, und in dem hübsch mit Holzschnitzwerk dekorierten Restaurant die nach der langen Fahrt erwünschte leibliche Erfrischung.

Am Palmsonntag (8. April) wollten wir mit Susettli zur Kirche gehen. Sie kam auch rechtzeitig vor 9 Uhr uns abzuholen;

aber meiner Frau war die Reise schlecht bekommen; sie mußte mit Kopfschmerzen den Morgen im Bette bleiben. Dabei war es grau und kalt und regnete fast ununterbrochen. Als Mathilde sich besser fühlte, gingen wir zu den Kusinen am Schanzenberg. Es war ein trauriger Besuch; wir hatten schon im Hotel durch einen Brief von Elise erfahren, daß Susis Befinden sich in den letzten Tagen sehr verschlimmert habe. Wir fanden sie sehr verändert und hatten den Eindruck, daß sie kaum noch lange leben werde. Die gute alte Elise war natürlich sehr traurig, aber voll Gottvertrauen und großer herzlicher Liebenswürdigkeit gegen uns. Sie bedauerte so sehr, daß sie uns nicht bewirten könne — zugleich aber entnahmen wir ihren Äußerungen, wie schwer die Pflege der kranken Schwester seit fast einem halben Jahre auf ihr lastete. Es war ein sehr ernster Anfang unserer Reise: der Abschied von einer Sterbenden. Auch Susettli war in ihrer kindlichen Art traurig und befangen. Bei dem naßkalten Wetter konnten wir ihr nur die Freude machen, sie nach dem Mittagessen in ein Kirchenkonzert im Großmünster mitzunehmen. Es wurde die „Salbung Davids" von einem mir unbekannten Komponisten aufgeführt. Die Musik wirkte ermüdend auf mich.

Am Montag (den 9. April) fuhren wir weiter mit der Gotthardbahn über Mailand bis Genua. Das Wetter war morgens hell und freundlich, aber kalt. Als wir höher ins Gebirge kamen, lag alles voll Schnee; auch an der Südseite des St. Gotthard trafen wir eine vollständige Winterlandschaft; erst als wir uns Bellinzona näherten, verschwand der Schnee und wir sahen einzelne blühende Mandelbäume; sonst war aber auch hier noch alles kahl. In Genua blieben wir im Hôtel de Savoie, dicht beim Bahnhof und der Kolumbusstatue, wo wir auch im Herbst 1898 abgestiegen waren. Am Abend führte ich meine Frau durch die hell erleuchteten und stark belebten Straßen der Stadt.

Am Dienstag begrüßte uns ein blauer Himmel und herrliche Frühlingswärme. Wir gingen durch die ganze Stadt nach S. Maria in Carignano und bestiegen die Kuppel der Kirche, von deren Galerie aus wir die prachtvolle Aussicht über die stolze Stadt, ihre schönen Häfen und das weite Meer genossen. Um Mittag setzten wir unsere Reise fort, fuhren bei großer Wärme im gefüllten Coupé nach Pisa und kamen um 7¼ abends in Florenz an. Meine Frau war während der letzten Zeit sehr unruhig und ungeduldig gewesen, bei jeder kleinen Station glaubte sie schon, daß wir in Florenz seien; beständig sah sie zum Fenster hinaus — als wir endlich wirklich am Ziele waren, wurde die Wagentür aufgerissen, und jubelnd wurden wir von unserer Tochter begrüßt. Sie war nicht allein, mit ihr hatte ein Herr uns erwartet, dessen Gegenwart uns nicht überraschte, da Tilli brieflich angefragt hatte, ob „Er" uns wohl schon am Bahnhof mit ihr begrüßen dürfe. Wir fuhren zusammen ins Hôtel d'Italia, wo wir unsern Schwager Des Arts trafen, der Hamburg schon vor mehr als 14 Tagen verlassen hatte und jetzt einige Zeit mit uns zusammen verleben wollte.

Am Mittwoch (den 11. April) besuchte uns Herr Jolles, und wir gaben unsere förmliche Einwilligung zur Verlobung unseres jüngsten Töchterchens. Stillschweigend hatten wir die Genehmigung schon in Hamburg erteilt, als wir Tilli in Florenz ließen, obwohl sie uns über ihre Neigung für Jolles kein Geheimnis machte. Die Tatsache, daß wir einer Verlobung entgegengingen, obwohl wir den künftigen Schwiegersohn nie gesehen, hatte nicht wenig dazu beigetragen, mir die Reise dieses Mal weniger als eine Erholung wie vielmehr als eine wichtige ernste Pflicht erscheinen zu lassen. Glücklicherweise machte unser Schwiegersohn einen so angenehmen Eindruck auf uns, daß wir uns vertrauensvoll an dem Glück des jungen Paares freuen konnten.

Es war ein köstlicher Frühlingstag, wir fuhren im offenen Wagen über die Viale dei colli, nahmen auf der Piazzale Michelangelo ein kleines Frühstück ein und besuchten Nachmittags Professor Rigutini (bei dem Tilli gewohnt hatte) und Dr. Warburg, der uns mit seiner liebenswürdigen Frau mit großer Freundlichkeit aufnahm. Frau Mary Warburg zeigte uns die Büste von Tilli, die sie leider noch nicht ganz fertiggestellt, die aber sehr gut gelungen zu sein scheint.

Gründonnerstag. Mit dem Frühling ist es wieder vorbei: grauer Himmel, kalter Wind und dann und wann Regen. Dem Rate unseres sachkundigen Schwiegersohnes folgend, besuchten wir zuerst die Galerie in der Akademie — meist ältere toskanische Bilder, dazwischen der David des Michelangelo. Nachmittags, als das Wetter sich zu bessern schien, fuhren wir mit der elektrischen Bahn nach Fiesole hinauf. Mit der Aussicht war es aber nichts. Bei Regen kamen wir um 7½ Uhr zum Diner zu Warburgs. Es war ganz feierlich, und die Gesundheit des Brautpaares wurde in Champagner getrunken. Am Abend sang Tilli italienische Lieder, und Jolles rezitierte französische Chansons. Im Regen kamen wir um Mitternacht nach dem Hotel zurück.

Karfreitag (den 13. April). Ein schöner, sonniger Frühlingstag. Meine Frau und ich hörten in der kleinen deutschen Kirche eine gute Predigt des aus Basel stammenden P. Iselin. Am Abend fuhren wir nach dem Dorfe Grassina im Tale der Ema. Die Gegend ist gebirgig; einzelne Gehöfte liegen überall zerstreut, meist mit Zypressen geschmückt. Auf einer Höhe oberhalb des Dorfes die einfache Kirche. Als wir kamen, zeigte sich schon lebhafte Bewegung im Dorfe, von allen Seiten kamen Fremde und Landleute zu Fuß und zu Wagen herangefahren. Im Dorfe waren die Häuser festlich geschmückt; Tische mit

Lebensmitteln, namentlich einer Art von Waffeln, standen an der Straße. Wir gingen in die Kirche hinein und sahen den Leichnam Christi vor dem Altar aufgebahrt; die Landleute drängten sich hinzu und küßten Hände und Füße. Als es dunkelte, sammelte sich eine Menschenmenge bei der Kirche und die Prozession begann. Wir hatten einen Standpunkt eingenommen, wo wir die Prozession ganz nahe an uns vorüberziehen sahen. Es war ein wunderliches Bild: römische Kriegsknechte zu Pferde und zu Fuß, weißgekleidete Mädchen und Kinder, die die einzelnen Werkzeuge der Kreuzigung, Nägel, Leiter, Dornenkrone usw. trugen, dann Priester, der Leichnam von schwarzgekleideten Männern getragen, endlich Militärmusik. Der Zug ging von der Kirche aus auf weitem Wege durch das Tal und das Dorf. Jedes Haus war illuminiert; das Tal bot von der Höhe aus einen wundervollen Anblick. Dabei hatten wir fast Vollmond. So schön die Natur, so wenig feierlich und dem Karfreitag entsprechend war die Prozession selbst. Die Leute im Zuge sprachen und lachten, das Volk lärmte wie bei irgendeinem Volksfeste.

Am folgenden Tage — dem Sonnabend vor Ostern — sahen wir wiederum ein höchst eigentümliches Schauspiel: das scoppio del carro (Platzen des Karrens oder Wagens) vor dem Dome. Um 11 Uhr war der ganze Domplatz von Menschen gefüllt bis auf den durch Polizei freigehaltenen Raum zwischen dem Tor des Domes und dem Battistero. Wir waren durch Warburgs Vermittlung bei dem Baron Podesta in einem Hause an der Ecke der Via Cavour, wo wir alles vorzüglich sehen konnten. Die Geistlichkeit zog aus dem Dom in das Battistero und zurück. Auf dem freien Platze stand der carro, ein buntgeschmücktes, turmartiges Fuhrwerk. Schlag 12 Uhr kam die Taube aus dem Dom geflogen (in Wahrheit ein elektri-

scher Zündapparat) und entzündete ein Feuerwerk in dem carro, das mit mächtigem Knall wohl 10 Minuten lang explodierte. Zugleich läuteten alle Glocken der Stadt und das Volk jubelte: das gelungene Werk der Taube bedeutet eine gute Ernte! Nachdem das Feuerwerk aufgebrannt, kamen zwei buntgeschmückte weiße Ochsen aus einer der Nebenstraßen. Dieselben wurden vor den carro gespannt und zogen ihn durch die Calzajolistraße, gefolgt von einer jauchzenden Volksmenge. Das Ganze war echt italienisch und sehr interessant, aber vergebens fragte man sich, was dies lärmende Schauspiel mit dem „sabato santo" zu tun haben könne.

Ostersonntag. Nachdem wir wiederum den einfachen Betsaal der Schweizer Gemeinde besucht und eine recht gute Predigt gehört hatten, fuhren wir zum Frühstück nach der „Villa" hinaus, die Jolles und Warburgs gemietet haben und die voraussichtlich in den nächsten Jahren unserer Tilli als Wohnung dienen wird. Auf dem Wege nach Fiesole kommt man nach der Ortschaft San Domenico, schon hoch über dem Arnotal belegen. Von der Station der elektrischen Bahn aus sind noch etwa 10 Minuten zu gehen bis zur „Villa". Es ist das geräumige Wohnhaus eines kleinen Landgutes, auf dem Öl und Wein wächst und das von dem Contadino (dem Pächter, einem Bauern mit zahlreicher Familie) bewirtet wird. Der Pächter wohnt unterhalb der Villa; die letztere liegt unmittelbar an der Straße auf dem höchsten Punkt des Gutes mit prachtvoller Aussicht in das Tal. Zur Linken, nur wenige Minuten entfernt, sieht man die Badia von San Domenico und unten im Tal die Kuppel des Domes und andere hervorragende Gebäude von Florenz, im Hintergrunde die südlich vom Arno sich erhebenden Gebirge. Vor der Villa ist eine Terrasse mit Orangen und Zitronen, blühendem Flieder und gelben Rosen. Das Haus ist geräumig,

massiv gebaut, ohne moderne Komforts, aber unschwer behaglich einzurichten. Im Gartensaal hatten Warburgs für das notwendigste Mobiliar gesorgt; die Speisen waren aus der Stadt mitgebracht; eine große Flasche Wein — eigenes Gewächs — hatte der Pächter geliefert: so hatten wir ein ländliches, höchst genußreiches Frühstück. Nachher wurden wir in verschiedenen Stellungen photographiert.

In den nächsten Wochen sind wir noch mehrmals in der Villa gewesen und haben uns an der herrlichen Lage derselben erfreut. Ein poetischeres Plätzchen für ein junges Paar wird man sich schwer denken können. Auch die Spaziergänge in der Umgegend sind schön. Auf einsamen Fußpfaden gingen wir nach Fiesole hinauf, so daß wir von der Nordseite — bei dem römischen Theater vorbei — auf dem Marktplatz ankamen. Dabei hat man köstliche Blicke in das umgebende Gebirge. Die Villa mit Garten und freiem Verkehr auf dem Podere (dem Landgut) kostet 800 Lire im Jahre. Warburg meinte, man würde das ganze Gut billig kaufen können, würde es aber nie wieder los werden! Die ganze Gegend ist voll von solchen Landhäusern, und die Zahl von Reflektanten scheint verhältnismäßig nicht groß zu sein.

Ostermontag. Wir waren zum Diner (Pranzo) bei Professor Rigutini eingeladen. Das Essen war gut, der Wein vortrefflich, und wir kamen über die Schwierigkeit der Unterhaltung — der Professor spricht nur italienisch — ziemlich gut hinweg, da Tilli und Jolles mit ihm sprachen und uns gegenüber den Dolmetscher spielen konnten. Frau Professor ist eine Deutsche, und ihr Sohn, der übrigens in allen Sprachen schwieg, kann auch etwas deutsch. Louis zeichnete sich durch eine großartige Sprache aus, die er für italienisch ausgibt, die aber eigentlich ein Gemisch von spanischen, französischen und italienischen

Brocken ist — eine wahre lingua franca. Er behauptet, die Leute verständen ihn ganz gut. Jedenfalls kommt er weiter damit, als ich mit meiner Furcht vor Sprachfehlern.

Einige Tage darauf aßen Rigutinis bei uns im Hotel. Die Kinder hatten bestimmt behauptet, der Professor werde nicht kommen, er gehe nie in Gesellschaft und hasse die Unbequemlichkeit, einen guten Rock anziehen zu müssen. Trotzdem kam er, anständig gekleidet und verhältnismäßig sauber. Er war sehr munter bei Tische und spielte nachher mit Tilli ein italienisches Kartenspiel. Für seine 75 Jahre ist er noch sehr rüstig und von Charakter durchaus sympathisch.

Unser Wirt im Hôtel d'Italia interessierte sich sehr für Tillis Verlobung und erbot sich, uns ein feines, kleines Verlobungsdiner zu arrangieren. Mit Warburgs und Onkel Louis waren wir sehr vergnügt; statt des Champagners tranken wir Asti spumante, den meine Damen besonders lieben. Die Tafel war mit den schönsten Blumen geschmückt, die hier jetzt in Massen auf den Straßen angeboten werden. Auch Louis feierte das Brautpaar mit einem Diner im Grand Hôtel — großartiger und eleganter als unser altes Hôtel d'Italia —, erst später erinnerten wir uns daran, daß gerade an demselben Tage sein Geburtstag war.

Bei Warburgs machten wir die Bekanntschaft des Professors H. und seiner anmutigen Frau. Er ist Bildhauer, nicht sehr bedeutend als Künstler, wie man mir sagte, aber ein schöner und liebenswürdiger Mann. Wir brachten einen Abend bei ihm zu in seiner mit Kunstwerken aller Art geschmückten hübschen Wohnung in der Via Poggio Imperiale — der von alten Eichen und Zypressen beschatteten Landstraße vor der Porta Romana. Es freute uns, hier und bei Warburgs den geselligen Kreis kennen zu lernen, in dem Tilli während des

Winters so freundliche Aufnahme gefunden und hoffentlich auch später einen anregenden freundschaftlichen Verkehr finden wird.

April, 16. bis 24. Die Sehenswürdigkeiten von Florenz wurden fleißig besucht, Galerien und Kirchen unter der sachkundigen Leitung unseres Schwiegersohnes. So sahen wir manches, was wir früher nicht gesehen und manches mit anderen Augen als früher. Zuweilen ging ich auch allein, wenn die Damen Besorgungen machten. Neu und interessant war mir ein Besuch der Certosa und die Besichtigung der Kunstschätze des großen Antiquitäten- und Kunsthändlers Bardini. Dr. Warburg, der bei Bardini bekannt war, ging mit mir hin. In einem alten Palazzo auf dem südlichen Arno-Ufer gaben wir unsere Karten ab und wurden sodann von einem älteren Herrn, der alle europäischen Sprachen gebrochen zu sprechen schien, durch das ganze Haus geführt. Eine unglaubliche Menge der verschiedensten Gegenstände, von ganzen Holzplafonds und steinernen Portalen, die in das Haus in geschmackvoller Weise eingebaut waren, ganzen Kirchenausstattungen an Altären, Bildern, Geräten, geschnitzten Gestühlen bis zu den feinsten Produkten der Goldschmiedekunst, Stickereien, alten Medaillen usw. Und in dem ganzen keine Spur von Reklame, keine Anpreisung, ja nicht einmal Preise. Man glaubte im Hause eines vornehmen Sammlers zu sein, der kolossale Summen für seine Liebhabereien ausgegeben hatte. Mit einem Permesso des Besitzers versehen, fuhren wir nach der Villa Bardini, die etwa eine halbe Stunde von der Stadt auf einem Hügel mit herrlicher Aussicht in großem Garten liegt. Wir glaubten, wir würden nun in das Wohnhaus des Besitzers kommen, denn der Palazzo war nur Museum. Wie groß war aber unsere Überraschung, als wir in der Villa auch nur wunder-

volle Sammlungen alten Hausrats und alter Kunstwerke fanden. Das ganze Etablissement ist auf die Amerikaner berechnet, die teils für reiche Privatleute, teils für städtische Sammlungen, Museen usw. hier kaufen. Wer auf bestimmte Gegenstände reflektiert, wendet sich schriftlich an Herrn Bardini, der übrigens — eine Art Aktiengesellschaft repräsentieren soll. Das Ganze ist interessant als eine moderne Form, wie derartige Geschäfte betrieben werden. Wer hätte es vor einigen Jahrzehnten noch für möglich gehalten, daß sich aus den Geschäften der Antiquitätenhändler, die in dunkeln Gassen und noch dunkleren Läden aus bestaubten Ecken ihre alten Geräte, Bilder und Seltenheiten herausholten, sich eine Villa Bardini entwickeln könne.

Von Interesse war mir auch ein Besuch, den ich mit Warburg bei einem Florentiner Stadtrat, dem Advokaten Freccia, machte. Dieser Herr beschäftigt sich mit der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse für die unbemittelten Volksklassen — eine Aufgabe, die in allen größeren Städten zu den dringendsten und schwierigsten gehört und gerade jetzt auch in Hamburg uns sehr in Anspruch nimmt. Die Wohnungen, die Herr Freccia uns zeigte, waren vortrefflich, die Mieten sehr billig, so daß auch schlecht bezahlte Arbeiter sie wohl tragen können; als ich aber fragte, wie es möglich sei, bei so billigen Mieten die Bau- und Unterhaltungskosten zu decken, ergab sich, daß ein großer Teil der Kosten durch öffentliche oder private Wohltätigkeit gedeckt wurde. Es war also in Wahrheit eine Form der Armenunterstützung: statt des Geldes erhalten die Unterstützten gesunde, gute Wohnungen zu einem Mietpreis, der weit unter den notwendigen Herstellungskosten zurückbleibt. Eine solche Form der Unterstützung ist sehr zweckmäßig — ähnliche Einrichtungen haben wir ja auch in Hamburg, z. B. bei den Wohnungen des Schuldtstifts — aber zur Lösung der Wohnungsfrage trägt sie

doch nur sehr wenig bei. Denn bei dieser kommt es eben darauf an, der großen Masse der Arbeiter gute Wohnungen zu verschaffen, zu Preisen, die sie bezahlen können und die zugleich die Kosten decken bzw. eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals ergeben. Ob das überhaupt in jetziger Zeit möglich ist, davon wird die Lösung der Wohnungsfrage abhängen. Ist es nicht möglich, muß Staatshilfe eintreten, um die Wohnungen herzustellen: dann handelt es sich um eine so gewaltige Inanspruchnahme der Staats- oder Gemeindekassen, daß mit den bisher verfügbaren Mitteln sicherlich nichts zu machen ist. Aber nicht nur in finanzieller Beziehung, sondern auch prinzipiell wäre die Anerkennung einer Verpflichtung des Staates oder der Gemeinden zur Herstellung gesunder Arbeiterwohnungen und Vermietung derselben unter dem Kostenpreise, m. a. W. zur Lieferung solcher Wohnungen zu einer Miete, welche die Arbeiter aus ihrem Verdienste bezahlen können, von der größten Bedeutung und gar nicht zu übersehenden Konsequenzen. Die Höhe der Mieten würde notwendigerweise abhängig sein von der Höhe des Arbeitslohnes und den steigenden Ansprüchen der Arbeiter an ihre allgemeine Lebenshaltung. Ein Mietekampf zwischen den Gemeinden und den Arbeitern — ähnlich dem Lohnkampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer — würde für die ersteren unmöglich sein; in Bälde würden die Arbeiter die Höhe der von ihnen zu bezahlenden Mieten bestimmen. Von dem Anspruch auf Gewährung einer Wohnung auf öffentliche Kosten ist aber offenbar nur ein kleiner Schritt zu der Forderung der Gewährung eines auskömmlichen Arbeitsverdienstes.

April 21., 26. bis 30.; Mai 3., 4. Schon als wir vor 1½ Jahren in Rom und Neapel waren, hatten wir uns vorgenommen, bei nächster Gelegenheit einige der kleineren Städte

in Ober- und Mittelitalien zu besuchen, von denen wir so viel Schönes und Interessantes gehört hatten. Dieser Plan konnte jetzt um so besser ausgeführt werden, als Jolles bei häufigem Aufenthalt in Italien die meisten in Betracht kommenden Städte kennen gelernt und bei seinen kunstgeschichtlichen Studien sich vielfach und eingehend mit ihnen beschäftigt hatte.

Der erste Besuch, den wir am 21. April in Prato machten, hatte allerdings noch einen besonderen, ziemlich prosaischen Zweck: wir wollten einen Tischler sprechen, der uns sehr gerühmt worden war und dem wir Aufträge erteilen wollten für die Ausstattung der Villa in San Domenico. Aber auch ohne einen solchen Nebenzweck ist ein Besuch in Prato lohnend. Der Dom mit der an der Fassade angebrachten schönen Kanzel von Donatello und im Inneren Fresken von Fra Filippo Lippi ist sehr sehenswert. Wir frühstückten in einem echt italienischen Restaurant, bewunderten das massive, fast fensterlose Rathaus nur von außen und fuhren dann im offenen Wagen auf schattenloser Landstraße nach Pistoja, das nach Baedeker weniger Einwohner hat als Prato, aber einen viel stattlicheren Eindruck macht. Als wir auf dem Domplatze unsern Wagen verließen, wurden wir von Bettlern jeden Alters und Geschlechts förmlich überfallen. Außer dem Dom besuchten wir noch verschiedene andere Kirchen, in denen sehenswerte Skulpturen oder Bilder zu finden waren. Nachmittags machte ich mit Jolles, während die Damen sich in einer Konditorei ausruhten, einen Spaziergang um die alten Mauern der Stadt herum mit schönen Aussichten auf das Gebirge. Da es Sonnabend war, hatte die ganze Bevölkerung der Stadt früh Feierabend gemacht, und die Straßen waren voll von schwatzenden, rauchenden Menschen.

Eine weitere Reise traten wir am 26. April an. Jolles hatte uns durch einen längeren Vortrag über Franz von Assisi

und Giotto auf die Bedeutung der berühmten Giottoschen Fresken hingewiesen. Wir fuhren morgens nach Perugia. Einige kleine Städte, bei denen wir vorbeifuhren, lagen malerisch auf steilen Hügeln; der trasimenische See interessierte uns hauptsächlich der historischen Erinnerungen wegen. In Perugia fuhren wir mit — elektrischer Straßenbahn vom Bahnhof zu der ziemlich entfernt auf steiler Höhe belegenen Stadt hinauf. Die Bahn führt bis mitten in die altertümliche Stadt hinein und erinnert die Reisenden an die kolossalen Veränderungen, welche der moderne Verkehr überall hervorbringt. Wir besahen den im Innern sehr stattlichen Dom, in welchem der jetzige Papst als Erzbischof lange funktioniert hatte, besuchten dann eine große Sammlung von Gemälden umbrischer Maler im altertümlichen Stadthause und frühstückten in dem von allen Seiten gerühmten „Grand Hôtel", das eine herrliche Lage hat, im übrigen uns aber weniger anzog, da es voll von Engländern und nicht behaglich für uns Passanten war. Nach dem Frühstück besahen wir noch die Sammlung etruskischer Altertümer in der Universität und fuhren dann im offenen Wagen bei schönem Wetter nach Assisi. Unterwegs besuchten wir das höchst interessante Grab der Volumnier. In Assisi fanden wir im Hotel Subasio gutes Logis und ein echt italienisches Abendessen. Ich ging vorher noch mit Jolles in die nahe Kirche des heiligen Franz: es war aber schon zu dunkel, um etwas von den Bildern zu sehen. Die berühmte Unterkirche ist überhaupt so dunkel, daß man eigentlich nur morgens eine einigermaßen günstige Beleuchtung hat. In der Nacht wurden wir durch allerlei Lärm, Wagenfahren und Unruhe im Hotel sehr gestört; als wir unsere Zimmer verließen, war zu unserer Überraschung im ganzen Hause, sogar im Lesezimmer und auf der Veranda für zahlreiche Gäste gedeckt. Es waren in der Nacht 400 bis

500 Pilger angekommen, von der modernen Sorte, die mit der Eisenbahn reist und durch Cook oder Stangen nach Rom und zurück befördert wird. Uns brachte es den Vorteil, daß die Unterkirche mit zahlreichen Kerzen erleuchtet war und beim Hochamt schön gesungen wurde. Wir blieben lange in beiden Kirchen und ließen uns Bedeutung und Schönheit der Fresken erklären. Dann machten wir einen langen Spaziergang durch die Stadt und besahen, was es an Sehenswürdigkeiten gibt, natürlich auch die Reste des alten Minervatempels, die Goethe so entzückten, während er die Giottoschen Fresken mit keiner Silbe erwähnt. Um Mittag fuhren die Pilger — Herren und Damen, Franzosen und Deutsche — in zahlreichen Wagen von dannen; es war ein Spektakel, wie nur eine Masse italienischer Kutscher ihn vollbringen können. Im ganzen haben die Pilger uns nicht imponiert; so ein alter Fußwanderer in härener Kutte, der betend von einem wundertätigen Bilde zum anderen zog, war doch eine sympathischere Erscheinung als diese Herren und Damen, die zu sehr ermäßigten Preisen eine bequeme Reise nach Italien machen, in der Kirche Ansichtspostkarten schreiben und schließlich etwas sehr Verdienstliches getan zu haben glauben.

Am Nachmittag war Assisi völlig leer, mit den Pilgern schien alles Leben aus der kleinen alten Bergstadt gewichen. Wir fuhren nach der uralten kleinen Kirche des heiligen Damian, gingen in das Kloster der heiligen Clara, in welches wunderlicherweise nur die Herren hineingelassen wurden, da es jetzt ein Mönchskloster ist, und freuten uns an einem herrlichen Sonnenuntergang.

In Hamburg hatte man uns sehr abgeraten, in Assisi zu übernachten, und in der Tat kommen die meisten Reisenden von Perugia gefahren und kehren noch an demselben Tage

nach dem berühmten Engländerhotel zurück. Wir waren sehr froh, daß wir es auf Jolles Rat anders gemacht hatten. Assisi wird uns in der Erinnerung von großem Interesse sein.

Der nächste Tag war ein Reisetag, wie man ihn in dieser Art in Deutschland kaum erlebt. Wir wollten nach Siena, das gar nicht sehr entfernt von Assisi liegt. Beide Orte sind durch Eisenbahn verbunden, und trotzdem brauchten wir fast den ganzen Tag, um hinüber zu gelangen. Erst zwei Stunden Aufenthalt in Perugia, dann Wagenwechsel und eine Stunde Aufenthalt in Terontola, dann Wagenwechsel und zwei Stunden Pause in Chiusi: bei gutem Wetter und brillanter Stimmung genossen wir Aussicht und mancherlei Speisen und Getränke und kamen gegen Abend glücklich in Siena an. Es war gerade das Fest der heiligen Katharina, das während einer ganzen Woche gefeiert wird mit täglichem Gottesdienst, Prozessionen, Musiken und schließlich am letzten Tage mit Feuerwerk und Illumination! Das Feuerwerk verregnete leider, aber die Illumination am Sonntagabend war sehr hübsch. Die engen Gassen waren derartig mit Menschen gefüllt, daß es Mathilde im Gedränge ungemütlich wurde. Das Volk war aber durchaus manierlich und höflich. Siena macht mit seinem prachtvollen Dom, den 42 Kirchen, vielen alten Palästen, dem merkwürdigen Rathause und Marktplatz und — als Gegensatz gegen das Altertümliche — der ganz modernen Piazza mit einem nagelneuen Garibaldidenkmal einen sehr interessanten Eindruck. Der Dom ist eine der schönsten Kirchen, die ich in Italien gesehen habe. Die Gemäldegalerie interessierte mich weniger als die wundervoll erhaltenen Fresken — das Leben des Papstes Aeneas Sylvius — in der Dombibliothek. Einen eigentümlichen Eindruck machte es, daß die Sieneserinnen, alt und jung, mit großen sog. Florentiner Strohhüten einhergingen,

die bei jeder Bewegung auf und nieder klappten. Als am Sonntag mittag eine große, bunt ausstaffierte Kinderprozession durch die Straßen nach der Kirche der heiligen Katharina zog, spielte gleichzeitig Militärmusik auf der Piazza. An beiden Stellen drängte sich das Volk — ob es sich des wunderbaren Gegensatzes zwischen alter und neuer Zeit bewußt war?

Im „Grand Hôtel" war es sehr voll, Engländer, Russen usw. Die alte Wirtin trug aber einen gemütlich nationalen Charakter zur Schau, und im Bureau herrschte auch durchaus italienische Ordnung: die Briefe lagen auf einem Stuhl, und jeder suchte sich heraus, was er haben wollte.

Von Siena kehrten wir über Empoli nach Florenz zurück, wo wir noch einige Tage blieben, um Abschied zu nehmen und einiges zu besorgen.

Dann fuhren wir am 3. Mai nachmittags über Bologna nach Padua. Die Fahrt über die Apenninen sahen wir auch dieses Mal nicht im günstigen Lichte. Das stattliche Bologna steht so lebendig in unserer Erinnerung, daß wir keinen Grund hatten, dort zu bleiben. Padua aber mußten wir der Giottoschen Fresken wegen besuchen. Es hat uns nicht gereut. Die alte Universitätsstadt mit ihren vielen stattlichen und wunderlichen Gebäuden, die großartige San-Antonio-Kirche mit ihren sieben Kuppeln, die Arena-Kapelle mit den Fresken, die köstliche Reiterstatue des Gattamalata — wir hatten fast zu viel zu sehen in den wenigen Stunden, die wir nur bleiben konnten. Man merkt aber sehr, daß Padua von dem großen Fremdenstrom nicht besucht wird: im Croce d'ore, dem ersten Hotel, waren Zustände, die meine Frau mit Entsetzen erfüllten. Da wir beschlossen hatten, für dieses Mal nicht nach Venedig zu gehen, war Verona die letzte italienische Stadt, in der wir Station machten. Bei unserer ersten italienischen Reise vor

sechs Jahren war es das erste, was wir in Italien sahen. Wir stiegen in demselben Hotel Londres ab, das sich sehr wesentlich modernisiert hatte, und genossen wiederum den Zauber, den Verona auch auf diejenigen ausübt, die, wie wir, so viel des Schönen gesehen haben. San Zeno hatten wir früher nicht gesehen; es machte einen sehr großen Eindruck auf uns. Vor Tische brachte der Hotelomnibus Bekannte aus Hamburg, Dr. A. Wolffson und Frau, die direkt von Berlin mit dem Luxuszuge durchgefahren waren.

Am folgenden Tage setzten wir uns um Mittag in den von Mailand kommenden „Nord-Süd-Expreß", der uns abends um 10 Uhr nach München brachte. Die Beförderung ist nicht nur rasch, sondern in jeder Beziehung bequem, mit Restauration im Zuge, ohne Gepäckrevision an den Grenzen. Das Wetter war herrlich und die Fahrt durch Tirol sehr genußreich. Auf dem Brenner lagen noch Reste des Winterschnees; die höheren Bergpartien waren noch ganz weiß.

In München stiegen wir in dem uns altbekannten Rheinischen Hof ab, wo wir sehr gutes Quartier fanden, da es in dieser Jahreszeit nicht voll in München ist. Drei Tage blieben wir in M., dann trennte sich Jolles von uns, um direkt nach Amsterdam zu fahren, während wir nach kurzem Aufenthalt bei Resi in Berlin nach Hamburg zurückkehrten.

Mancherlei Erlebnisse als Bürgermeister
Große Feste, interessante Menschen

Wenn ich gelegentlich von großen Männern erzähle, denen ich begegnet bin, oder von Festen, bei denen ich interessante Dinge erlebte, so sagt man mir: du solltest das aufschreiben; wie interessant wird das später für dich selbst und für deine Kinder und Enkel sein. Es ist wahr, als Bürgermeister habe ich manches gesehen und mitgemacht, was nicht vielen zuteil wird. Schon in früherer Zeit habe ich in einzelnen Fällen berühmte Männer gesehen, die als Gäste nach Hamburg kamen, und an Festen teilgenommen, die der Senat bei besonderer Veranlassung gegeben hat. Im allgemeinen hielt ich mich aber sehr zurück, aus verschiedenen Gründen. Von Natur habe ich wenig Freude an allem, was man unter Repräsentation nach außen versteht; im Grunde bin ich scheu und fühle mich unbehaglich im Verkehr mit Fremden und insbesondere mit hochstehenden Personen. Nachdem ich Bürgermeister geworden, war es meine Pflicht, den Senat zu vertreten; die Gelegenheiten traten häufiger an mich heran und die natürliche „Blödigkeit" schwand mehr und mehr. Wenn ich jetzt auf die zwölf Jahre zurückblicke, seit ich zuerst zum Bürgermeister gewählt wurde, bin ich selbst erstaunt, wie oft ich habe öffentlich auftreten müssen, sei es nur repräsentativ, sei es redend, und wie sehr ich mich daran gewöhnt habe.

Die weitaus bedeutendste Bekanntschaft, die ich im Laufe der Jahre gemacht habe — ich meine unsern Verkehr mit dem Fürsten Bismarck —, habe ich schon ausführlich besprochen. Von den beiden ersten Kaisern habe ich nur schwache persönliche Erinnerungen. Kaiser Friedrich habe ich als Kronprinzen mit seiner Gemahlin gesehen, als er, ich glaube es war 1877, zum Besuche in Hamburg war. Der Senat gab ein Diner und ein großes Abendfest in der Kunsthalle. Ich war einer der jüngsten Senatoren, hielt mich im Hintergrunde und behielt nur die Erinnerung an die schöne, ritterliche Gestalt des Prinzen. Als Kaiser Wilhelm I. in den achtziger Jahren zum ersten und letzten Male (als Kaiser) nach Hamburg kam, war ich auf einer Ferienreise in Tirol. Es war mir nicht eingefallen, mich mit meiner Reise nach dem Kaiserfest zu richten; im Gegenteil war es mir ganz lieb, nicht dabei zu sein. Dagegen habe ich mit freudigem Interesse an den Festen teilgenommen, als Kaiser Wilhelm II. bald nach seiner Thronbesteigung (1888, 29. Oktober) zur Schlußsteinlegung des Hamburger Freihafens herkam. Versmann und Petersen waren damals Bürgermeister; ersterer hielt bei dem Diner (in der Kunsthalle!) die Rede, auf welche der Kaiser antwortete. Ich hörte den Kaiser an jenem Tage zum ersten Male und war erstaunt und erfreut über die Lebhaftigkeit seiner Rede. Von den vielen hochgestellten und bedeutenden Männern, die den Kaiser damals begleiteten, ist mir nur Moltke erinnerlich, der wie ein junger Mann die große Treppe in der Kunsthalle hinauflief. Als er nach Tische die Bilder an den Wänden betrachtete, sagte ich ihm, daß wir ein sehr gutes Bild von ihm besäßen, das ihn in Versailles darstelle. „Ach, das mit der Mütze," sagte der Feldmarschall und deutete damit an, wie sehr ihm das Äußere der Uniform auch bei dem Bilde wesentlich erschien.

Im Jahre 1890 hatte ich zum erstenmal als Präsident des Senats das Hoch auf den Kaiser am Geburtstage desselben auszubringen. Ich wollte hervorheben, wie unser Vertrauen auf den jugendlichen Kaiser um so fester begründet sei, weil er das Regiment im Einvernehmen mit dem großen Kanzler, dem treuen Diener und Berater seines Großvaters, führe. Aus irgendeinem Grunde änderte ich den Entwurf der Rede; sicherlich nicht, weil ich voraussah, daß nach wenigen Wochen Bismarck entlassen werden würde.

Die Senatsdiners an Kaisers Geburtstag waren damals im Hotel de l'Europe, später einige Jahre im Hamburger Hof, bis 1898 zuerst das Diner im Rathause stattfinden konnte. Als ich Senator wurde, waren diese Diners begreiflicherweise etwas ganz Neues; der Präsident des Senats versammelte die fremden Diplomaten, Konsuln, höhere Militärs und so viele Senatsmitglieder, wie der Raum gestattete, in seinem Hause. Bei Petersen in der Theaterstraße war es recht eng. Weber deckte in seinem stattlichen Hause am Steintorwall durch zwei Zimmer durch, um eine größere Anzahl von Gästen setzen zu können; Kirchenpauer war der erste, der das Diner im Hotel gab, weil sein Haus zu wenig geeignet war für solche Feste. Dann beschloß der Senat sehr richtigerweise, das Diner als ein offizielles auf Kosten des Senats stattfinden zu lassen. Die Frage, wer eingeladen werden sollte, machte von Anfang an Schwierigkeiten. Die Zahl der Gäste wurde vergrößert, aber es ist dabei geblieben, daß neben dem Senat und dem Vorstande der Bürgerschaft die fremden Konsuln die Hauptrolle spielen und neben Vertretern der Reichsbehörden und der Gerichte die Hamburgischen Verwaltungsbehörden in den Hintergrund treten müssen.

Im September 1890 wurde dem aus Afrika zurückgekehrten Major Wißmann im Hamburger Hof ein Festmahl gegeben. Die Unterhaltung bei Tische war eine sehr lebhafte; zum Nachtisch veranstaltete Wißmann eine Sammlung für den Dampfer, der den Tanganykasee befahren sollte. Ein paar Jahre später (1896) sah ich Wißmann wieder, als der „Herzog" der Ostafrikalinie seine Probefahrt machte. Wißmanns Gesundheit schien gelitten zu haben; man sagte, er sei morphiumsüchtig. Es war rauhes Wetter, als wir von der Elbmündung hinausfuhren: Wißmann spielte während der ganzen Zeit Skat mit dem Staatsminister v. Bötticher. Während des Mittagessens wurden viele Reden gehalten; als unser Carl, der mit den jungen Leuten in einer anderen Kajüte aß, in der Tür stand und zuhörte, reichte Bötticher ihm ein Gläschen Champagner. Der arme Mann hatte einige Zeit vorher einen Sohn in Carls Alter verloren, der beim Segeln ertrunken war. An Bord des „Herzog" war auch der alte Jorrissen, Richter aus dem Burenstaat Transvaal. Damals war von dem Jamesoneinfall noch nicht die Rede, aber der alte Haß der Buren gegen die Engländer war so groß, daß J. mir sagte, sein größter Wunsch sei, einmal Seite an Seite mit den Deutschen gegen die Engländer zu kämpfen.

1892

Das Jahr 1892 brachte uns die furchtbare Choleraepidemie. Im Mai hatten wir die Erinnerung an den großen Brand gefeiert. Ich hatte im großen Sagebielschen Saal die Festrede gehalten, Petersen am folgenden Tage bei der Richtfeier des neuen Rathauses im Freien gesprochen. Bald darauf erkrankte er und kam nicht wieder in den Senat bis zu seinem Tode. So führte ich während des ganzen Sommers und Herbstes das Präsidium und hatte in der Cholerazeit den Senat sowohl

in den Verhandlungen mit Berlin als auch in der Bürgerschaft zu vertreten. Die Epidemie war vorüber, aber noch waren die Hamburger im übrigen Deutschland der Ansteckung verdächtig, als der Senat vom Kaiser zur Teilnahme an der Einweihung der restaurierten Schloßkirche zu Wittenberg eingeladen wurde. Hamburg hatte sich, wie alle anderen protestantischen Staaten Deutschlands, an der Stiftung des reichgeschnitzten Gestühles im Chor der Kirche beteiligt. Im Senat waren die Ansichten geteilt, ob es richtig sei, unter den damaligen Umständen die Einladung des Kaisers anzunehmen. Man entschied sich für die Annahme und am 30. Oktober fuhr ich über Berlin nach Wittenberg. Auf dem Bahnhof in Berlin wollte man mich, weil ich aus Hamburg kam, ärztlich kontrollieren, aber meine Einladungskarte vom Hofmarschallamt beseitigte alle sanitären Bedenken. In Wittenberg traf ich mit dem alten Bürgermeister Behn aus Lübeck und Bürgermeister Pauli aus Bremen zusammen. Die Stadt machte einen sehr festlichen Eindruck, das Wetter war herrlich. Jedem von uns war ein kaiserlicher Diener und eine Equipage zur Verfügung gestellt. Der Verlauf der Dinge zeigte, wie notwendig dies war. Als wir uns am Morgen des 31. vor dem Rathause versammelt hatten, um den aus Berlin kommenden Kaiser zu erwarten, stellte Behn mich auf meinen Wunsch dem Reichskanzler Caprivi vor. Ich weiß nicht, ob Behn sich versprochen oder Caprivi ihn falsch verstanden hatte, jedenfalls hielt letzterer mich für den Bremer Bürgermeister und sprach sich sehr erfreut darüber aus, daß wir von der Epidemie verschont geblieben seien. Als ich den Irrtum aufklärte, machte Caprivi ein sehr ernstes Gesicht und sagte fast drohend, wir sollten sehr vorsichtig sein, die Epidemie würde im nächsten Jahre wiederkommen. Ich fand diese Bemerkung sehr unpassend, schwieg aber natürlich und ließ mich in der Freude an dem

schönen Tage nicht stören. Der Kaiser kam mit großem Gefolge von Fürsten, er begrüßte uns sehr freundlich und sprach mir persönlich seine Freude aus, daß die Bürger Hamburgs mit so viel Energie die Cholera bekämpft hätten. Mich der Kaiserin vorstellen zu lassen, war keine Zeit, denn es ging sofort in feierlichem Zuge nach der Kirche, wo jeder von uns in dem von seiner Stadt gestifteten Chorstuhle saß. Hofprediger Faber predigte sehr beredt; ich achtete aber mehr auf den Kaiser und die Fürsten. Die Liturgie war für mich fremdartig; wir mußten viel knien, was dem alten Herrn Behn an meiner Seite schwer fiel. Nach dem Gottesdienste ging es im Galopp nach dem Lutherhause, wo zunächst eine vom Kaiser verlesene Urkunde von den Fürsten und Bürgermeistern unterschrieben und sodann in zwei großen Sälen gegessen wurde. Ich saß zwischen dem früheren Staatsminister v. Puttkamer und dem Grafen Waldersee, den ich von Altona her gut kannte und der mir alle Fürstlichkeiten zeigte und sich offen über dieselben aussprach. Puttkamer fragte viel nach dem Auftreten der Cholera in Hamburg; aus seinen Fragen ging hervor, daß er glaubte, wir hätten doch wohl manches verheimlicht. Unter den Generalsuperintendenten, die alle mit dem goldenen Kreuz geschmückt waren, erkannte ich unseren alten Freund Wilhelm Baur, der damals in Koblenz lebte. Vor Tisch hatten wir übrigens noch einen großen Festzug angesehen, und sofort nach Tisch ging es wieder im Galopp zur Festvorstellung des „Lutherspiels". Ohne die Wagen wären wir gar nicht mitgekommen, und ohne die kaiserlichen Diener bei dem Gedränge in den Straßen nicht durchgekommen. Interessant war, daß der Kaiser die Rede bei Tische ablas. Ich habe das später noch einmal — in Holtenau — erlebt und bin überzeugt, daß damit in allgemein erkennbarer Weise ausgedrückt werden sollte, daß es sich um eine vorher im

Wortlaut festgestellte Rede handle. Sehr auffallend war, daß niemand ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte. Es hieß nachher, von den anwesenden Fürsten habe keiner ohne besondere Aufforderung das Wort nehmen wollen. Der einzige evangelische König, der Württemberger, hatte im letzten Augenblick wegen Familientrauer abgesagt. Da der Kaiser noch an demselben Abend wieder in Berlin sein wollte, jagte alles gleich nach dem Schlusse des Festspiels davon, um die bereitstehenden Extrazüge zu erreichen.

1893

1893 im August meldete sich Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, als Inspekteur des IX. Armeekorps bei dem Senate an, da er auch auf Hamburger Gebiet zu inspizieren gedenke. Der Senat lud ihn zu einem Frühstück und einer Elbfahrt ein. Der Prinz wurde an der Altonaer Grenze empfangen und fuhr dann bei mir vor. Nach kurzer Unterhaltung fuhr ich mit ihm zu Pfordte, wo das Frühstück im kleinen Kreise stattfand. Abends wurde beim Grafen Waldersee in Altona diniert. Ich saß neben dem Prinzen, der sehr offen und interessant von seiner Universitätszeit, seinen Vettern, dem Kaiser Friedrich und dem Prinzen Friedrich Karl sowie dem verstorbenen Großherzog von Mecklenburg manches erzählte. Es fiel mir auf, daß der Prinz einen früheren Besuch in Hamburg, bei welchem er bei Albertus v. Ohlendorff gewohnt und die Gewerbeausstellung von 1889 besucht hatte, mit keinem Worte erwähnte, vielmehr sich äußerte, als ob er lange nicht in Hamburg gewesen sei. Als der Prinz 1898 wieder als Inspekteur kam und der Senat ihm ein Festmahl im neuen Rathause gab, machte ich eine ähnliche Bemerkung. Auch dieses Mal erwähnte er den Besuch von 1893 so wenig wie den von 1889. Möglicherweise verwischt sich die Erinnerung an der-

artige Vorgänge bei Fürsten, die fortwährend in Bewegung sind und bald hier, bald dort Feste mitmachen. Der Prinz sprach sich übrigens bei beiden Inspektionen so überaus anerkennend über die Leistungen Waldersees aus, daß die Bedeutung des letzteren stark hervortrat. Über die militärische Bedeutung des Prinzen äußerten sich die Offiziere ziemlich geringschätzig.

1895

Das Jahr 1895 war reich an interessanten Erlebnissen. Zuerst kam Bismarcks achtzigster Geburtstag. Von allen Universitäten und technischen Hochschulen versammelten sich die Vertreter früh morgens vor dem Dammtor. Der bunte studentische Wichs machte sich sehr hübsch; die äußere Eleganz war bei den Technikern am größten. Die Korps hielten sich ziemlich reserviert. Abends war großer Kommers in beiden Sagebielschen Sälen. Ich war im Laufe des Tages ersucht worden, namens des Senats zu sprechen. In dem Durchgang zwischen beiden Sälen war ein ziemlich hohes Podium errichtet, auf dem das Präsidium, bestehend aus Studenten verschiedener Universitäten und Fakultäten, saß und von wo aus geredet wurde. Es war eine schwierige Aufgabe, sich zu Gehör zu bringen; es soll mir aber ziemlich gelungen sein. Während des Kommerses begrüßte mich Kusserow, unser früherer preußischer Gesandter und einer der begeistertsten Anhänger des großen Kanzlers. Der Kommers war der größte, den ich je mitgemacht habe, die Stimmung eine wohltuend warme. Die Reden sowohl der Studenten als auch insbesondere einiger Professoren waren sehr gut. Am folgenden Tage hatten die Korps einen Separatkommers im Zoologischen Garten, die Burschenschaften im Konventgarten. Es wurde erzählt, die Polizei habe Befehl gehabt, in diesen Tagen unter keinen Umständen gegen Studenten einzuschreiten,

und das Ergebnis sei gewesen, daß ein Polizist von Studenten jubelnd nach dem — Stadthause getragen wurde, natürlich in später Nachtstunde.

Anfang Juni desselben Jahres kam ein sehr merkwürdiger Besuch nach Hamburg. Der große englische Reeder Sir Donald Currie hatte eines seiner prachtvollen Dampfschiffe, „Tantallon Castle", dem alten Gladstone zu einer Erholungsreise zur Verfügung gestellt. Außer Gladstones Familie war ein größerer Kreis von Freunden um ihn versammelt. Hamburger Herren, die sich aus irgendeinem Grunde berufen fühlten, dem großen englischen Staatsmanne (oder dem großen Reeder?) Freundlichkeiten zu erweisen, hatten ein Diner im Zoologischen Garten zu Ehren der englischen Gesellschaft arrangiert und u. a. auch mich eingeladen. Leider kam Gladstone nicht, da er nach kürzlich überstandener schwerer Krankheit sich schonen mußte. Präsident Sieveking hielt eine reichlich lange und gelehrte englische Rede. In englischen Zeitungen las man nachher, das Fest sei sehr eigentümlich gewesen: zwischen den Gängen sei so viel geredet, daß alle Speisen kalt geworden seien. Mein Schwiegersohn Fritz saß neben Melton Prior, dem bekannten Zeichner der „Illustrated London News", der auch zur Reisegesellschaft gehörte und während des Festmahls Karikaturen zeichnete. Am nächsten Tage waren eine Menge Hamburger Herren und Damen zum Diner auf der „Tantallon Castle" eingeladen. Ich führte die alte Mrs. Gladstone zu Tische und saß Gladstone gerade gegenüber. Vor Tische hatte er uns sitzend im Salon empfangen und einen sehr schwachen Eindruck gemacht. Während des Essens paßte seine Frau ängstlich auf, daß er keine Diätfehler machte. Die Unterhaltung mit der alten Dame litt etwas unter ihrer geteilten Aufmerksamkeit. Das Diner wurde natürlich auf englische Weise serviert. Beim Nachtisch kam Sir

Donald zu mir und flüsterte mir zu, alle wünschten Gladstone reden zu hören; er selbst könne nichts dazu tun, wenn ich aber ein Hoch auf Gladstone ausbringen wolle, würde er gewiß antworten. Ich entschloß mich schnell und begrüßte Gladstone mit einigen englischen Redensarten, wie sie mir die angeregte Stimmung eingab, in der wir uns befanden. Kaum hatte ich geendet, als Gladstone sich erhob und eine Rede hielt, die den ganzen Zauber seiner großen oratorischen Begabung zeigte. Er machte sehr liebenswürdige Bemerkungen über das Verhältnis Englands zu Deutschland, unsere enge Stammesverwandtschaft usw. — was nicht ganz mit der antideutschen Gesinnung stimmte, die er als Staatsmann oft an den Tag gelegt hat. Die ganze Gesellschaft — die englische noch mehr als die Hamburger Gäste — war elektrisiert durch die Rede des in England so außerordentlich gefeierten alten Herrn. Nach Tische saß ich eine Zeitlang allein neben ihm. Wir sprachen über — Bismarck, den Gladstone gern in Friedrichsruh besucht hätte, der sich aber mit Unwohlsein entschuldigt hatte. Dann kam ein alter englischer Freund, um, wie jeden Abend, eine Partie Backgammon mit Gladstone zu spielen. Später wurde im Speisesaal Musik gemacht, schottische Pfeifer tanzten; erst spät trennten wir uns von dem prächtigen Schiffe und der liebenswürdigen Gesellschaft. Beim Abschied erhielten wir von Currie gedruckte und illustrierte Erinnerungen an das Schiff, die etwas zu sehr den Eindruck der Reklame machten. Die ganze Gesellschaft fuhr von hier nach der Ostsee, wo der König und die Königin von Dänemark an Bord kamen, um Gladstone zu begrüßen.

Bald darauf, am 19. Juni 1895, war das große Fest zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals, für welches der Senat seit Wochen Vorbereitungen getroffen hatte. Der Kaiser hatte alle

deutschen und viele auswärtige Fürsten zur Kanalfeier eingeladen, außerdem eine große Zahl vornehmer und ausgezeichneter Männer und Diplomaten, Reichstags- und Landtagsmitglieder, hervorragende Techniker und Militärs. Auf Wunsch des Kaisers versammelte sich die ganze Gesellschaft in Hamburg am Tage vor der eigentlichen Eröffnung des Kanals. Der Senat hatte 400 bis 500 Personen zum Diner im neuen Rathause eingeladen, das mit großen Kosten provisorisch fertiggestellt war. Inmitten der Binnenalster war eine Insel gebaut mit Terrassen und Pavillons, wo am Abend der Kaffee getrunken und das Feuerwerk betrachtet werden sollte. Da die Kaiserin auch erwartet wurde, sollten drei Damen des Senats und die Gräfin Waldersee am Diner teilnehmen. Die Frau des Senatspräsidenten Lehmann war in tiefer Trauer: so traf meine Frau das Los, als erste Dame Hamburgs zu fungieren. Sie freute sich sehr darauf und hatte sich ein hübsches Kostüm anfertigen lassen. Da sagte die Kaiserin am letzten Tage ab, und von jeder Teilnahme der Damen mußte abgesehen werden. Das war sehr fatal! Der Festtag war für die Mitglieder des Senats recht anstrengend. Schon um 7 Uhr morgens empfing ich den König von Sachsen am Dammtorbahnhof und geleitete ihn nach dem Hause von Frl. Jenisch am neuen Jungfernstieg, wo der König wohnte. Dann fuhr ich bei allen Fürsten vor, die am Abend vorher oder morgens angekommen waren und fast alle in Privathäusern abgestiegen waren. Mit dem König von Sachsen, der mir speziell anvertraut war (Lehmann empfing und geleitete den Prinzregenten Luitpold von Bayern, dem Sachsen den Vortritt gelassen hatte), fuhr ich zum Frühstück im Zoologischen Garten. Der König von Württemberg ließ auf sich warten; die Zeit mit den wartenden Fürsten war etwas peinlich. Die Fürsten selbst waren sehr liebenswürdig,

aber ihr Gefolge fand es unerhört, daß die hohen Herren stehend warten mußten. Beim Frühstück saßen wir ohne Tischordnung an kleinen Tischen; als an unserm Tische der Herzog von Genua — italienischer Admiral — französisch sprach, sagte König Albert: „Aber, mein lieber Neffe, du sprichst ja sehr gut deutsch?“ Nach dem Frühstück fuhren wir in langem Zuge durch die Stadt und dann im Dampfer durch den Hafen. Es war schwüles, gewitterdrohendes Wetter. Um 4 Uhr lieferte ich König Albert wieder in seiner Wohnung ab, zog mich schnell um und eilte wieder nach dem Bahnhof zum Empfang des Kaisers. Er begrüßte mich mit den Worten: „Wir kennen uns ja schon lange!“ Der Kaiser begab sich sofort an Bord der „Hohenzollern“, die mit vielen fremden Kriegsschiffen im Hafen lag. Zum Diner, bei dem der Senat im Ornat erschien, holte der damalige Polizeiherr, Hachmann, den Kaiser ab. Ich empfing ihn im Rathause am Fuße der Treppe, Lehmann oben an der Treppe. Die Begrüßung der Fürsten durch den Kaiser war sehr amüsant zu sehen; sie wurden alle geküßt. In den anderen Räumen hatte sich vorher eine sehr glänzende, bunte Gesellschaft versammelt — alles in höchster Gala. Im großen Saal war die Kaisertafel so gedeckt, daß der Kaiser, vom Kuppelsaal eintretend, gerade vor seinem Platze stand, Bayern saß zur rechten, Bürgermeister Lehmann zur linken, dann Sachsen. Gegenüber saßen Großfürst Wladimir, der Duke of York, dann kam ich, dann der Erzherzog Karl Stephan, der österreichische Admiral. Lehmanns Rede war sehr gut; der Kaiser antwortete in gehobener Stimmung. Bei Tische herrschte eine babylonische Sprachverwirrung; der Russe sprach nur französisch, der kleine York nur englisch; sowohl der Kaiser wie der Prinz von Bayern sprachen klassisches Französisch, der Kaiser natürlich auch englisch wie seine Muttersprache. Mein

Nachbar, der Erzherzog, war sehr gemütlich; gleich anfangs bat er mich, dafür zu sorgen, daß er nur Sekt zu trinken bekomme; er habe auf der Herfahrt mit dem Prinzen Heinrich von Kiel so viel getrunken, daß er nichts anderes mehr vertragen könne. Übrigens merkte man ihm nichts an. Als der Kaiser nach Tische auf den Balkon hinaustrat, blitzte und donnerte es, und der Großfürst machte die Bemerkung: „C'est le ciel, qui salue Votre Majesté."

Der Kaiser wollte rauchen, wurde ungeduldig und verließ das Rathaus, um sich nach der Alsterinsel zu begeben. Es regnete; die meisten Fürsten waren noch beim Kaffee und hatten offenbar keine Lust, sich schon in Bewegung zu setzen. Wir machten die Erfahrung, daß es nicht leicht ist, eine große Zahl von Fürsten unter einen Hut zu bringen.

Ich war dem Kaiser gefolgt und fuhr mit ihm und einigen anderen Herren — u. a. dem Senior Behrmann — nach der Insel, auf der sich bereits die Mitglieder der Bürgerschaft, des Reichstags und Landtags befanden, welche zum Diner nicht hatten eingeladen werden können. Trotz des Regens machte sich die Illumination sehr hübsch; die vielen geschmückten Ruderboote gefielen dem Kaiser sehr. Das Feuerwerk kam nur teilweise zur Geltung. Allmählich kamen auch die übrigen Fürsten und vornehmen Herren nach der Insel; im Kaiserpavillon wurde es recht voll; ein paar Mitglieder unserer Bürgerschaft hatten zu viel getrunken und benahmen sich taktlos. Im ganzen verlief die Sache aber so gut, wie es bei dem schlechten Wetter möglich war; bei schönem Wetter wäre der Eindruck großartig gewesen.

Als der Kaiser sich entfernt hatte — er fuhr mit einigen der vornehmsten Fürsten in der „Hohenzollern" nach Brunsbüttel —, galt es für die Teilnehmer an der weiteren Fahrt

schnell nach dem Dammtorbahnhof zu gelangen, von wo um 11½ und 12 Uhr Extrazüge für die Gäste des Kaisers nach Brunsbüttel fuhren. Außer dem Präsidenten des Senats, der als Vertreter Hamburgs fürstliche Ehren genoß, waren O'Swald, Burchard und ich vom Kaiser eingeladen. Es gelang mir, meinen am Alstertor wartenden Wagen zu erreichen, auf weitem Umwege — alle Straßen waren gedrängt voll von Menschen — nach Hause zu kommen, mich umzuziehen (ich war im Ornat) und rechtzeitig im Extrazuge Platz zu finden. Die mitreisenden Nicht-Hamburger hatten sich nicht umziehen können; es machte einen wunderlichen Eindruck, die großen Galauniformen der Minister, Diplomaten und Geheimräte in dunkler Nacht auf dem Bahnhof und im Zuge zu sehen. Für uns Hamburger war das Gefühl der Erleichterung und Beruhigung groß, als Kaiser und Fürsten abgereist waren, ohne daß irgendein unglücklicher Zwischenfall passiert wäre. Für das weitere waren wir nicht verantwortlich. Die nächtliche Fahrt nach Brunsbüttel erschien lang; alle waren hungrig und durstig. Um so größer war die Freude, als wir auf der „Augusta Viktoria", dem prachtvollen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, ein elegantes Abendessen serviert fanden. Es war 3 Uhr morgens, und ich war so todmüde, daß ich mich bald in meine Kabine zurückzog und den großen Moment verschlief, als der Kaiser mit der „Hohenzollern" in den Kanal einfuhr. Dem Kaiserschiffe folgten die fremden Kriegsschiffe, welche mit ihren Fürsten nach Hamburg gekommen waren (die meisten und größten Schiffe erwarteten uns in Kiel), dann ein Schnelldampfer des Bremer Lloyd, welcher die kleineren Fürstlichkeiten an Bord hatte, dann unser Schiff, gefüllt mit Diplomaten, Ministern und hohen Beamten, dann ein zweites Schiff der Amerikalinie mit den Mitgliedern des Reichstags,

des Landtags, der Presse usw. Die Fahrt durch den Kanal war interessant durch die Gesellschaft, die wir an Bord hatten, und durch den Jubel, mit dem wir an jedem Dorfe empfangen wurden. Bezeichnend war, daß überall „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ gespielt wurde neben der preußischen Nationalhymne und der Wacht am Rhein. Mittags trat ein aufregender Moment ein: der Zug der Schiffe geriet ins Stocken. Da der Kanal vor uns eine Biegung machte, konnten wir nicht sehen, welches Hindernis im Wege war. Bald hieß es, das englische, bald das österreichische Kriegsschiff sei festgeraten, es war aber der Lloyddampfer, der die Stockung verschuldet hatte. Nach einem Aufenthalt von mindestens einer halben Stunde konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Die Verzögerung hatte zur Folge, daß wir von der Ankunft des Kaisers in Holtenau nichts sehen konnten.

Die beiden folgenden Tage gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Die Gesellschaft auf der „Augusta Viktoria“ hatte sich in kleine Gruppen geteilt, die sich bei den Mahlzeiten an den kleinen Tischchen des Speisesaales regelmäßig zusammenfanden. Ich saß an einem Tische, dessen Stimmung sehr animiert, die Unterhaltung oft fast übermütig war. Es war der bayrische Finanzminister v. Riedel, der bekannte Graf Ziethen-Schwerin — als streng kirchlich bekannt, aber sehr gemütlich —, Bürgermeister Pauli-Bremen, ein General Golz, der, wenn ich nicht irre, Inspekteur der Artillerie war, der Vorsitzende der Amerikalinie Nissen und einige andere. Wir ließen uns die ausgezeichneten Speisen und Weine vortrefflich schmecken. Damals durfte ich noch Wein trinken und wußte ihn zu würdigen! Einen bevorzugten, aber allgemein nicht beneideten Tisch nahm der damalige Leiter des auswärtigen Amts, Herr v. Marschall, mit den Botschaftern und vornehmsten

Diplomaten ein, unter denen der Chinese und der Japaner auffielen.

Die eigentliche Eröffnungsfeier des Kanals in Holtenau, das große Festmahl in dem eigens dazu errichteten Saalbau in Form eines Schiffes, der Ball in der Marineakademie und endlich das große Flottenmanöver in der Kieler Bucht — alles machte einen erfreulichen, großartigen Eindruck. Bei der Eröffnungsfeier erschien die Kaiserin, wie es hieß, auf besonderen Wunsch des Kaisers. Es bekam ihr aber schlecht; sie lag nachher wochenlang krank im Kieler Schlosse.

Sehr merkwürdig zu sehen war es, wie der Minister Bötticher vor der Ankunft des Kaisers die Orden verteilte. Neben ihm stand ein großer Kasten, in dem eine Menge kleiner Schachteln von verschiedener Farbe lagen. Ein Adjutant rief die Namen der bei dem Kanalbau Beteiligten, die dekoriert werden sollten, auf und jeder erhielt die für ihn bestimmte Schachtel. Man konnte sich die Sache schwerlich weniger feierlich vorstellen!

Bei dem Festmahl im Holtenauer Schiff saß der Kaiser mit den Fürsten — unter ihnen auch Lehmann — an einer Quertafel, während mehrere Tische in der Länge den großen Raum durchschnitten. Ich hatte meinen Platz neben dem Oberhofmarschall Grafen Eulenburg an der vorderen Spitze eines der Längstische, also ganz nahe bei dem Kaiser, dessen verlesene Rede ich sehr gut verstehen konnte. Trotz der großen Zahl der Teilnehmer wurde das Diner in wenig mehr als einer Stunde serviert. Das war nur dadurch möglich geworden, daß in der ganzen Länge des Saales Türen für die Dienerschaft angebracht waren, welche unmittelbar in die Anrichteräume führten. Überraschend schön war am Abend die Illumination der in der Kieler Bucht liegenden Kriegsschiffe. Auch die französischen

Schiffe zeichneten sich bei dieser Gelegenheit aus, während die französischen Offiziere sich sonst ostentativerweise zurückhielten. Wir hatten — nach Aufgabe des Hofmarschallamtes — einige derselben zum Diner in Hamburg eingeladen, erhielten aber nicht einmal eine Antwort. Als sie in Kiel dem Kaiser ihre Aufwartung machten, soll er sie dadurch überrascht haben, daß er auf das genaueste von ihren Schiffen Bescheid wußte. Während des Balles in der Marineakademie regnete es kolossal, so daß es in dem Festzelte durchleckte und alles im Hause Platz zu finden suchte. Als ich mich entfernen wollte, traf ich den mir bekannten Oberpräsidenten v. Steinmann in großer Uniform ohne Regenschirm. Ich bot ihm meinen Schirm an mit der scherzenden Bedingung, daß er vermöge seiner Lokalkunde mir den Weg zu unserem Schiffe zeige. Er nahm an und führte mich durch die finstere Nacht so geschickt, daß wir beide ins Wasser gestürzt wären, wenn nicht ein Matrose uns noch rechtzeitig gewarnt hätte. Ich beneidete die Herren nicht, welche mit goldstrotzenden Röcken, Ordensbändern und Federhüten in dieser Nacht die verschiedenen Schiffe aufsuchen mußten; ihre Stimmung war auch zum Teil nicht erfreulich. Der dicke Minister v. Riedel hatte schon vorher auf den Ball, die Galauniform usw. in nicht ganz hoffähiger Weise geschimpft. Nach dem großen Flottenmanöver, das mir einen entfernten Begriff von einer wirklichen Seeschlacht gab, waren die schönen Tage vorüber. Auf dem Kieler Bahnhof war ein unglaubliches Gedränge; dem Grafen Waldersee verdankte ich es, daß ich mit einem Extrazug fahren durfte, der weder für ihn noch für mich bestimmt war. Wir saßen allein im Coupé und fanden, daß wir nach der Unruhe der letzten Tage nichts Besseres tun konnten, als die Fahrt zum Schlafen zu benutzen.

Im Frühjahr 1896 kam die Institution of Naval Architects nach Hamburg. Die in England sehr angesehene Gesellschaft, die übrigens in allen Ländern der Welt Mitglieder hat, war durch einen Dampfer der Amerikalinie von England herübergebracht und fuhr nach zweitägigem Aufenthalt hierselbst nach Berlin weiter, wo sie vom Kaiser empfangen wurde. Hier wurde eine feierliche Sitzung im Konzerthaus Hamburg abgehalten, die ich mit einer Ansprache namens des Senats eröffnete. Ich sprach natürlich deutsch; nachher hielt Ferdinand Laeisz einen interessanten Vortrag in brillantem Englisch. Auf dem Diner bei dem alten Laeisz in seinem schönen Gartenhause auf der Uhlenhorst saß ich zwischen dem großen Schiffsbauingenieur der englischen Marine White und dem bekannten Admiral und Politiker Lord Beresford. Ersterer war Teatotaller, letzterer eher das Gegenteil. Der durch seine Anekdoten berühmte Direktor der Amerikalinie John Meyer saß uns gegenüber und erzählte auf englisch ebenso amüsant wie sonst auf deutsch. Am nächsten Tage wurde eine Ausfahrt nach Blankenese mit Damen veranstaltet. Meine Frau saß neben dem Präsidenten des Kongresses, Lord Hopetown; ich führte die sehr liebenswürdige Lady White. Das Diner in dem festlich dekorierten großen Saale des Fährhauses erinnert mich an eine ähnliche Gelegenheit einige Jahre früher, als wir die offiziellen Vertreter der Post- und Telegraphenverwaltungen der ganzen Welt, nachdem sie in Berlin getagt hatten, hier in Hamburg empfingen. Es war eine wunderbar bunte Gesellschaft, mit der wir damals auf der Uhlenhorst frühstückten und in Blankenese dinierten. Die alle überragende Persönlichkeit war der berühmte Postmeister Stephan, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Im privaten Verkehr zeichnete er sich durch einen derben Humor

aus, wie er denn überhaupt nicht gerade einen vornehmen Eindruck machte. Von seiner Eitelkeit erhielten wir einen überzeugenden Beweis, als das neue Postgebäude eröffnet wurde. Stephan hielt bei dem Festmahl eine große, mit vielen historischen Notizen ausgestattete Rede auf Hamburg, die sämtlichen Teilnehmern an dem Feste am folgenden Morgen elegant gedruckt zugestellt wurde.

Am 18. Juni 1896 wurde das Kaiserdenkmal auf dem Kyffhäuser feierlich eingeweiht. Ich reiste mit den Vertretern von Bremen und Lübeck — es waren wieder die Herren Pauli und Behn — am Tage vorher nach Nordhausen, wo wir von Delegierten der Kriegerverbände festlich empfangen wurden. Am Abend machten wir einen Spaziergang nach dem Stadtpark, der, von unzähligen Gartenwirtschaften für alle Klassen der Bevölkerung umgeben, einen erfreulichen Eindruck machte. Am folgenden Morgen brachte uns ein von Frankfurt kommender Extrazug nach Kelbra, wo für jeden von uns ein Zweispänner bereitstand. Die Fahrt bis zur Feststelle bei herrlichem Sommerwetter durch die mit Fahnen und Girlanden geschmückten Dörfer war sehr hübsch. Ich hatte Dr. Rudolf Hertz, der als Vertreter eines Kriegerverbandes in Uniform die Feier mitmachte, einen Platz in meinem Wagen angeboten und hörte später, man habe ihn für meinen Adjutanten gehalten! Vor dem Denkmal war eine große Halle errichtet, in der wir uns den anwesenden Fürstlichkeiten, der regierenden Fürstin von Rudolstadt, dem alten Großherzog von Weimar, dem König von Württemberg u. a. vorstellten. Bald nach uns kam der Kaiser mit dem Fürsten von Rudolstadt.

Von den offiziellen Reden konnte ich wenig hören, der Vorbeimarsch der Kriegerverbände währte sehr lange; wir freuten uns, als wir zum Frühstück nach dem nahegelegenen

Jagdschlosse des Fürsten Rahthsfelde fahren konnten. In dem nicht sehr großen, mit Geweihen dekorierten Saale aßen nur die fürstlichen Personen und die Bürgermeister, für die große Zahl der übrigen Gäste war in einem Zelt gedeckt. So kamen wir drei Hanseaten in ungewöhnlich intime Berührung mit den Fürstlichkeiten. In der Garderobe hatte dies bei den ziemlich primitiven Einrichtungen und den sich allgemein geltend machenden menschlichen Bedürfnissen etwas recht Komisches.

Der Kaiser, für den selbstverständlich separate Zimmer reserviert waren, ließ ziemlich lange auf sich warten. So gab es schon vor Tische eine recht animierte Unterhaltung. Mehrere Fürsten knüpften an das Fest bei Gelegenheit der Kanalfeier an und sprachen sich sehr anerkennend über die damals in Hamburg getroffenen Einrichtungen aus. Besonders freundlich war der Erbgroßherzog von Strelitz. Bei Tische saß der Kaiser zwischen der regierenden Fürstin, einer noch ganz jungen Frau, und der verwitweten Großherzogin von Schwerin, einer Schwarzburger Prinzessin. Neben letzterer saß der König von Württemberg. Dem Kaiser gegenüber saß der regierende Fürst zwischen seinem Agnaten, dem Fürsten von Sondershausen, und dem Reichskanzler. Rechts neben dem Sondershauser kamen Pauli und ich, während Behn neben dem Fürsten Hohenlohe saß; die ziemlich große Zahl von Fürsten und Prinzen füllten die beiden Flügel des Hufeisens. Das Festmahl trug einen ganz schwarzburgischen Charakter: Wildschwein aus den fürstlichen Forsten, Forellen aus der Schwarza usw. Der Fürst trank aus einem silbernen Eberkopf auf das Wohl des Kaisers. Die Unterhaltung bei Tische interessierte mich sehr; der Kaiser sprach viel schräge über den Tisch weg mit Pauli und mir; der König von Württemberg unterhielt sich mit den Damen an seiner Seite fast ausschließlich über Theaterfragen. Nach

Tisch sah und hörte ich, wie der Kaiser dem jungen Prinzen Sizzo von Leutenberg scherzend Glück wünschte. Dieser, ein Sohn eines Schwarzburger Prinzen aus nicht ganz ebenbürtiger Ehe mit der Adoptivtochter eines Anhaltischen Prinzen, war kürzlich im Einverständnis mit den Sondershäuser Agnaten als sukzessionsberechtigt in Rudolstadt anerkannt worden, was von praktischer Wichtigkeit ist, da trotz der Jugend des Rudolstädter Fürstenpaares keine Aussicht auf Kinder vorhanden sein soll. Da die Sondershauser Linie ausstirbt, wird also Prinz Sizzo eventuell ganz Schwarzburg unter seinem Zepter vereinigen. Diese Tatsachen teilte mir der Sondershauser Staatsminister Petersen mit, der früher als Amtsrichter in Hamburg war und mit dem ich während des endlosen Vorbeimarsches der Kriegervereine lange sprach. Ein melancholischer Zug im Gesicht der jungen Fürstin, die sich nach Tisch eingehend mit mir über die verschiedensten Dinge unterhielt, war nach den Mitteilungen des Ministers nicht unerklärlich. Die Rückfahrt über Frankenhausen nach Magdeburg war bei der großen Hitze jener Tage nicht genußreich. Ich fuhr die Nacht durch, war früh morgens zu Hause und nahm teil an der Einführung des neu erwählten Senators Holthusen. In meiner Rede bei dieser Gelegenheit sprach ich natürlich vom Kyffhäuserdenkmal und Wilhelm dem Großen, wie unser alter Kaiser in jener Zeit zuerst von seinem Enkel genannt worden war. Dadurch zog ich mir ein anonymes Schreiben zu, welches gegen den Byzantinismus des hamburgischen Senats protestierte!

Bald nach dem Kyffhäuserfeste kam Li-Hung-Tschang nach Hamburg, damals Vizekönig von Petschili und bekannt als der einflußreichste und aufgeklärteste chinesische Staatsmann. Da er in Petersburg und Berlin glänzend empfangen war, konnte der Senat sich den Vorstellungen der mit China handelnden

Kaufleute nicht entziehen. Der große Chinese wurde wie ein Fürst empfangen, im Vierspänner nach dem Hamburger Hof gebracht, wo eine Reihe von Zimmern für ihn bestellt waren. Außer einem Frühstück im Rathauskeller (die Festräume waren noch nicht fertig) und einer Festvorstellung im Zirkus Renz, die der Senat veranlaßte, gaben die Kaufleute ein Fest mit Illumination und Feuerwerk auf der Uhlenhorst. Die ganze Sache erwies sich als verfehlt. Li war unwohl oder behauptete unwohl zu sein, kam nicht zum Frühstück, verließ den Zirkus, als die Vorstellung kaum angefangen hatte, und — was die Hauptsache war — sein ganzer Besuch in Deutschland und alle an ihn verschwendeten Liebenswürdigkeiten nützten dem deutschen Handel in China nicht das mindeste. Interessant war aber immerhin der Besuch, den er unserem Hause machte. Er fuhr im Vierspänner vor und wurde von Versmann, der damals die auswärtigen Angelegenheiten leitete, bei mir eingeführt. Da er schlecht zu Fuße war, führten ihn zwei chinesische Diener. Er setzte sich auf das runde Ecksofa im großen Salon, sein Dolmetscher Detring an seiner Seite, und führte eine sehr originelle Unterhaltung. Er fragte, ob das Haus mir gehöre, wieviel Söhne ich habe (von den Töchtern wollte er nichts wissen!) und vieles andere. Beim Weggehen begrüßte er meine anwesenden Töchter sehr freundlich, nahm aber von meiner Frau keine Notiz. Sehr imponierte es ihm, daß Versmann, der älter war als er, noch reiten konnte, während ihm schon das Gehen so schwer falle. In seiner Begleitung war der chinesische Gesandte in Berlin, ein freundliches Männchen, der — ebenso wie Li selbst — kein Wort einer europäischen Sprache verstand, ferner ein junger, englisch sprechender Diplomat (angeblich Li's Sohn) und ein fertig deutsch sprechender Chinese, der sich als Inhaber eines Teeladens in Berlin entpuppte. Im Auf-

trage des Kaisers begleitete Oberst Liebert die Chinesen, solange sie in Deutschland waren, derselbe Liebert, der später als Gouverneur von Ostafrika eine Rolle spielte.

1897

Im Jahre 1897 fand die große Gartenbauausstellung statt, die erste, welche den ganzen Sommer währte und daher Gelegenheit bot, die verschiedensten Pflanzen und Früchte vom Mai bis zum Oktober zur Ausstellung zu bringen. Der Oberingenieur mit seinen Beamten einerseits, der Gartenkünstler Jürgens andererseits hatten das uns zur Verfügung gestellte Terrain — den ehemaligen Wall vom Holstentor bis zum Millerntor — in eine überraschend schöne Anlage verwandelt. Die zahlreichen Gebäude waren von verschiedenen Architekten, die große Festhalle ein sehr gelungenes Werk von Thielen. Die ganze Ausstellung war ein großer Erfolg, die Teilnahme des Publikums außerordentlich. Ich hatte das Amt eines Ehrenpräsidenten übernommen, mußte aber tatsächlich den Vorsitz in allen Sitzungen und die Leitung der Geschäfte im großen Komitee (eine Anzahl kleiner Ausschüsse erledigten die speziellen Aufgaben) führen. Dr. Rudolf Hertz fungierte als Generalsekretär. Außer der Eröffnungs- und der Schlußfeier in der großen Halle wurden eine Reihe von Festen gegeben für Schiedsrichter, fremde Aussteller, für die Presse usw. Das interessanteste Fest fand statt, als Bundesrat und Reichstag auf unsere Einladung in großer Zahl zum Besuch der Ausstellung hier eintrafen. Bei dem ganz formlosen Frühstück begrüßte ich die Gäste mit der Bemerkung, daß bei der sehr beschränkten Zeit von einem Festmahl mit offiziellen Toasten abgesehen sei. Ich habe nicht bemerkt, daß irgend jemand, auch nicht die anwesenden Minister Böttticher und Hammerstein, An-

stoß an dieser etwas formlosen Art genommen hätten. In der Presse wurde aber ein großes Geschrei darüber erhoben, daß kein Hoch auf den Kaiser ausgebracht sei wegen der anwesenden Sozialdemokraten! Nachmittags begab sich die ganze Gesellschaft auf einen der großen Amerikadampfer, wo das Souper eingenommen wurde. Die großartige Gastfreundschaft, welche bei allen derartigen Gelegenheiten abseiten der Amerikalinie geübt wurde, erleichterte es uns sehr, bei Kongressen, Ausstellungen usw. den fremden Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Selbstverständlich kam dabei eine wohlberechnete Reklame zugunsten der Schiffe der Amerikalinie zur Geltung.

Kurz vor dem soeben erwähnten Feste in der Gartenbauausstellung feierte übrigens die Amerikalinie ihr fünfzigjähriges Bestehen. Prinz Heinrich erschien in Vertretung des Kaisers. Das Fest fand an Bord eines der großen Schnelldampfer statt. Da ich in dem Jahre nicht Bürgermeister war, hatte ich keinen offiziellen Toast bekommen; da bat mich Direktor Meyer kurz vor Tische, ein Hoch auf die Kaiserliche Marine auszubringen, an die man nicht gedacht hatte. Ich toastete denn kräftig darauf los und sprach den Wunsch aus, daß die Zahl der Kreuzer, die unsere überseeischen Interessen zu schützen bestimmt seien, bald vermehrt werden möchte. Die Zustimmung war allgemein, aber ein mir gegenübersitzender Admiral sagte stark betonend: Aber die Schlachtschiffe nicht vergessen! Ich stand damals diesen Flottenplänen ganz fremd gegenüber; in den folgenden Jahren wurde mir die Bedeutung jener Bemerkung erst klar.

Gleichzeitig mit der Gartenbauausstellung fand im Juni 1897 auch die große Landwirtschaftliche Ausstellung hier auf dem Heiligengeistfelde statt. Auch bei dieser hatte ich den Ehrenvorsitz im Hamburger Komitee übernommen, die ganze Sache war aber so praktisch aufgezogen, und der von der Deut-

schen Landwirtschaftlichen Gesellschaft angestellte Geschäftsführer, ein General a. D., kannte seine Aufgabe so genau, daß ich eigentlich nichts zu tun hatte, als bei der Eröffnungsfeier eine Ansprache zu halten. Die erste Rede hielt (oder vielmehr las) der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, den ich bei dieser Gelegenheit als einen gescheiten und liebenswürdigen Mann kennen lernte. Bald nachher wurde er als Vertreter seines minderjährigen Neffen Regent von Mecklenburg und bewies während der Jahre seiner Regentschaft alle Eigenschaften eines tüchtigen Fürsten.

Das Jahr 1897 sollte nicht vorübergehen, ohne daß wir einmal wieder einen Kaiserbesuch erhielten. Am 15. Dezember kam der Kaiser, um das neue Rathaus zu sehen und zugleich die Börse zu besuchen. Das Ganze mußte in großer Eile innerhalb zwei Stunden abgemacht werden. Versmann holte den Kaiser am Bahnhof ab; nach kurzer Durchwanderung der Festräume des Rathauses wurde im Keller in ganz kleinem Kreise gefrühstückt (in der „Rose“). Dann in die Börse gefahren, wo Woermann von der Galerie herab redete und die tausendköpfige Menge einen großen Eindruck auf den Kaiser machte: Es ist nicht die Masse Menschen, sagte der Kaiser, aber die Summe von Reichtum und von Intelligenz, die man da versammelt sieht! Dann ging es wieder zum Bahnhof und weiter. Es war das erstemal, daß der Kaiser in kleinerem Kreise und in zwangloser Form der Gast des Senats war. In Bremen war er häufig in ähnlicher Weise gewesen, und es war kein Geheimnis, daß er Bremen und die Bremer bevorzugte. Auch den Lloyd stellte er hoch über die Amerikalinie. Man hatte ihn von Bremer Seite sehr geschickt für sich einzunehmen gewußt, während Hamburg es offenbar nicht verstanden hatte, etwaige Vorurteile zu besiegen. Neuerdings ist das anders geworden: in den beiden

letzten Jahren hat der Kaiser wiederholt seiner überaus freundlichen Gesinnung für Hamburg Ausdruck verliehen.

1898

Als einen Beweis dieses Wohlwollens durfte der Senat es ansehen, daß im Anfang des Jahres 1898 der Präsident des Senats aufgefordert wurde, die Taufe des in Stettin erbauten großen Kreuzers „Hansa" zu vollziehen. Lehmann entschuldigte sich mit Unwohlsein, und so fiel mir die Vertretung des Senats bei dieser Gelegenheit zu. Ich fuhr am Tage vorher nach Stettin, wohnte bei Geheimrat Schlutow, dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats des „Vulkan", und machte am Abend noch die Bekanntschaft der Direktoren. Der Korvettenkapitän Pohl war mir vom Staatssekretär als Begleiter beigeordnet, derselbe, welcher im folgenden Jahre das Kommando der „Hansa" erhielt und dieselbe nach Ostasien führte.

Am Morgen des 12. März besahen wir erst die großartigen Werkstätten des „Vulkan", und um 12 Uhr fand der Taufakt und Stapellauf statt. Beim Diner im Hotel de Prusse saß ich zwischen dem aus Berlin herübergekommenen Admiral Büchsel und dem Oberpräsidenten v. Puttkamer, dem früheren Minister. Es wurde viel geredet. Zu meiner besonderen Freude konnte auch mein Schwiegersohn Ledebur an dem Feste teilnehmen. Er war morgens von Berlin gekommen, wo er damals die Kriegsakademie besuchte.

Im Juni desselben Jahres wurde das Kaiserdenkmal in Altona enthüllt. Hier fand ich Gelegenheit, mich der Kaiserin vorstellen zu lassen.

1899

Das Jahr 1899, in welchem ich den Vorsitz im Senat führte, war reich an interessanten Erlebnissen.

Am 1. April kehrte die „Bulgaria“ nach Hamburg zurück. Das Schiff hatte auf der Reise von Newyork ungewöhnlich schwere Stürme überstanden, war für gänzlich verloren gehalten und schließlich stark beschädigt auf den Azoren angelangt. Da die Mannschaft sich brillant bewährt hatte, war die Begeisterung bei der Rückkehr des Schiffes allgemein. Der Kaiser ging mit Beweisen der Anerkennung — Ordensverleihungen usw. — voran. Der Senat beschloß, die Mannschaft im Rathause feierlich zu empfangen. Die große Halle im Erdgeschoß war voll von Menschen; die Mannschaft stand vor der Treppe aufgestellt. Wir kamen von der Senatstür die Treppe herunter, und auf der Treppe stehend redete ich die Mannschaft der „Bulgaria“ an. Abends gab der Senat ein Diner im Kaisersaal, an dem hauptsächlich nur Vertreter der Seeschiffahrt, die Offiziere der „Bulgaria“, der Vorstand der Amerikalinie, die in Hamburg anwesenden Offiziere der Kaiserlichen Marine, teilnahmen. Kapitän Schmidt, der neben mir saß, machte einen sehr nervösen, fast gebrochenen Eindruck. Er ist nie wieder zur See gefahren. Im allgemeinen wurde zu viel aus dem Kapitän und der Mannschaft gemacht; sie hatten schließlich nicht mehr getan, als viele andere tüchtige Seeleute unter schwierigen Verhältnissen tun müssen. Ich betonte daher in meiner Ansprache, daß die Leistungen der „Bulgaria“-Mannschaft nicht etwas Absonderliches, Exzeptionelles seien, sondern den erfreulichen Beweis lieferten, wie Deutschland sich auf seine Seeleute auch unter den schwierigsten Verhältnissen verlassen könne.

Bald darauf kam ein anderes Schiff der Amerikalinie von einer ganz anderen Reise zurück: die „Valdivia“ hatte neun Monate lang den Zwecken der Deutschen Tiefsee-Expedition gedient. Unter Leitung von Professor Chun aus Leipzig war eine Zahl junger Gelehrter, Zoologen, Ozeanographen,

Physiker, Botaniker, Chemiker, auf Reichskosten ausgesandt gewesen. Bei ihrer Rückkehr wurden sie in Brunshausen vom Grafen Posadowsky und verschiedenen Geheimräten namens des Reiches, vom sächsischen Kultusminister v. Leisewitz und namens des Senats von mir begrüßt. Die Besichtigung des Schiffes und seiner für wissenschaftliche Forschungen sehr praktisch getroffenen Einrichtungen war interessant, die Stimmung bei Tische animiert. Posadowsky, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, sprach sehr hübsch. Am Abend desselben Tages gab der naturwissenschaftliche Verein den heimkehrenden Gelehrten ein Fest im Dammtorpavillon, an dem auch ich teilnahm.

Im Juni kam der Kaiser zur Elb-Segelregatta. In den beiden vorhergehenden Jahren hatte der Kaiser an der Regatta teilgenommen, ohne Hamburg zu berühren. Versmann hatte als Ehrenpräsident des Norddeutschen Regattavereins den Kaiser an Bord des von der Amerikalinie gestellten Dampfers begrüßt. Einige Senatsmitglieder und viele Hamburger Herren hatten an der Elbfahrt und dem Diner teilgenommen.

Im Juni 1899 war Versmann schon krank — er starb einige Wochen später —, und ich wurde gebeten, ihn zu vertreten. Die Folge war, daß ich mir den Gesellschaftsanzug des Regattavereins — blau mit goldenen Knöpfen und weißer Weste — anschaffen mußte, was mir eigentlich für einen Hamburger Senator nicht ganz passend erschien. Die Sache nahm aber eine sehr unerwartete Wendung. Der Kaiser kam am Tage vor der Regatta nach Hamburg, verbat sich aber jeden offiziellen Empfang und wollte nur bei dem preußischen Gesandten Grafen Metternich zu Mittag essen. Ich wurde eingeladen von Metternich mit dem Bemerken „in mess dress", d. h. also im blauen Anzug des Regattavereins. Es war eine

Gesellschaft von etwa 16 Personen; außer dem Kaiser und seinem Gefolge ein älterer Bruder des Grafen Metternich, Herr Blohm, der Schiffbauer, Herr Ballin, der Direktor der Amerikalinie, Professor Lichtwark und einige andere. Der Kaiser war in glänzender Laune und zeigte eine überraschend genaue Kenntnis von allem, was den Schiffbau betraf. Es war ein herrlicher Sommertag, und während wir bei Tische saßen, sahen wir auf der Alster eine Menge Segelboote vorüberfahren und grüßen. Für mich war es ein eigenes Gefühl, in demselben Hause, in dem wir unsere Hochzeit gefeiert und wo ich in früheren Zeiten so oft bei meinen Schwiegereltern gewesen war, jetzt mit dem Kaiser zu tafeln. Nach Tische schiffte der Kaiser sich in einer vom Oberingenieur geführten Barkasse ein und gelangte auf diesem ungewöhnlichen Wege an den Bahnhof und per Bahn nach Brunsbüttel, wo die „Hohenzollern" seiner wartete. Ich fuhr am nächsten Tage mit einer großen Gesellschaft von Mitgliedern des Regattavereins auf der „Cobra" die Elbe hinunter. Der Verlauf der Regatta war insofern kein glücklicher, als der Kaiser mit dem „Meteor" auf einer Untiefe festlief und nur mit Hilfe eines Schleppers wieder freikommen konnte. Trotzdem war er nachmittags bei der Preisverteilung und dem Diner an Bord des „Fürsten Bismarck" in bester Laune. Ich saß zu seiner Rechten und mußte zum erstenmal das Hoch auf den Kaiser in seiner Gegenwart ausbringen. Der Kaiser antwortete sofort, sprach ganz frei und sehr nachdrucksvoll über den Segelsport, die Kolonialbewegung und Hamburgs Interesse an der Seemachtstellung Deutschlands. Sehr amüsant war die Unterhaltung bei Tische mit dem alten Laeisz, der sich in der ungeniertesten Weise äußerte, zum Entsetzen einiger vornehmen Herren vom kaiserlichen Gefolge, aber zur offenbaren Freude des Kaisers selbst. Am nächsten Morgen besah der

Kaiser das Laeiszsche Vollschiff (Fünfmaster) „Potosi“, das bei Brunsbüttel im Strome lag.

Wenige Tage darauf kam die Kaiserin nach Hamburg, um einige Hospitäler, Stiftungen usw. zu besehen. Der ganze Aufenthalt währte nur wenige Stunden. Charles Schröder, Vogler und ich empfingen die Kaiserin im Schröderstift und zeigten ihr die damals neuerbaute Kapelle und einige Wohnungen. Charles Schröder, welcher der Kaiserin ein prachtvolles Bukett überreicht hatte, erhielt einige Zeit darauf für unbekannte Verdienste den Kronenorden 2. Klasse. Die Kaiserin interessierte sich übrigens für alles, was sie sah; sie fuhr vom Schröderstift nach dem Schlumphospital, dann nach dem Eppendorfer Krankenhause.

Am 18. Oktober des Jahres sollte der Stapellauf des großen, auf der Werft von Blohm & Voß erbauten Panzers stattfinden. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, daß ich die Taufrede halten möge. Ich erklärte mich natürlich bereit, war aber sehr erstaunt, als bald darauf die Nachricht kam, der Kaiser werde selbst zum Stapellauf kommen. Da der Kaiser die Einladung des Senats zum Diner annahm, wurde die Sache ganz offiziell und feierlich. Das Frühstück fand in ganz kleinem Kreise bei Metternich statt. Der Kaiser fragte mich sofort scherzhaft, ob das Geheimnis wegen des Namens, den der Panzer führen solle, auch gewahrt sei, und ob ich mich gehörig durch geschichtliche Studien vorbereitet habe. Nach dem Frühstück fuhr ich mit dem Kaiser im offenen Wagen durch die Stadt nach dem Hafen, dann gingen wir an Bord eines kleineren Kriegsschiffes, das kürzlich von Samoa auf der Elbe eingetroffen war und sich in der Südsee ausgezeichnet hatte. Der Kaiser ließ verschiedene Manöver ausführen, redete die Mannschaften an und verlieh Orden an die Offiziere. Als wir in der kleinen

kaiserlichen Barkasse auf dem Werftplatz bei Blohm & Voß ankamen, war dort eine unglaubliche Menschenmenge versammelt. Der Panzer lag hinter der Werft, neben dem großen Schwimmdock auf den Helgen und der weite Raum ringsherum war schwarz von Menschen. Ich mußte eine sehr hohe Treppe hinaufsteigen und stand so hoch über der versammelten Menge, daß ich glaubte, man würde mich nicht verstehen können. Der riesige Schiffskörper zu meiner Rechten muß aber wohl einen mächtigen Resonanzboden gebildet haben, jedenfalls soll man in ziemlicher Entfernung jedes Wort verstanden haben. Ich erinnerte zuerst an die Schlacht von Leipzig, dann an den Geburtstag Kaiser Friedrichs und an die letzten Tage der Belagerung von Metz und führte dann mit etwas gewagtem Sprunge auf die Begründung Hamburgs durch Karl den Großen und auf die Bedeutung des letzteren für Deutschlands Geschichte hinüber. „Kaiser Karl der Große“ wurde der Panzer getauft, der Stapellauf gelang großartig; der Kaiser war zufrieden. Mir fiel es auf, daß die Masse der Werftarbeiter sich ganz still verhielt, als der Kaiser vorüberging; nur die zahlreichen Gäste aus der Stadt riefen Hurra. Beim Diner im Kaisersaal des neuen Rathauses konnte ich den Dank des Senats für das von Noster gemalte Porträt aussprechen, das der Kaiser uns geschenkt hatte. Dann aber kam die große Überraschung des Tages. Kaum war das Hoch auf den Kaiser verklungen, als letzterer das Wort ergriff zu einer großen politischen Rede, in welcher die Notwendigkeit einer erheblichen Verstärkung der Flotte hervorgehoben und die Nation mit ernsten Worten ermahnt wurde, die kleinlichen Partei- und Fraktionsstreitigkeiten aufzugeben und einhellig dem Kaiser zu folgen, wenn derselbe im Interesse der Machtstellung des Deutschen Reichs eine starke Flotte schaffen und erhalten wolle. Diese Rede war der Beginn der

Flottenbewegung, die Deutschland so mächtig ergriff, daß der Reichstag bis Pfingsten des nächsten Jahres die vom Kaiser geforderten großen Mittel für die Vermehrung der Flotte bewilligte. Der Kaiser hatte frei und sehr kräftig gesprochen; daß die Rede aber vorher festgestellt war, ergab sich aus der Tatsache, daß sie ungeschickterweise in Berlin schon gedruckt wurde, ehe sie hier gehalten war! Als ich bei einer späteren Gelegenheit dem Kaiser sagte, daß es auf uns einen besonders großen Eindruck gemacht habe, daß er seine Flottenrede gerade in Hamburg gehalten habe, meinte der Kaiser, das habe er absichtlich getan; für eine solche Rede sei Hamburg doch ein ganz anderer Hintergrund als Berlin. Als ich am Abend mit dem Kaiser nach dem Bahnhof fuhr, erzählte mir der Kaiser, daß er am nächsten Tage in Charlottenburg der technischen Hochschule das Recht verleihen wolle, Doktoren zu kreieren. Dabei sprach er sich mit der größten Bewunderung über die Entwicklung der technischen Wissenschaften aus und betonte, daß ein tüchtiger Elektrotechniker doch heutzutage viel mehr bedeute als ein durchschnittlicher Jurist. Daran knüpfte der Kaiser Bemerkungen voll tiefer Pietät und Bewunderung für seinen Großvater, der, trotz seiner ganz anders gearteten Vorbildung, ein merkwürdiges Verständnis auch für die Bedeutung der technischen Wissenschaften gehabt habe. Der alte Herr sei überhaupt noch lange nicht gebührend gewürdigt worden!

An diesen denkwürdigen Kaisertag schloß sich im November 1899 ein ganz inoffiziell gehaltener Besuch der drei ältesten kaiserlichen Prinzen. Es war ein Sonntag, als dieselben zur Besichtigung des Hamburger Hafens von Ploen herüberkamen. In ihrer Begleitung war der Obergouverneur General v. Deines und ein Leutnant v. d. Goltz. Ich aß mit den Prinzen bei Metternich, saß neben dem Kronprinzen und freute mich an

der natürlichen, anspruchslosen Weise der jungen Leute. Der Kronprinz sollte wenige Monate später sein Abiturium und dann das Offiziersexamen machen, da er im Mai 1900 sein 18. Lebensjahr vollendete. Vor allem freute er sich auf die Universität Bonn, die er im Herbst des nächsten Jahres beziehen sollte.

1900

Die ersten Monate des Jahres 1900 waren erfüllt von den Bestrebungen für die Verstärkung der deutschen Flotte. Ich hatte an Versmanns Stelle den Vorsitz im Hamburger Flottenkomitee übernommen und mußte am 1. Februar in einer großen Versammlung im Sagebielschen Saale eine Rede über die Flottenfrage halten. Nach mir sprach Ferd. Laeisz sehr originell und praktisch. Bald darauf, am 1. März, kam Prinz Heinrich nach Hamburg. Er war kurz vorher von Ostasien zurückgekehrt und nahm auf Einladung der Handelskammer an einem Frühstück im Hamburger Hof und abends auf Einladung des Senats an einem Festmahl im Rathause teil. Es fiel allgemein auf, daß der Prinz durch den längeren Aufenthalt in der Fremde an selbständigem, kräftigem Auftreten und namentlich auch an Gewandtheit in der Rede sehr gewonnen hatte. Auf seinen Wunsch war eine größere Zahl von Kaufleuten geladen, die in Ostasien interessiert sind. Der Prinz unterhielt sich angelegentlich mit ihnen über die verschiedensten China, Japan usw. betreffenden Fragen.

Am 19. Juni fand wieder die Elb-Segelregatta statt. Da der Großherzog von Oldenburg an demselben Morgen beerdigt wurde, konnte der Kaiser an der Regatta und dem Diner nicht teilnehmen. Er kam aber zur Preisverteilung und nahm den vom „Meteor“ ersegelten Senatspreis aus meiner Hand entgegen. Dann blieb der Kaiser stundenlang in lebhaftester Unter-

haltung beim Glase Bier auf dem Promenadendeck des Schiffes sitzen. Er erzählte viel von der Pariser Weltausstellung und den Erfolgen der deutschen Aussteller, vor allem aber interessierte er sich für die damals gerade beginnenden Unruhen in China. Über Li-Hung-Tschang sprach der Kaiser sich sehr geringschätzend aus; wenn es zum Kriege komme, meinte er, müsse ein deutscher General das Landheer und für dieses Mal noch ein englischer Admiral das Seeheer kommandieren.

Acht Tage später fand der Stapellauf der „Viktoria Luise", des „Vergnügungsdampfers" der Amerikalinie, statt. Die Gräfin Waldersee vollzog die Taufe im Auftrage des Kaisers. Bei dem von Blohm & Voß im Zoologischen Garten gegebenen Diner führte ich die Gräfin zu Tische und freute mich an ihrer liebenswürdig-unbefangenen Unterhaltung. Sie sprach es offen aus, daß Waldersee sehr ungern seine Stellung in Altona verlasse und die zwar vornehme, aber praktisch bedeutungslose Stellung als Generalinspekteur in Hannover übernommen habe.

Als Anfang Juli 1900 der Fürst von Monaco mit seiner Jacht „Prinzeß Alice" nach Hamburg kam, lud er mich mit einigen anderen Senatsmitgliedern, Neumayer u. a., zum Frühstück an Bord des Schiffes ein. Es war interessant, die Einrichtung des Schiffes zu sehen, das ganz für wissenschaftliche Zwecke gebaut ist. Im Vorderteil ist ein großer Arbeitsraum für chemische, zoologische usw. Untersuchungen, mit Nebenräumen für Photographie, Kabinen für mehrere Gelehrte, die der Fürst auf seinen Reisen mitnimmt usw. Der Hinterteil des Schiffes ist sehr behaglich zur Wohnung des Fürsten und seines Gefolges eingerichtet. Der Fürst, den ich im Herbst vorher kennen gelernt hatte, als der internationale Geographenkongreß

von Berlin aus Hamburg besuchte, ist ein liebenswürdiger, vielseitig gebildeter Mann. Der Kaiser sagte mir, der Fürst sei sein guter Freund. —

1901

Das Jahr 1901, in welchem Hachmann zum ersten Male erster und ich zweiter Bürgermeister war, begann gleich im Januar mit einem Kaiserbesuch. Der Kaiser wollte die „Prinzessin Viktoria Luise“ vor ihrer ersten Reise sehen. Der Besuch sollte einen ganz privaten Charakter tragen. Es fand ein Frühstück an Bord des Schiffes statt — ohne Reden —, beim Kaffee erhielten wir alle ein Bild mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers, welches zur Erinnerung an das 200jährige Jubiläum des preußischen Königtums gezeichnet war. Abends besuchte der Kaiser mit Gefolge das Deutsche Schauspielhaus, wo „die Jugend von heute“ von Otto Ernst gegeben wurde. Nachher soupierten wir bei Metternich. Ich saß zwischen dem Reichskanzler und Podbielski — damals noch Staatssekretär des Reichspostamts —, welch letzterer sehr gewagte Geschichten zum besten gab. Der Leiter des Schauspielhauses, Professor v. Berger, trug viel zur Unterhaltung bei. Mir war es besonders interessant, an diesem Tage zuerst den Reichskanzler v. Bülow, den ich bisher nur flüchtig gesehen hatte, sprechen zu können.

Im März gab die hiesige „Ostasiatische Gesellschaft“ ein großes Diner im Hamburger Hof, an dem Prinz Heinrich als Gast teilnahm. Ich hatte es übernommen, das Hoch auf den Prinzen auszubringen, der sehr gut antwortete.

Im Juni kam der Kaiser wieder zur Elbregatta. Wie zwei Jahre vorher fand am Abend des 17. Juni ein Diner bei Metternich statt; das Wetter war aber nicht so schön wie bei der früheren Gelegenheit, und wir Hamburger gedachten des

kürzlich verstorbenen Oberingenieurs Meyer, der früher solche Feste so reizvoll zu arrangieren verstand. Am folgenden Morgen fuhren wir per Bahn nach Cuxhaven, wo die „Prinzessin Viktoria Luise“ uns erwartete. Beim Diner brachte ich das Hoch auf den Kaiser aus, der mit einer hochpolitischen Rede über Ostasien, die deutsche Flotte usw. antwortete. Der Kaiser begab sich am folgenden Tage nach Kiel. Ich hatte, wie auch einige andere Senatsmitglieder, von der Amerikalinie die Einladung erhalten, während der sog. Kieler Woche ihr Gast am Bord der „Viktoria Luise“ zu sein. Da Hachmann während der ersten Tage dieser Einladung zu folgen beschloß, verabredeten wir, daß ich am Sonntag nachkommen und ihn ablösen solle.

Da wurde mir am Freitag abend telegraphisch gemeldet, daß ich am Sonnabend zum Diner an Bord der „Hohenzollern“ eingeladen sei. Ich wollte erst absagen, da ich am Sonnabend in zwei Sitzungen zu präsidieren hatte, aber meine Frau überredete mich, der Einladung Folge zu leisten. Ich fuhr um 5¼ Uhr nachmittags in dem befohlenen „mess dress“ per Bahn nach Kiel, und es gelang mir noch rechtzeitig, um 8 Uhr auf der „Hohenzollern“ zu erscheinen. Hachmann und ich saßen an beiden Seiten der Kaiserin; gegenüber saß der Kaiser zwischen dem jungen Großherzog von Weimar und dem Prinzen Heinrich. Außer dem Gefolge und Marineoffizieren waren verschiedene Hamburger Herren zugegen, die am Segelsport aktiv beteiligt waren. Die Unterhaltung mit der Kaiserin war mir sehr interessant; sie ist durchaus unbefangen, natürlich und verständig. Der Kaiser sprach darüber, daß die Presse so viel über seine Cuxhavener Rede geschrieben habe, und behauptete lachend, die Berliner meinten, der Reichskanzler habe mich angestiftet, damit er (der Kaiser) eine mit dem Kanzler vereinbarte Rede halten könne. Nach Tische unter-

hielt ich mich lange mit dem jungen Prinzen Adalbert, der mir sehr gefiel.

Die nächsten Tage waren sehr genußreich. Am Bord des wunderschönen Dampfers „Viktoria Luise“ war eine bunt zusammengesetzte, aber sehr interessante Gesellschaft: außer Hamburger Damen und Herren eine Anzahl vornehmer Mitglieder der Berliner Hofgesellschaft, Prinzen, Grafen und Barone mit alten und jungen Damen, welche der Kaiser — auf Anlaß und Kosten der Amerikalinie — eingeladen hatte. Man machte bald Bekanntschaft. Am Sonntag besahen wir erst das Linienschiff „Kaiser Wilhelm II.“, machten dann die Regatta mit und fuhren spät abends nach Kopenhagen, wo wir bei starkem Nebel erst um 1 Uhr mittags ankamen. Mit großer Schnelligkeit wurde das Thorwaldsenmuseum, die Frauenkirche, Schloß Rosenberg besucht, in Klampenborg im Freien diniert und abends Tivoli besehen. Ich hatte mich einer Gesellschaft angeschlossen, die von Herrn John Witt geführt wurde und die Fürstin Eulenburg (Wien) nebst Töchtern, den Grafen Dohna-Mallwitz nebst Tochter und Söhnen, die Generalin v. Kessel nebst Tochter u. a. umfaßte. Die Fürstin erleichterte uns den Verkehr mit Kutschern, Portiers usw., weil sie fließend dänisch sprach. Abends verließen wir Kopenhagen wieder und trafen Dienstag in Eckernförde ein, wohin alle Rennjachten von Kiel gekommen waren. Abends war Ball auf dem schön dekorierten Verdeck, Mittwoch morgen sehr interessante Regatta, und nachmittags verließ ich das gastliche Schiff, um nach Hamburg zurückzukehren.

Schon seit längerer Zeit hatte der Kaiser den Wunsch geäußert, dem aus China zurückkehrenden Grafen Waldersee in Hamburg einen großen Empfang zu bereiten. Es wurden große Vorbereitungen getroffen; am 8. August wollte der

Kaiser den Grafen mit der „Hohenzollern“ von Brunshausen abholen und an die Stadt geleiten, an den St.-Pauli-Landungsbrücken sollte militärischer Empfang, dann Festmahl im Rathaus sein, abends Illumination des Elbufers. Als kurz vorher das Befinden der Kaiserin Friedrich sich sehr verschlimmerte, schrieb der Kaiser ab und beauftragte den Kronprinzen mit seiner Vertretung. Durch den Grafen Metternich ließ letzterer den Wunsch aussprechen, daß ich für ihn bei dem Festmahl das Hoch auf Waldersee ausbringen möge. Da starb die Kaiserin Friedrich, der Kronprinz sagte ab, das Festmahl fiel aus. Den militärischen Empfang leitete im Auftrag des Kaisers General v. Wittich, die Rede im Rathaus bei Übertragung des Ehrenbürgerrechts an Waldersee hielt natürlich Hachmann. Waldersee antwortete sehr gut. Die ganze Sache verlief so gut, wie es bei den veränderten Verhältnissen möglich war. Während der ganze Sommer ungewöhnlich schön war, regnete es bei Waldersees Ankunft und Fahrt durch die Stadt kräftig.

Während der großen Herbstmanöver bewirtete der Senat den jungen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der einen aufgeweckten und für seine Jugend sehr sicheren Eindruck machte. Wenige Wochen vorher war der Herzog Johann Albrecht (der gewesene Regent) mit dem Vorstand der Kolonialgesellschaft zu einem Diner im Rathaus erschienen.

Im Spätherbst fand der große Kongreß deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg statt. Der Empfang im Rathause verlief glänzend; es war dafür gesorgt, daß nicht mehr als 1500 Karten ausgegeben waren, damit keine Überfüllung der Räume stattfinden konnte. Beim Diner im Zoologischen Garten saß ich neben dem alten Virchow, dessen Unterhaltung mich sehr interessierte. Reden hatte ich bei dem Kongresse nicht zu halten, da Hachmann den Senat vertrat.

Im Jahre 1902, in dem ich den Vorsitz im Senat führte, fand gleich in den ersten Tagen die große Konkurrenz für das Hamburger Bismarckdenkmal statt. Von fremden Künstlern nahmen Maison (München), Diez und Treu (Dresden), Sitte (Wien) und Wallot am Schiedsgericht teil. Als nach dreitägiger Prüfung die Entscheidung gefallen war, hatte ich das Schiedsgericht und die Mitglieder des engeren Denkmalkomitees zum Diner in meinem Hause versammelt. Die Arbeit des Tages hatte mich erregt, und ich sprach in sehr warmer Weise zugunsten des mit dem ersten Preise bedachten Ledererschen Projekts (des „Roland", wie es genannt wurde). Treu antwortete mit einer ausgezeichneten Rede. Beide Ansprachen wurden gedruckt und spielten in dem Zeitungsstreit über das Hamburger Denkmal eine gewisse Rolle. Ich hatte die Freude, daß das große Komitee fast einstimmig den vom Preisgericht in erster Linie empfohlenen Entwurf wählte.

Am 27. Februar taufte ich auf Einladung der Deutschen Ostafrikalinie deren Reichspostdampfer „Bürgermeister" in Flensburg. Es war ein kalter Tag, der Stapellauf verlief brillant und die Stimmung war sehr animiert.

Bald darauf kam Prinz Heinrich von seiner großen Amerikareise zurück. Da der Kaiser ihn in Cuxhaven empfangen wollte, reisten Burchard (in diesem Jahre zuerst Bürgermeister) und ich hinunter, um bei dem Empfange zugegen zu sein. Wir wurden dadurch überrascht, daß der Kaiser, der sich an Bord des Kriegsschiffes „Kaiser Wilhelm II." befand, von der Strandbatterie Salut schießen ließ, als wir in Cuxhaven angekommen waren. Bald darauf kam der Kaiser an Land und begrüßte uns sehr freundlich. Burchard neckte er in scherzhafter Weise. Da die „Deutschland" mit dem Prinzen Heinrich erst

später erwartet wurde, setzten wir uns zu einer Tasse Tee in der Kajüte eines der bereitliegenden Elbdampfer und unterhielten uns ganz gemütlich, als plötzlich die Nachricht kam, die „Deutschland“ sei bei der Kugelbaake. Die drahtlose Telegraphie hatte sich als unzuverlässig erwiesen und die Ankunft der „Deutschland“ nicht gemeldet. Der Anblick war großartig, als das riesige Schiff an den Kriegsschiffen vorbei eine Strecke elbaufwärts fuhr, dann mit Hilfe von Schleppern gedreht wurde und im Schlepptau glücklich vor dem westlichen Hafenkopf des neuen Hafens anlangte. Die Befestigung und Anbringung der Treppe zum Aussteigen währte noch einige Zeit; der Kaiser begrüßte vom Lande aus den Prinzen, sein Gefolge und den Kapitän der „Deutschland“. Für uns Hamburger war die Sache von sehr großer Bedeutung, weil es das erstemal war, daß einer der großen Schnelldampfer vor dem Hafenkopf anlegte. Es war befürchtet, daß das Schiff unmittelbar vor der Mauer den Grund berühren würde, und es waren deshalb zwei große hölzerne floßartige Kasten gebaut, die zwischen Mauer und Schiff eine gewisse Entfernung wahren sollten. Wir hatten dies als einen bedauerlichen Notbehelf angesehen; zu unserer Freude hielten aber der Kaiser und die zahlreich versammelten Marineoffiziere die Holzwerke für eine besonders gelungene Erfindung.

Als Prinz Heinrich vom Schiffe endlich herunterkam, begrüßte der Kaiser ihn mit herzlichen Küssen. Dann wurde die aufgestellte Ehrenkompagnie abgeschritten; die anwesenden Admirale wurden begrüßt, und Kaiser und Prinz begaben sich an Bord des „Kaiser Wilhelm II.“, um durch den Kanal nach Kiel zu fahren. Beim Abschiede sagte mir Prinz Heinrich, daß er zum Liebesmahl des Ostasiatischen Vereins nach Hamburg kommen werde. Dies Liebesmahl fand bald darauf statt.

Ich saß bei dem Prinzen und freute mich an den frischen Erzählungen von seiner Amerikafahrt.

Anfang Mai 1902 fanden zwei Kongresse hier statt, für den gewerblichen Rechtsschutz und für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen. Da beide Versammlungen an demselben Morgen ihre Sitzungen begannen und beide vom Senat begrüßt werden sollten, hatte ich Burchard gebeten, die Arbeiterfreunde zu übernehmen. Er hatte es sehr gern zugesagt, auch eine sehr schöne Ansprache ausgearbeitet, da wurde er durch den Tod seines Schwagers im letzten Augenblick genötigt zu verreisen, und es blieb nichts anderes übrig, als daß ich beide Begrüßungen vornehmen mußte. Ich war also zuerst im Hamburger Hof und hielt eine wohlpräparierte Rede für die Patentanwälte (Rechtsschutz) und begab mich sodann nach dem Patriotischen Gebäude, wo unter dem Vorsitz der alten Exzellenz Jacobi (früher Staatssekretär im Reichsschatzamt) die Arbeiterwohlfahrtsfragen erörtert wurden. Ich hatte mich nur flüchtig vorbereiten können, sprach deshalb frei und — hatte den Eindruck, daß diese Rede besser war als die erste.

Im Juni lief auf der Werft von Blohm & Voß ein großer Kreuzer „Prinz Friedrich Karl" vom Stapel. Prinz Friedrich Leopold und Frau waren vom Kaiser ersucht worden, die Taufe zu vollziehen. Die Bürgermeister erwarteten und begrüßten die Prinzessin auf der Landungsbrücke. Bald darauf kam der Prinz mit einem Kriegsschiff die Elbe herauf. Der Prinz war tadellos angezogen, wie ein Modellbild; er begrüßte uns steif, aber höflich. Wir fuhren zusammen nach der Werft; die Rede des Prinzen war kurz und nichtssagend; die Prinzessin war beim Taufakt sehr äußerlich; nachdem alles glücklich verlaufen war, verabschiedeten sich die hohen Taufpaten, da sie sowohl die Einladung des Senats wie diejenige des Staats-

sekretärs v. Tirpitz abgelehnt hatten. Letzterer gab ein Diner bei Pfordte für einige hohe Marinebeamte, Senatoren usw., bei dem nicht geredet wurde. Am folgenden Morgen fuhr ich nach Warnemünde zur Probefahrt des „Bürgermeister“. Die beiden Tage an Bord waren sehr genußreich. Wir besuchten Bornholm, das mich sehr interessierte; die Gesellschaft, viele Herren der Kolonialgesellschaft, der neue Handelsminister Möller u. a., war sehr angenehm. Von Kiel aus mußte ich direkt nach Cuxhaven, weil die große Elb-Segelregatta stattfand und ich beim Diner an Bord des „Blücher“ den Kaiser begrüßen sollte. Als ich in Cuxhaven ankam, war der Kaiser schon abgereist, da aus England die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs und der deshalb aufgeschobenen Krönungsfeier eingetroffen war.

Der September war reich an Festen. Zuerst kam der internationale Orientalistenkongreß mit zahlreichen interessanten Gästen aus allen Ländern der Erde. Ich wurde zum Ehrenpräsidenten ernannt, was weiter nichts bedeutete. Die Arbeit des Präsidiums übernahm Senior Behrmann, obwohl er schon krank war. Er leistete Vorzügliches, mußte aber gleich nachher für den Winter nach dem Süden ziehen. Bei dem Fest im Rathause machten Mathilde und ich die Bekanntschaft der Gräfin v. Noer, Witwe des Prinzen von Holstein, der wegen seiner indischen Studien zu den Orientalisten gehörte.

Bald darauf tagte hier das Comité Maritime International, eine Gesellschaft von Juristen, Assekuradeurs und Reedern, die eine internationale Regelung seerechtlicher Fragen erstreben. Da unser Justizchef Hertz mich bat, übernahm ich auch in diesem Falle die Begrüßung, die sehr liebenswürdig aufgenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit fand ein Fest im Rathause ohne Damen statt; dagegen lud die Amerikalinie zu einem Diner

mit Damen am Bord der „Viktoria Luise“ ein, das sehr hübsch verlief.

Am 30. September wurde das 25jährige Bestehen unseres Museums für Kunst und Gewerbe gefeiert. Bei der offiziellen Rede am Morgen konnte ich nicht zugegen sein. Abends gab die Oberschulbehörde ein Diner im Grundsteinkeller. Ich saß zwischen Brinckmann und Geheimrat Lessing aus Berlin und brachte das Hoch auf ersteren, den Jubliar des Tages, aus. In Lessing lernte ich einen sehr interessanten Mann kennen, der u. a. Italien in allen Teilen genau kennt.

1903

Das Jahr 1903, in dem ich nicht Bürgermeister war, fing mit einer längeren Abwesenheit von Hamburg an. Ich blieb bis Mitte März in Meran, wohin ich als Rekonvaleszent geschickt war. Ich blieb dann im Sommer in Hamburg und rechnete auf ein sehr ruhiges Jahr. Am 20. Juni kam der Kaiser zur Enthüllung des Denkmals auf dem Rathausmarkte. Burchard hielt sowohl vormittags als abends bei dem Festmahl die Rede. Sehr amüsant war ein Frühstück auf der „Hohenzollern“ in kleinem Kreise und die Rundfahrt mit dem Kaiser durch den Hafen zur Eröffnung des neuen „Kaiser-Wilhelm-Hafens“. Ich saß dem Kaiser gegenüber und freute mich an seinem frischen Aussehen und seiner kräftigen Rede. Am 24. Juni war die Elb-Segelregatta. Zum ersten Male konkurrierte die „Hamburg“ des Vereins Seefahrt mit dem „Meteor“; sie wurde aber mit ein paar Minuten Vorsprung geschlagen. Ich überreichte dem Kaiser den Senatspreis und brachte bei Tische — an Bord des „Moltke“ — das Hoch auf ihn aus. — In der folgenden Woche war ich wieder, wie vor zwei Jahren, einige Tage an Bord der „Viktoria Luise“ im Kieler Hafen. Es war teilweise

dieselbe Gesellschaft, Eulenburgs, Dohnas usw. Ich segelte an zwei Tagen mit der „Hamburg“ ohne Erfolg; erst nach meiner Abreise errang sie einige schöne Siege. Sehr erfrischend war die Fahrt nach Glücksburg, die ich mit der „Viktoria Luise“ machte. Ich verpaßte dadurch eine Einladung zum Diner auf der „Hohenzollern“, was mich aber nicht schmerzte.

Nach einer ruhigen Ferienzeit erhielt ich vom Senat den Auftrag, zu einer Konferenz der Finanzminister nach Berlin zu gehen. Da der Reichskanzler nur einen Vertreter der Hansestädte zuziehen wollte, mußte eine Verständigung mit Bremen und Lübeck erzielt werden. Ich lud die Vertreter der beiden Senate (Donandt und Frese von Bremen, Bertling und Fehling von Lübeck) zu einer Besprechung bei mir im Hause ein, und es herrschte so erfreuliches Einverständnis über alle wichtigen Fragen, daß beide Senate sich mit der Vertretung durch Hamburg einverstanden erklärten.

Die Verhandlungen in Berlin (19. bis 22. Oktober) waren sehr interessant. Im Saale des Bundesrats (Wilhelmstraße) saßen an einem Tische die Minister mit einigen vornehmen Fachleuten, am anderen Tische eine Anzahl von Geheimräten, Gesandten usw., die nur zuhörten. Der Reichskanzler eröffnete die Sitzung mit einer kurzen (verlesenen) Ansprache; dann hielt der neue Reichsschatzsekretär Freiherr v. Stengel einen längeren Vortrag über die in Betracht kommenden Fragen, und nachdem der Reichskanzler sich mit dringenden Amtsgeschäften entschuldigt und entfernt hatte, begann die Diskussion. Der bayrische Minister Freiherr v. Riedel — mein alter Bekannter von 1895 — war ohne Zweifel der leitende Mann. Er hatte sich vorher mit dem preußischen Minister v. Rheinbaben über die Hauptfragen verständigt. Rheinbaben sprach klar und beredt; Buchenberger (Baden) ausführlich,

wie ein Professor dozierend. Da alle Minister die Interessen ihrer Staaten in erster Linie und kräftig vertraten, hatte der Reichsschatzsekretär einen schweren Stand. Solange es sich um die Sicherstellung der Bundesstaaten gegen ungedeckte Matrikularbeiträge handelte, waren alle einig, aber sobald Herr v. Stengel neue Reichssteuern erwähnte — Erbschaftssteuer, Wehrsteuer —, wurde von allen Seiten protestiert. So ist es erklärlich, daß das Resultat der Konferenz nicht sehr großartig war: außer einem Vorschlage zur Abänderung des Art. 70 der Reichsverfassung und zur teilweisen Aufhebung der sog. Franckensteinschen Klausel kamen nur Beschlüsse über die Deckung des Defizits von 1904 zustande.

Am 20. Oktober fand ein Diner beim Reichskanzler statt. Es interessierte mich sehr, das berühmte Palais, in dem Bismarck so lange gelebt, zu sehen. Vieles ist verändert; die Gräfin Bülow hat mit viel Geschmack die Empfangsräume sehr vornehm dekorieren lassen, des Grafen Arbeitszimmer ist voll von Bildern und wertvollen Andenken. Der Staatssekretär v. Richthofen, der mich nach Tische umherführte, erzählte sehr amüsant von den verschiedenen Kanzlern, unter denen er gearbeitet hat. Wir aßen im „Kongreßsaal", bekannt durch das Wernersche Bild; die Gräfin nahm Teil am Diner und saß neben dem alten Riedel. Nach Tische wurde unten in einer großen Halle — ursprünglich dem Entree des Hauses — geraucht und Bier getrunken. —

Zum 23. waren die Konferenzmitglieder nach Potsdam zur Abendtafel geladen. Wir fuhren um 7 Uhr mit der Eisenbahn bis Station Wildpark, wurden dort von kaiserlichen Equipagen abgeholt und nach dem neuen Palais gebracht, wo wir uns im Muschelsaal versammelten. Nachdem der Kaiser vorher den Vorstand der Generalsynode empfangen, der eben-

falls zur Tafel geladen war, wurden wir (d. h. die Finanzminister) der Reihe nach vom Kaiser und von der Kaiserin angeredet. Der Kaiser sagte, er freue sich, mich einmal wieder in Berlin zu sehen, da er so oft unser Gast in Hamburg gewesen sei. Dann sagte er, es sei die Absicht, im nächsten Jahr das Kaisermanöver in Holstein stattfinden zu lassen, unter Zuziehung der Marine, und da frage es sich, ob die große Parade auf unserem Gebiet in Horn stattfinden und ob er in unserem Rathaus das Diner geben könne. Ich antwortete natürlich sehr erfreut, aber ohne bestimmte Erklärung. Die Kaiserin sprach vom Eppendorfer Krankenhaus und den Stiftungen, die sie vor einigen Jahren besehen habe. Nachher kamen erst Prinz Adalbert, dann der Kronprinz auf mich zu und waren sehr freundlich und ungeniert. Beide erinnerten an das kleine Diner bei Metternich, als sie „noch Jungen gewesen", und Adalbert sprach mit Entzücken von dem Horner Rennen im vorigen Sommer. Er geht nun bald auf zwei Jahre nach Ostasien. Adalbert sieht viel besser aus als der Kronprinz, der schmal in den Schultern und blaß von Farbe ist. Bei Tische — in der Jaspisgalerie, sehr elegant, silberne Teller — saß ich zwischen dem hessischen Minister Dr. Gnauth und dem sächsischen Gesandten Grafen Hohenthal und unterhielt mich sehr gut. Beim Kaffee erneuerte ich die Bekanntschaft mit dem Grafen Ziethen-Schwerin, dem Vorsitzenden der Generalsynode; auch ließ ich mich dem Propst Freiherrn v. d. Goltz vorstellen, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Evang. Oberkirchenrats. Auch Richthofen, der berühmte Geograph, war als neuerwählter Rektor der Universität zugegen. Der ganze Abend bildet eine hochinteressante Erinnerung. Von den Finanzministern habe ich als sehr liebenswürdig den braunschweigischen Minister v. Otto kennen gelernt. Wir wohnten

in demselben Hotel und waren viel zusammen. Eine sympathische Erscheinung ist auch der Württemberger v. Zeyer, ein jugendlich kräftiger Mann mit schönem schwäbischem Dialekt. Klug und angenehm ist der Unterstaatssekretär für Elsaß-Lothringen v. Schraut — ein guter Freund von Versmann.

1904

Der Aufstand der Hereros in Südwestafrika machte zahlreiche Truppentransporte notwendig, die durch die Woermannlinie vermittelt wurden. Da Burchard — der Präses der Militärkommission — sich krankheitshalber während der ersten Monate des Jahres im Süden aufhielt, nahm ich mehrfach an den Expeditionen teil, zu denen jedesmal hervorragende Militärs von Berlin kamen. Als im April 1200 Pferde mit zwei Dampfern verschifft wurden, traf ich mit dem neuen Kriegsminister v. Einem zusammen, den ich vor einigen Jahren auf der „Viktoria Luise" kennen gelernt hatte. Er hatte sich im vergangenen Winter im Reichstage als Redner und gewandter Vertreter seines Ressorts ausgezeichnet, sah aber bleich und angegriffen aus. Die Unterhaltung beim Frühstück war sehr interessant. Acht Tage später wurden 400 Mann Schutztruppe eingeschifft in Anwesenheit des „alten Schlieffen", des Chefs des Generalstabs der Armee, eines trockenen alten Herrn, der wenig zur Unterhaltung beitrug. Ich brachte die Rede auf das sog. Kaiserkriegsspiel, bei dem der Kaiser eine Partei führt. Man hatte mir kürzlich davon erzählt. Schlieffen betonte, daß der Kaiser sich bereitwillig unterordne und arbeite wie jeder andere. Allerdings, fügte er mit trockenem Lachen hinzu, müsse man ihn etwas schonen. Diese Bemerkung war bezeichnend, weil man im Generalstabe der Ansicht ist, daß Schlieffen den Kaiser nicht nur beim Kriegsspiel, sondern auch bei den

großen Manövern zu sehr schont und dadurch die praktische Bedeutung derselben schädigt.

Anfang Juni kamen die Senate von Lübeck und Bremen zum Besuch. Wir frühstückten auf Waltershof, was allgemein sehr gefiel, besahen dann die Kuhwärder Häfen und aßen im Rathaus. Diese Zusammenkünfte der Senate, vor etwa zehn Jahren auf Versmanns Initiative eingeführt, haben den Nutzen, daß die einzelnen Senatoren Bekanntschaft machen und manche Sachen miteinander besprechen können, die für die Städte von gemeinschaftlichem Interesse sind.

Am 19. Juni kamen Kaiser und Kaiserin zum Horner Rennen. Der Besuch sollte privaten Charakter tragen. Hachmann und ich empfingen die Majestäten auf dem neuen Dammtorbahnhof und wurden zum Gottesdienst auf der „Hohenzollern" geladen. Es interessierte mich sehr, einem solchen vom Kaiser abgehaltenen Schiffsgottesdienst beizuwohnen. Der Kaiser verlas Evangelium und Epistel, ließ Choralverse singen, verlas eine kurze, vortreffliche Predigt (von Keßler?) und erteilte den Segen. Das Ganze machte einen sehr feierlichen Eindruck. Nachher frühstückten die Bürgermeister mit den Majestäten bei dem Gesandten v. Tschirschky und fuhren dann hinaus zum Rennen, um den Kaiser dort zu empfangen. Hier wurden unsere Frauen dem Kaiserpaar vorgestellt. Nach dem Rennen, bei welchem auch der Kronprinz und zwei jüngere Prinzen zugegen waren, reisten Kaiser und Kaiserin sofort wieder ab.

Zwei Tage später war wieder die Elb-Segelregatta. Ich segelte mit der „Hamburg"; es war starker Wind, prachtvolles Wetter; durch eine Ungeschicklichkeit des Schiffers brachen wir den Baum. Es war ein interessanter Augenblick; es fehlte nicht viel, so wären wir über Bord gerissen. Es ging aber noch gut.

Bei Tische hielt ich wieder den Kaisertoast, und der Kaiser redete sehr hübsch.

Schon bei seinem Besuche in Hamburg hatte der Kaiser den dringenden Wunsch geäußert, daß der König von England bei seinem bevorstehenden Aufenthalt in Kiel auch Hamburg besuchen möge. Durch des Kaisers persönliche Vermittlung erhielten wir auf eine bezügliche Anfrage eine sehr freundliche Zusage des Königs.

Am 28. Juni kam der König mit Gefolge. Hachmann und ich empfingen ihn am Bahnhof, dann fuhren wir durch die Stadt zum Hafen, machten eine längere Hafenfahrt, die den König sehr interessierte, dann Besuch in der Börse mit glänzendem Empfang durch die Kaufmannschaft, Frühstück im Rathaus und endlich Fahrt um die Alster. Der König war sehr heiter, sprach nur deutsch und war offenbar sehr befriedigt. Da Hachmann sehr leidend war — er hatte sich in Kiel bei dem rauhen Wetter erkältet —, mußte ich verschiedentlich für ihn eintreten, bei der Hafenfahrt und dem Börsenbesuch. Beim Frühstück sprach Hachmann aber noch kräftig und frisch. Am folgenden Freitag präsidierte er noch im Senat, und in der Nacht vom Montag auf Dienstag den 5. Juli wurde er durch einen sanften Tod von seinem langen Leiden erlöst.

Die Folge war, daß ich das Präsidium im Senat übernahm und bei dem großen offiziellen Kaiserbesuch — Anfang September — als Präsident fungierte. Die Veranlassung dieses Besuchs war das Kaisermanöver, von welchem der Kaiser schon im vorigen Herbste in Potsdam mit mir gesprochen hatte. Der Gedanke, die große Parade auf dem Horner Felde stattfinden zu lassen, hatte sich als unausführbar erwiesen; sie wurde bei Bahrenfeld abgehalten und machte bei herrlichem Wetter einen großartigen Eindruck. Außer dem IX. Korps war noch

eine kombinierte Division beteiligt. General v. Bock kommandierte; der Kaiser, die Kaiserin und die junge Großherzogin von Mecklenburg führten ihre Regimenter vor. Die drei Bürgermeister der Hansestädte fuhren im königlichen Wagen hinter dem kaiserlichen Gefolge her und nahmen die Parade mit ab. Am Abend vorher war der ganze Senat zum sog. Provinzdiner im Kaiserhof in Altona geladen. Der Kaiser feierte in seiner Rede die Provinz Schleswig-Holstein, seinen Schwiegervater und — die Kaiserin. Nachher wurde die Verlobung des Kronprinzen proklamiert. Zum Paradediner am Montag abend waren nur die drei Bürgermeister der Hansestädte geladen. Wir waren die einzigen schwarzen Fracks unter lauter Offizieren und einigen wenigen uniformierten Beamten. Ich saß zwischen dem Reichskanzler und dem Generaloberst Grafen Schlieffen (am Tage vorher zwischen Herzog Paul von Mecklenburg und Generaloberst v. Hahnke). Nach dem Paradediner war der große Zapfenstreich vor dem Altonaer Rathaus: 1200 Musiker machten einen gewaltigen Eindruck. Ich muß aber gestehen, daß ich so ermüdet war, daß ich mich freute, als ich nach Hause fahren konnte.

Am folgenden Tage — dem 6. September — war dann das Kaiserdiner in unserm Rathause. Zum erstenmal kam die Kaiserin, außerdem die Großherzogin von Mecklenburg. Von Senatsdamen waren meine Frau und die Frauen Burchard, Stammann und Predöhl zugegen. So hatte meine Frau doch noch die Freude, vom Kaiser zu Tisch geführt zu werden, die ihr 1895 im letzten Augenblick entgangen war. Ich führte die Kaiserin; an meiner linken Seite saß die Großherzogin, geführt vom Großherzog von Oldenburg. Die Prinzen Heinrich, Albrecht, Friedrich Leopold, die Herzöge Paul und Joh. Albrecht von Mecklenburg waren auch zugegen. Die Majestäten waren

sehr unbefangen und heiter; auf meine Ansprache antwortete der Kaiser wieder sehr lebhaft und überraschte uns mit der Mitteilung, daß die hanseatischen Regimenter hinfort den Namen der drei Städte (also Inf.-Reg. Hamburg, 2. Hanseat. Nr. 76) führen sollten. Nach Tische war Festvorstellung im Schauspielhause: meine Frau saß in der Loge zwischen Kaiser und Kaiserin! Der Senat war im Ornat, was sich im Theater merkwürdig machte: wir konnten uns aber nicht umziehen! Ein solches Fest ist mit sehr viel Schwierigkeiten verknüpft und erfordert wochenlange Vorberatungen. Glücklicherweise haben wir immer einige Herren im Senat, die sich dafür interessieren und eignen. Auch dieses Mal ist — dank ihren Bemühungen — alles nach Wunsch verlaufen.

1905

Am 27. Februar fand die feierliche Einweihung des neuen Doms in Berlin statt. Der Senat war eingeladen, und ich hatte ihn zu vertreten. Da ich erkältet war und mich in der Zeit vorher nicht wohlgefühlt hatte, beschloß ich, nicht im Ornat zu erscheinen. In früherer Zeit waren die Vertreter des Senats auswärts nie im Ornat erschienen; seit Versmann hat die Praxis geschwankt: sowohl Hachmann wie Burchard sind gelegentlich Versmanns Beispiel gefolgt und haben bei festlichen Veranlassung in Berlin den Ornat angelegt. Da ich wußte, was der Senat beschließen würde — im allgemeinen herrscht Vorliebe für den Ornat —, so fragte ich lieber nicht. Bei der Domfeier war es in der Kirche so kalt, daß der Kaiser allgemein gestattet hatte, die Paletots anzubehalten. Ich war daher sehr zufrieden, daß ich im bürgerlichen Anzug gekommen war. Die drei Bürgermeister saßen auf der kaiserlichen Empore mit vielen Fürstlichkeiten. Vorne saß das Kaiserpaar zwischen einem englischen

und einem dänischen Prinzen — den Vertretern auswärtiger protestantischer Reiche. Der Gottesdienst war sehr feierlich, die Musik (Domchor, Orgel und Posaunen) großartig; von den Reden konnten wir leider nur wenig verstehen. Am Abend war großes Festmahl im Weißen Saale des kaiserlichen Schlosses. Die Bürgermeister erwarteten mit den Fürsten das Kaiserpaar im Rittersaal. Der Kaiser sprach sehr lebhaft und freundlich mit uns. Pauli hatte zu meiner Überraschung seine Bundesratsuniform an. Bei Tische saß ich zwischen Bürgermeister Eschenburg und dem General v. Plessen, einem alten Bekannten. Allgemein erwartete man eine Rede des Kaisers; er sprach aber nicht. Jemand machte die feine Bemerkung, es sei doch schön, wenn einmal allgemein bedauert werde, daß der Kaiser nicht geredet habe. (Es wird sonst oft über zu viele Reden S. M. geklagt!) Nach Tische war Cercle in der Bildergalerie. Das Kaiserpaar ließ sich hauptsächlich Geistliche vorstellen, von denen viele geladen waren. Es war sehr voll, und das lange Herumstehen ermüdete sehr. Als Vertreter des Hamburgischen Kirchenregiments war Senior Behrmann erschienen, während von Lübeck und Bremen Senatsmitglieder gekommen waren. — Der Weiße Saal ist in den letzten Jahren ganz neu dekoriert, mit elektrischer Beleuchtung versehen, die Fürstenstatuen renoviert; das Ganze macht sich vornehm.

Am 3. Juni fand die übliche Zusammenkunft der Senate in Bremen statt. Wir fuhren mit den Lübeckern bis zur Station Oberneuland, wo wir von den Bremern empfangen wurden und in „Höpkensruh" frühstückten. Es ist das ein großer Garten mit prächtigen alten Bäumen, den ein alter Bremer, Höpken, hinterlassen hat unter der Bedingung, daß der Garten erhalten bleibe und dem Publikum zugängig gemacht werde.

Der Senat verpachtet Haus und Garten an einen Wirt. Nach dem Frühstück fuhren wir im Wagen zur Stadt, besahen das neue Kaiser-Friedrich-Denkmal von Tuaillon (im Kostüm eines römischen Feldherrn!), die schöne Stadtbibliothek und die sehr geschmackvoll eingerichtete Kunsthalle. Beim Diner in der oberen Rathaushalle antwortete ich auf das von Bürgermeister Pauli ausgebrachte Hoch mit einem Hoch auf Bremen. Dieser Besuch in Bremen erinnerte schmerzlich an die vielen Verluste, die die Senate in den letzten Jahren erlitten: allein an Bürgermeister Gröning und Schultz in Bremen, Brehmer in Lübeck und Hachmann bei uns!

Bald darauf kam der junge Herzog von Koburg-Gotha nach Hamburg. Ich aß mit ihm bei dem preußischen Gesandten. Der junge Mann machte einen guten Eindruck. Im nächsten Monat tritt er die Regierung an; verlobt ist er auch schon und erst 20 Jahre alt! —

Am 17. Juni kam der Kaiser per Auto von Hannover und wohnte auf der „Hohenzollern". Ich aß mit ihm bei Herrn v. Tschirschky und freute mich wieder an der außerordentlichen Frische und geistigen Lebhaftigkeit des hohen Herrn. Nach Tische erzählte er Burchard und mir viel von seiner italienischen Reise, insbesondere von der Fahrt durch Apulien, den Hohenstaufenerinnerungen, der begeisterten Aufnahme des „Kaisers" auch von der Geistlichkeit. Am nächsten Morgen waren wir wieder, wie im vorigen Jahre, zum Gottesdienst auf der „Hohenzollern" geladen. Der Kaiser las eine Predigt von Goens über den Hauptmann von Kapernaum. Nachher sprach er längere Zeit mit uns über die für solche Schiffsgottesdienste geeigneten Predigten (Dryander sei „zu hoch" für die Leute) und beklagte sich, daß unser „Prälat" über Äußerungen, die der Kaiser bei Gelegenheit der Domfeier getan, in einem

hiesigen Kirchenblatt berichtet und dadurch viel Geschrei in der katholischen Presse erregt habe. —

Nachmittags fuhr der Kaiser zum Horner Rennen, wo das „Kaiserin-Augusta-Viktoria-Jagdrennen“ von dem jungen Leutnant v. Schmidt-Pauli gewonnen wurde. Nach dem Rennen fuhr der Kaiser sofort an Bord der „Hohenzollern“ und nach Helgoland. Am folgenden Tag fuhren wir wieder als Gäste der Amerikalinie nach Cuxhaven, wo wir, d. h. die Mehrzahl der Senatoren und viele sonstige Bekannte auf dem „Blücher“ logierten. Bei der Elb-Segelregatta am Dienstag war ich an Bord der „Hamburg“, die leider unglücklich startete und dadurch viel Zeit verlor. Nachher trat Windstille ein, so daß alle Jachten bei Brunsbüttel vor Anker gehen und die Ebbe abwarten mußten, mit der wir dann erst 7½ Uhr wieder im Hafen von Cuxhaven anlangten. Ich mußte wieder auf den Kaiser toasten, der diesmal kurz und weniger interessant als sonst antwortete. Zwei Tage darauf fuhr ich mit Mathilde auf der „Prinzessin Viktoria Luise“ durch den Nord-Ostsee-Kanal zur Kieler Woche. Die Gesellschaft an Bord war sehr amüsant. Von interessanten Fremden erwähne ich Admiral Hollmann und Geheimrat Schweninger mit seiner schönen Frau (ehemals Frau Lenbach). Am Freitag und Sonntag segelte ich mit der „Hamburg“, die endlich am Sonntag einen schönen Sieg über den „Meteor“ des Kaisers errang. Am Freitag war ich zum Diner auf die „Hohenzollern“ geladen, ich saß bei Prinz Eitel Fritz, gegenüber dem Fürsten von Monaco. Der Kaiser und Prinz Heinrich waren übermütig lustig, erzählten die unmöglichsten Geschichten. Nach Tische schenkte der Kaiser mir Kaffee ein — eine an sich sehr unbedeutende Tatsache, die doch bezeichnend ist für die formlose und liebenswürdige Art des Verkehrs, die bei solchen Gelegenheiten herrscht. Außer den Prinzen waren der Großherzog

von Oldenburg, der Herzog von Glücksburg und der Herzog Ernst Günther von Augustenburg (Bruder der Kaiserin) zugegen. Letzterer wohnte auf der „Prinzessin Viktoria Luise" neben unserer Kammer (beide „Kammern" bestanden aus einem kleinen Salon, Schlafzimmer und Badezimmer — ein bevorzugtes Logis, das meiner Frau große Freude machte).

Im Herbst versammelten sich wieder verschiedene Kongresse in Hamburg, die ich als Präsident des Senats bei den offiziellen Empfängen zu begrüßen hatte: zuerst die Heizungs- und Lüftungstechniker (im Senat war nachträglich die Ansicht vertreten, daß der Senat zu viel Ehre erwiesen habe; es waren aber zum Teil sehr bedeutende Männer), dann die internationalen Kriminalisten, die Philologen und Schulmänner, endlich der Kunsterziehungstag! Während bei den Juristen und Philologen bedeutende Gelehrte Vorträge hielten und das Ganze in den ruhigen, hergebrachten Formen solcher Kongresse verlief, waren die Kunsterziehungsleute zum Teil stürmische Reformer, Volksschullehrer, die die ganze Schulbildung auf den Kopf stellen möchten. —

1906

Im Februar wurde das zehnjährige Bestehen der hiesigen Abteilung der Kolonialgesellschaft gefeiert. Der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg nahm an der Festsitzung teil, in der Dr. Hübbe-Schleiden eine nicht sehr taktvolle Rede hielt. Zu Ehren des Herzogs wurde bei O'Swald diniert und bei Burchard gefrühstückt. —

Im April gab der Senat einer chinesischen Studienkommission, die Europa bereiste, ein feierliches Frühstück im Rathaus. Da die vornehmsten Gäste keine europäische Sprache verstanden, war die Unterhaltung mangelhaft.

Im Mai feierte der Deutsche Flottenverein sein Jahresfest in Hamburg. Beim Festmahl im Rathaus hielt Burchard eine hochpolitische Rede; der Präsident, Fürst v. Salm-Horstmar, ein liebenswürdiger junger Mann, der am Abend vorher bei Sagebiel eine ganz nette Rede abgelesen hatte, sah sich nicht veranlaßt zu antworten. Bei Sagebiel war es sehr hübsch, die Dekoration der beiden großen Säle war bezaubernd. Als Vorsitzender des Hamburgischen Flottenvereins mußte ich den Kaisertoast und in der öffentlichen Sitzung — im Uhlenhorster Fährhause — den Toast auf den anwesenden Prinzen Heinrich ausbringen. Die Sitzungen waren langweilig; endlose Streitereien ohne jeden praktischen Zweck, da im wesentlichen alle einig waren. Am folgenden Tage wurde auf dem neuen Turbinendampfer „Kaiser" eine Fahrt nach Helgoland gemacht, wo die ganze aktive Schlachtflotte unter dem Großadmiral Köster manövrierte. Es war hochinteressant. Nachher gab die Amerikalinie ein Festmahl auf der „Amerika". In der Gesellschaft befanden sich verschiedene Künstler vom Stadttheater, die abends sehr hübsch sangen. —

Im Juni kamen die Journalisten und Schriftsteller nach Hamburg. Bei dem Abendessen im Rathaus saß ich bei Frau Boy Ed, die einen angenehmen Eindruck machte.

Am 16. Juni kam der Kaiser wieder nach Hamburg. Da ich nicht Bürgermeister war, nahm ich an dem Empfange nicht teil. Zum 18. hatte die Amerikalinie den Vorstand des Vereins Seefahrt zu einem Diner mit dem Kaiser im Carlton-Ritz-Restaurant auf der „Amerika" eingeladen, die bei Altenbruch lag. Wir fuhren per Dampfer hinunter; statt um 7 Uhr kam der Kaiser erst um 9½ Uhr, und um 10 Uhr wurde diniert! Das Diner war raffiniert; der Direktor des Ritz-Restaurant in Paris war selbst gekommen, um alles zu beaufsichtigen. Burchard,

Ad. Tietgens und ich wurden eingeladen, am folgenden Tage mit dem Kaiser auf dem „Meteor" zu segeln. Starker Nebel verhinderte zuerst den Start; nachher war es eine schöne Fahrt, die „Hamburg" gewann diesmal den Senatspreis. Der Kaiser war sehr munter und unterhaltend, das Frühstück sehr gut. Als der Kaiser am Abend zum Regattadiner auf der „Prinzessin Viktoria Luise" kam, fragte er mich: „Können Sie schon wieder essen?" Bei der Tafel mußte ich, wie alljährlich, den Toast ausbringen. Die Rede des Kaisers war in diesem Jahre nicht sehr inhaltreich. Am folgenden Donnerstag wollte ich mit der „Prinzessin" nach Kiel fahren, als ich morgens die telegraphische Einladung erhielt, am Abend bei dem Kaiser auf der „Hamburg" zu dinieren. Ich fuhr in Ballins Automobil mit ihm und Burchard in zwei Stunden nach Kiel; im Kruppschen Hotel wurde Toilette gemacht. Auf der „Hamburg" — einem großen Hapagdampfer, den der Kaiser gechartert hatte, da die „Hohenzollern" repariert wird — war eine zahlreiche Herrengesellschaft. Ich saß bei dem Fürsten Dohna-Schlobitten. Die folgenden Tage der Kieler Woche am Bord der „Prinzessin Viktoria Luise" waren sehr amüsant. Ich segelte zweimal mit unserer „Hamburg".

Am 2. Juni wurde unser großes Bismarckdenkmal enthüllt. Zu meiner Freude findet es allgemeine Anerkennung, während vor vier Jahren die Wahl dieses Entwurfs von vielen Seiten angefochten wurde. Bei der Enthüllungsfeier regnete es und wehte es. Ich hielt die Rede im Freien unbedeckten Hauptes — das immer drohender werdende Wetter störte mich; ich suchte die Rede abzukürzen, verlor den Faden und mußte das Ende erreichen, so gut es eben ging. Ich glaube, es hat niemand gemerkt, aber ich selbst war sehr unzufrieden mit mir. Nachher waren die Künstler, die Preisrichter (die auswärtigen hatten

abgesagt) und Komiteemitglieder zu Tische bei uns — die erste größere Gesellschaft in unserem neuen Hause.

Am 3. Juli empfing der Senat den König Friedrich August von Sachsen zum Diner im Rathaus. Burchard sprach sehr gut (reichlich lang m. E.). Am folgenden Morgen machten wir eine Rundfahrt durch Stadt und Hafen, frühstückten bei der Amerikalinie auf der „Patria" und besuchten die Börse. Die weiteren Festlichkeiten machte ich nicht mit, da der 60. Geburtstag meiner Frau gefeiert wurde.

Am 6. Juli feierten wir durch ein solennes Frühstück im Rathaus den Tag, an dem O'Swald vor 25 Jahren den Vorsitz in der Deputation für Handel und Schiffahrt übernommen hatte. Er hat sich in dieser Stellung sehr verdient gemacht, und es ist eine Freude, ihn mit 74 Jahren noch so kräftig und frisch zu sehen.

Am 4. Dezember fand die feierliche Eröffnung des neuen Hauptbahnhofs statt. Minister Breitenbach und Präsident Jungnickel hielten die Reden. Im Empfangsgebäude fand ein solennes Frühstück statt. Abends gab der Senat ein Diner im großen Rathaussaal für sehr zahlreiche Bau- und Eisenbahntechniker. Leider erwies sich die große Anlage als keineswegs betriebsfähig; wochenlang gab es viele Störungen im Betriebe.

1907

Stammann war zum ersten Male Präsident. Als im Mai die Deutschland besuchenden englischen Journalisten im Rathaus festlich empfangen wurden, sprach er recht gut, obwohl es ihm schwer wird. Als bald darauf die Senate von Lübeck und Bremen nach Hamburg kamen, war Stammann durch Unwohlsein verhindert; ich mußte deshalb die Begrüßungsansprachen halten. Wir besahen den Ohlsdorfer Friedhof, früh-

stückten im Vorsteler Jäger und besahen dann die neue Navigationsschule.

Am 16. Juni kam der Kaiser wieder zum Rennen. Die Bürgermeister waren morgens zum Gottesdienst auf der „Hohenzollern“, nachher zum Frühstück bei Herrn v. Heyking eingeladen. Mathilde empfing mit Frau Stammann die Kaiserin auf der Rennbahn. Am folgenden Tage fuhr ich mit zahlreichen Herren nach Brunsbüttel, von wo aus diesmal die Elbregatta nach der Elbmündung hinunter gesegelt wurde. Die „Hamburg“, auf der ich mich befand, wurde vom „Meteor“ geschlagen. Beim Diner auf der „Oceana“ brachte ich, wie üblich, das Hoch auf den Kaiser aus, der kurz antwortete. In Kiel war ich wieder zum Diner auf der „Hohenzollern“ geladen — mit vielen Franzosen und Amerikanern. Beim Segeln hatten wir am Sonntag das Unglück, daß die „Hamburg“ ihr Bugspriet brach. Die Reparatur ließ sich auf der Kaiserlichen Werft so schnell besorgen, daß wir am Dienstag die Fahrt nach Eckernförde mitmachen konnten. Das Wetter war rauh; wir hatten einen großen Vorsprung vor dem „Meteor“. Vor der Eckernförder Bucht erreichte uns ein schweres Gewitter, der „Meteor“ wurde so stark beschädigt, daß er nach Kiel geschleppt werden mußte. Die „Hamburg“ siegte dadurch leicht. Zum folgenden Tage war ich vom Kaiser eingeladen, auf dem „Meteor“ die Rückfahrt nach Kiel mitzumachen; wegen der Havarie, die den „Meteor“ betroffen, konnte nichts daraus werden. Wir hatten eine schöne Rückfahrt auf der „Hamburg“. Sowohl die Hinreise von der Elbe nach Kiel, als auch die Rückreise machte ich auf der „Oceana“, welche an Stelle der leider in Westindien verloren gegangenen „Prinzessin Viktoria Luise“ getreten war. Wir fuhren beide Male um Jütland herum — eine genußreiche kleine Seereise. Auf der Hinreise waren wir nur zwölf Per-

sonen, von Ballin eingeladen, an der Rückreise nahmen viele Gäste der Kieler Woche teil.

Der Herbst brachte mir wieder einige interessante Begrüßungen. Die Hygieniker kamen, während Stammann beurlaubt war, und wurden im Rathaus empfangen. Beim Souper saß ich neben dem Präsidenten Bumm vom Reichsgesundheitsamt. Bald darauf fand hier ein Kongreß des deutschen Frauenbundes statt, dessen Begrüßung ich übernommen hatte. Ich lernte unter den führenden Damen interessante und bedeutende Persönlichkeiten kennen. Die sog. Extremen nahmen an dem Kongreß nicht teil.

1908

Zum siebtenmal Senatspräsident. An Kaisers Geburtstag hatte ich die Gesundheit auszubringen. Da der Gesandte Herr v. Heyking schwer erkrankt ist und, wie es heißt, nicht wieder sein Amt übernehmen wird, saß ich neben dem kürzlich hier eingetroffenen Legationssekretär Herrn v. Lucius, einem angenehmen jungen Mann. Wenige Tage später wurde Herr v. Berenberg-Goßler zum Senator gewählt, und ich hatte die Einführungsrede zu halten. Da der große Saal im Rathaus noch immer nicht fertig ist, fand die Einführung im Kaisersaal statt. Es war bekannt, daß der Vater des neuerwählten Senators mit der Wahl sehr unzufrieden war, da er den Sohn ganz für das Geschäft in Anspruch nehmen wollte und schon erzürnt war, daß letzterer sich hatte in die Bürgerschaft wählen lassen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, in meiner Ansprache die althamburgische Tradition zu betonen, nach welcher es für den Bürger die höchste Ehre ist, der Stadt zu dienen.

Es war schon der neunte Kollege, den ich als Präsident einzuführen hatte.



Verzeichnis der Briefe

(Die eingeklammerten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen der Briefanfänge)

burtstagsfeier. Das Glück von Edenhall (75). Wenn das Haus leer wird. — Zeichne dich aus als Soldat. Innerlich räsonieren, im Dienst seine Pflicht tun. Die toleranten Alten. Segen einer offenen Aussprache. Briefe brauchen nicht interessant zu sein. „Milieu." (76). Besuch auf der Göttinger Bude. Der „Fall". Mönckeberg senior als Theaterkritiker. Hirschfelds „Mütter" und Hauptmanns „Weber" (77). „Die größte Sünde" von Otto Ernst (80). Ich bemühe mich redlich. Die gute alte Zeit und die bessere neue. Früher auch nicht schöner, nur anders — schließlich liegt es an uns selbst. Sinn der Examina, ihr relativer Wert. Nochmals die „Größte Sünde" (81). Göttinger Musenalmanach. Kriegsgedenkfeiern. „Militärischer Patriotismus." Umgestaltung des Reichstagswahlrechts? Sozialgesetze. Arbeiter und Demagogen. ôte-toi que je m'y mette (83). Einander gerecht werden. Liebe und Vertrauen zwischen ganz verschiedenen Charakteren. Sorge um ungewisse Eventualitäten gegen meine Natur. Günstige Vermögenslage erhebt über ängstliche Berechnung auch der Zeit (86).

1896

Große Politik. Internationale Konflikte. Streit zwischen England und Deutschland? Ein zu großer Unsinn! Früher oder später doch einmal. Spanien und Kuba (87). Am Vorabend des Staatsexamens. Senat und Bürgerschaft feiern gemeinsam das Jubiläum des Reichs. Ministerresident Krüger † (88). Glückwunsch. Neigung und Pflicht. Ein unruhiger Tag. Schah von Persien. Schriftliche Reden (90). Sehr in Anspruch genommen. Frühstück bei Bismarck. „Nur im Traume noch!" (91). Neueste Modesache: die Röntgenschen Strahlen. Amtlich hilde Wochen vor den Ferien. Warum Präsident der Gartenbauausstellung geworden. Carl als Referendar, Georg als Lazarettgehilfe der Reserve (92). Wie sitzen die Schmisse? (93). Der Gedanke an das Ende. — Mühsames Vergnügen. Kyffhäuserfeier. Lihungtschang sehr unsympathisch. Mit der Finanzdeputation in Cuxhaven. Feldbergexzesse. Deutsches und englisches Studentenleben (94). Wiener Extrablatt. Lueger. Redigierte Zeitungen. Anweisung in blanco (96). Warum man Reserveoffizier werden sollte. Ideale und praktische Gründe (97). Mein Freund Professor Oncken. Der Vegetarier und wir Fleischfresser. Im kaufmännischen Verein. Jetzt sind wir die Alten. Carl auf der „Freien Bühne". — Nationalökonomie als Gegengift gegen sozialistische Theorien (99). Sich nur nicht zersplittern. Das Verwaltungsgesetz angenommen, ein großes Stück Arbeit zum Abschluß gelangt (100). Ich leide unter der Bearbeitung durch einen jungen Bildhauer. Seine unheimliche Methode. — Wert des nationalökonomischen Studiums. Deutsche Arbeiterversicherung wichtiger als das BGB. Lebensfähigkeit der jetzigen Gesellschaftsordnung. Die neue Naumannsche Sozialpartei. Hafenarbeiterstreik. Hilfe aus England (101). Krank. Aufgeschobene Hochzeit. Der betrübte Bräutigam. Streik. Machtfrage. Die große Schwierigkeit. Ein Skelett als Weihnachtsgabe (104). Mein altes Gichtleiden. „Übern Berg." Streik. Hachmanns Vorschlag von den Arbeitgebern abgelehnt. Lehre (106). Wendung des Streiks. Ob das ein Glück

sein wird? Die Wahrheit hinter den Kulissen. Marcella. Eine langlebige Rasse. Jugend naturgemäß radikal (108).

1897

Ungewohnt ruhiges Leben. Philosophie und Nationalökonomie. Praktische und theoretische Volkswirtschaft. Streik. Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Das Dilemma. Verkehrsfragen. Man lernt Geduld in der Verwaltung. Worin in Wahrheit ihre große Arbeit besteht (110). Der „Praktiker". „Unparteiisch." Nietzsche. Ein Goethe des nächsten Jahrhunderts. Was an Mißerfolgen alles schuld sein soll (112). Begreiflicher Einfluß Nietzsches auf die heutige Jugend. Bei meiner festen Weltanschauung kein philosophisches Bedürfnis. Ende des Streiks. Straßenkrawalle (115). Wissenschaftliche Ausbildung und selbständige Leistungen in der Medizin. Dr. Albers-Schönbergs Röntgeninstitut. Immer neue Aufgaben. 91 Jahre alt. (116). Sorge um das Befinden der alten Mutter. Wein und Wasser. Sehnsucht nach dem Süden. Vor Eröffnung der Gartenbauausstellung (118). Beobachtung der Formalien. — Moderne Sprachen. Wirkliche Bildung (119) Was wird aus meinen Söhnen? Gartenbauausstellung. Reklamekonto (120). Wie Mama als junge Frau war. Die Arbeit an den Regenwürmern. Gefährlicher Verkehr (121). Prüfung der Hafenarbeiterverhältnisse. Zum Vorsitzenden der Sanierungskommission ernannt. Viel reden und wenig schaffen — mir ein Greuel. Erfolg der Gartenbauausstellung. Persönlichkeit in der Kunst. Künstlerschicksal (123). Allerhand sogenannte Freuden. — Arbeiten und Feste (125). Hochzeitsreise vor 30 Jahren. Bundesrat und Reichstag in der Gartenbauausstellung. Bötticher. Rede auf die Landwirtschaft. Leider wird alles gedruckt. Ehrenmitglied des Norddeutschen Regattavereins (126). Emanzipation des Fleisches. Allgemeine Rechtsgeschichte auf ethnographischer Grundlage (127). Das Bedürfnis, die liebe Stimme zu hören. Unsympathischer Klubanzug. — „Konventionelle Lügen." Die größere Unwahrheit. Heuchelei? Gefahr bei offener Besprechung sexueller Fragen (129). Was dem abgearbeiteten Stadtmenschen wohltut. Abschied von der alten Mutter. — Krank in der Schweiz. Glückwunsch zur Tochter. Die Gesellschaft im Hotel (132). Das Gegenteil eines Antisemiten, aber ... — Die sterbende Mutter (134). Mutter gestorben. Wir haben viel verloren. Ihr Leben. Was sie war (135). Produktivität. Originalität. Der tüchtige Fachmann. Eines schickt sich nicht für alle. Verkehr für den täglichen Gebrauch. Gesellige Talente und Ansprüche. Reisevorschlag (136). Nochmals die Großmutter. Das neue Rathaus. Bismarck spricht von seinem „alten Freunde Petersen". Das Petersendenkmal. — Aufzeichnungen über das Leben des Vaters. Die Rede des Prinzen Heinrich in Kiel. Der Kaiser in Hamburg (138).

1898

Wie man Vorträge hält. Zwei Möglichkeiten der Vorbereitung. Eigene Erfahrungen. Kritik der üblichen Festreden. Wenn alle nur einfach, nüchtern

und wahr dächten. Fiasko des Parlamentarismus (139). Bücherkäufe. — Bestandene Prüfung, eine der schönsten Empfindungen im Menschenleben. Ich soll einen neuen Kreuzer unserer Marine taufen (141). Nagelneue Weisheiten. Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen. — Besuche von Künstlern. „Das Geschäft bringt es mit sich." Unsere Kantvorlesungen. In einer sehr unphilosophischen Zeit aufgewachsen. Ein Gewinn, wenn es jetzt anders geworden (142). Du auch schon Schriftsteller? Herrliches Gefühl, eine große Arbeit loszuwerden. Mit der Finanzdeputation in den Walddörfern. Wie die gemeinschaftliche Arbeit verbindet. Bevorstehende Romfahrt. Vor lauter Arbeit noch keine Reiselust (143). Gelinder Schreck. In der höheren Philosophie. — Arbeitsprogramm. „Man nennt das philiströs." „Ich mag gar zu gern ..." Intelligente Kutscher. Goethe und die Ausgrabungen. Die Wohnstadt Rom einst und jetzt (145). Vollkommen schönes Wetter. Tivoli. „Ich gehöre zu den altmodischen Leuten." Ein prachtvolles Gefühl. Moses von Michel Angelo. Sixtinische Kapelle. Erst beim 33. Besuch? (146). Wieder mitten in den Geschäften. Was bei Italien das Wetter ausmacht. Lob des Herbstes. Was mich in Rom so begeistert hat. „Man müßte kein halbwegs gebildeter Mensch sein." Rom bietet alles. Rome von Zola (147). Begegnung mit Lichtwark. Hamburgische Denkmalsfragen (149).

1899

Aufführungen für ein Brahmsdenkmal. Herrendiner. Wir geben nicht viel auf diese Art der Geselligkeit, aber ... Die große Eisenbahnfrage vor der Entscheidung (150). Allerlei Familiennachrichten (151). Dem Vater ist hinterbracht worden, daß der 22jährige Georg sein Studium überstürzt beenden wolle, um ein Mädchen aus geringen Verhältnissen zu heiraten. Er schreibt dem Sohn einen Brief, worin er unauffällig den Wert einer wissenschaftlich vertieften Ausbildung und das Glück einer harmonischen Ehe betont und an das Beispiel der Mutter als einer an Herz und Geist hochgebildeten Frau erinnert (152). Nachdem Georg sich offen ausgesprochen, rät ihm der Vater (aber nicht aus gesellschaftlichem Vorurteil), sich seiner Jugend und seines Studiums halber alle Heiratsgedanken aus dem Kopf zu schlagen und sich durch einen Wechsel der Universität wenigstens örtlich von dem Mädchen zu trennen. Der Rat wird befolgt, und diese Episode findet bald ihr Ende (154). Vater und Brüder von Heinrich Hertz. Drahtlose Telegraphie (156). Versmann beerdigt. Bürgermeisterpomp. Große Teilnahme, auch des Reichs. — Kaiserbesuch und wiederum eine Schiffstaufe. Die kleine Tante kehrt nach Argentinien zurück. Freund Popert setzt seine erste Reformunternehmung ins Werk (157). Möglichst vertraulicher Verkehr mit den auswärtigen Kindern. Das schöne Bonn. Wie der Vater des Briefschreibers 1826 als Fuchs nach Bonn kam. Du bist nicht zum Einsiedler veranlagt. — Dem Geldüberfluß läßt sich abhelfen. Sei selbst liebenswürdig, und du wirst angenehmen Umgang finden (159). Viel Arbeit, viel ermüdende Gesellschaften. Zwei Neuvermählte getrennt, eine

sonderbare Sache. Die Kunsthalle als Basis für Lichtwarks Tätigkeit. Vorlesungswesen. Bücherhalle. „Hamburgs Kulturaufgaben“ von Schiefler (161). Die Medizinalordnung in der Bürgerschaft. Törichte Anträge, verständige Beschlüsse. Gutes Befinden bei vorsichtiger Lebensweise (162).

1900

Herr und Frau v. Falkenhayn. Weniger zu tun, solange bis . . . Sanierung der Neustadt. „Hausagrarier.“ Interessenpolitik. Ganz wie im Reichstage (163). Krank, lese und schreibe viel. Die Verwandten auf Reisen. Chinaexpedition, was wird daraus? Lichtwarks Reisebriefe (164). Glückwunsch zur Beendigung des Universitätsstudiums. Zu Bett: nur ordinäres Podagra. — Embden über Bülau. Die Jugend und die ältere Generation. Stöcker in Hamburg. Gast aus Trinidad. Fremde Sprachen (166). Wieder krank. Nur kein halb leistungsfähiger Senator. Ich möchte gern noch einige Zeit arbeiten. In Berlin: elektrische Hochbahn. Reichstag (167).

1901

Des Sohnes ägyptische Reise. Maßregeln gegen pestkranke Ratten. Mit zunehmender Erkenntnis kompliziert sich das Leben immer mehr (168).

1902

Der Tod des Präsidenten Hinrichsen. Schön, mitten in der Tätigkeit zu sterben. Mama von der Parlaghi gemalt. Fr. Huch liest bei Cassirer. Ein starkes Talent (169).

1903

Geburtstagsfeier. Morgens das übliche Ständchen. Aschantis. Das Lübecker Bismarckdenkmal. Unser großes Kaisermonument. Weniger wäre mehr (170). Medizinerdeutsch. „Schreiben Sie wie Herr v. Goethe!“ Berliner Konferenzen zur Reichsfinanzreform. Die deutschen Dialekte. Graf und Gräfin Bülow. Vom Kaiser zur Abendtafel geladen. Unten singen 90 Herren und Damen (171). Pastorenwahl. Warum die Positiven unduldsam sind. Der tiefe Riß. Man versteht sich nicht mehr. Schwere Krisen. Schließlich doch eine Verständigung auf sozialpolitischem und auf religiösem Gebiete. Vielleicht durch eine Reformation, viel radikaler als zu Luthers Zeiten. Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Krebsforschung (173).

1904

„Stadt- und Vorortsbahn“ in der Bürgerschaft. Arbeiten, Gesellschaften. Habilitationsaussichten in Gießen. Prof. Orth. Ein großes Honorar (175). Franz komponiert ein Trio (176).

1905

Verkauf des alten Hauses, neuer Hausbau. Unter den Gästen bei der Einweihung des Berliner Doms. Galatafel im Schloß (176). Festtrubel. Die Segelregatten. „Hamburg“ und „Meteor“. Allerlei Menschen. Zukunfts-

pläne? Schon ein recht bescheidener Hausstand kostet viel Geld! (178). Bevorstehende Verlobung. „Wer selbst so glücklich ist wie ich ..." Praktische Fragen. Der Hausbau (179). Glückwunsch zur Verlobung. Das Beste, was mir zuteil geworden ... Freude ist gesund. Die schönsten Tage im Leben (180). Vorortsbahn und Budget in der Bürgerschaft. Ein ruhiger Sonntag. Carl Verwaltungsassessor. Mir steht der Umzug bevor (181).

1906

Hochzeitsvorbereitungen. Toilettenfragen. Der Umzug. Unruhige Tage. Ein gutes Omen (182). Ein schlechter Anfang im neuen Hause! Familienbericht. Erinnerung an Gießen und Amalfi (183). Wissenschaftliche Betätigung. Neuwahl eines Senators. Bürgerschaftswahlen nach dem neuen Gesetz. Ein Fehler des Systems (185).

1907

Auch mit extraschweren Lasten muß man fertig werden. Franz will fechten. Carl zur Aufführung der „Alkestis" nach Freiburg. Popert als Abstinenzprophet in die Bürgerschaft gewählt. „Noch wässeriger" (186). Mein altes Gichtleiden. Großpapas 100. Geburtstag. Wie er war. Sein größtes Glück. Die Wahl der Gattin überhaupt von entscheidender Wichtigkeit. Im wissenschaftlichen Streit, nun gar im politischen (187). Mitgefühl bei einer Enttäuschung. Jolle's „Alkestis" im Hamburger Schauspielhause (188). Größere wissenschaftliche Arbeiten. Die werdende Universität in Hamburg? Immerhin ein Anfang. Dozenten und Institute. Die Reaktion. Schwierige Fragen (189).

1908

Moulagensammlung. Kolonialinstitut. Wissenschaftliche Stiftung. Dienstbotensorgen. Wenn ich Freitag den neuen Senator einführe ... (191).










BOUND BY

